



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

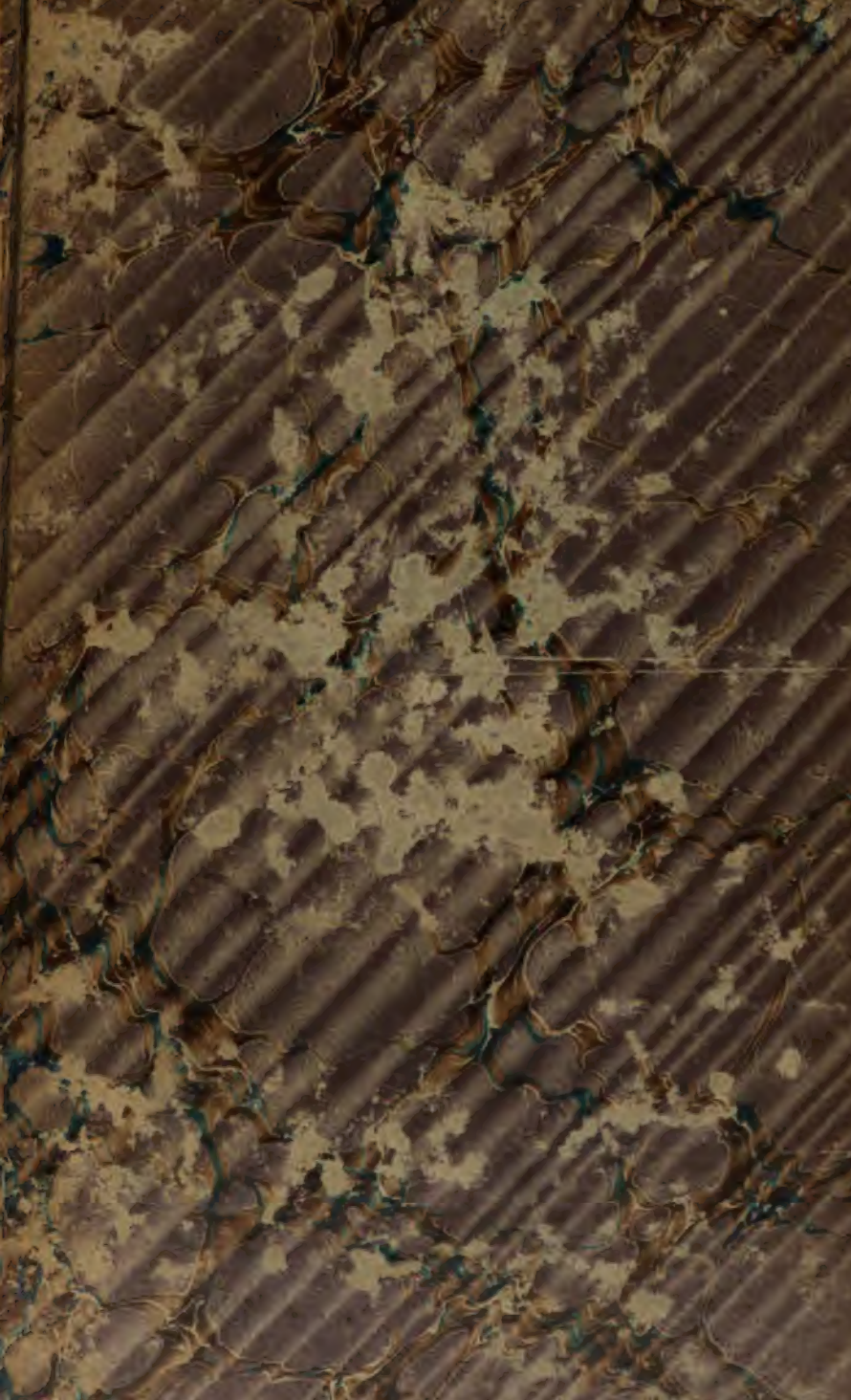
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



35263

University of California.

FROM THE LIBRARY OF

DR. FRANCIS LIEBER,

Professor of History and Law in Columbia College, New York.

THE GIFT OF

MICHAEL REESE,

Of San Francisco.

1873.

Logie

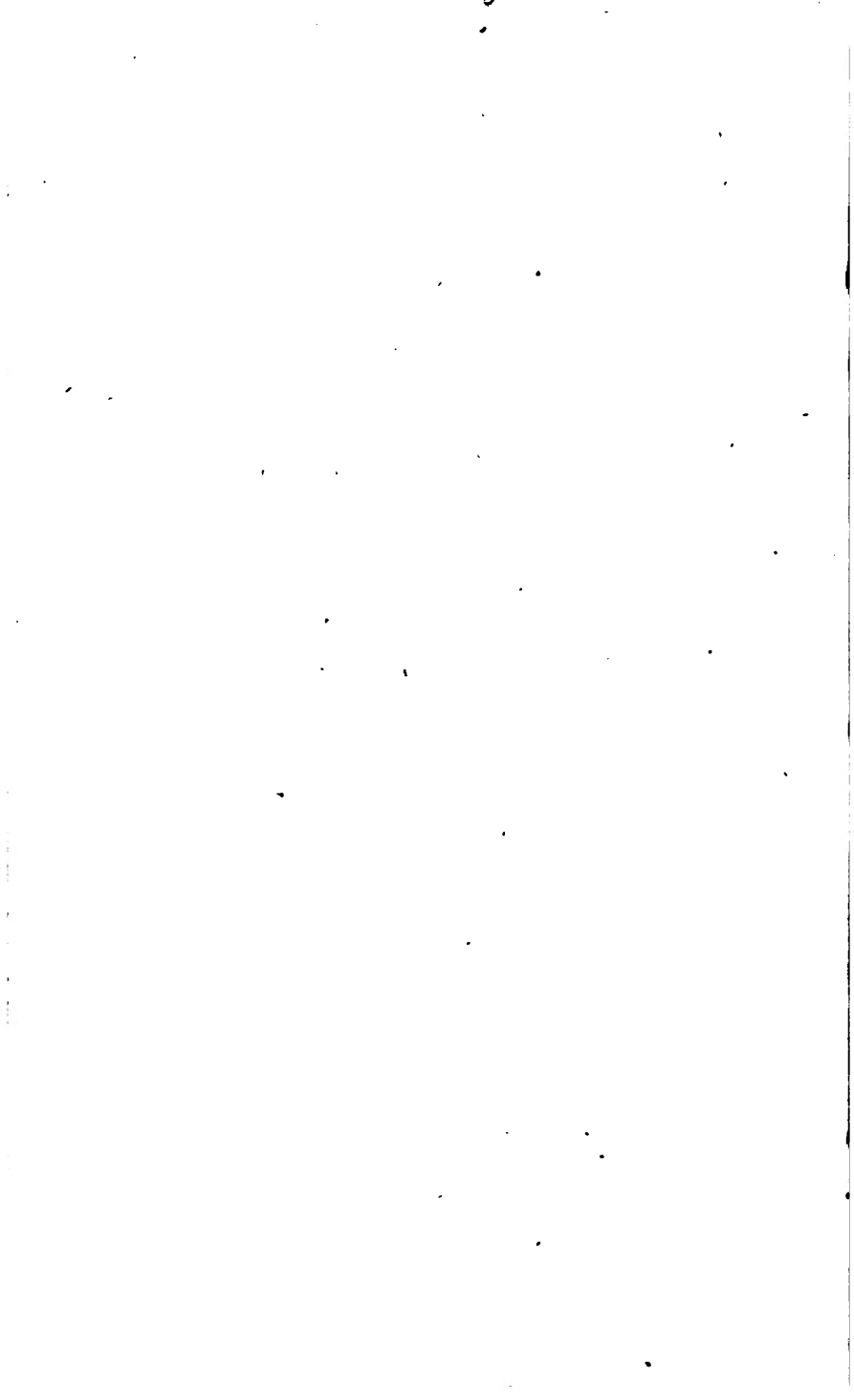
LIBRARY OF THE

University of California.

CIRCULATING BRANCH

Return in ~~two~~ weeks or a week before the end of the term.







Denklehre oder Logik.

Von

Wilhelm Traugott Krug.

Königsberg,
bey Goebbels und Unzer.
1 8 0 6.

Wilhelm Traugott Krug's

Professors der Philosophie in Königsberg

System

der

theoretischen Philosophie.



Erster Theil.

Königsberg,

bey Goebbels und Unzer.

1806.

BC 73
K 78

35263

V o r r e d e.

Gegenwärtiges System der theoretischen Philosophie wird aus drey Theilen bestehen, wovon der erste die Denklehre oder Logik, der zweyte die Erkenntnißlehre oder Metaphysik, und der dritte die Geschmackslehre oder Aesthetik abhandeln soll. Den nächsten Grund dieser Eintheilung findet der Leser in der Einleitung (§. 6.) angezeigt, wo zugleich, so wie im ganzen Werke, auf des Verfassers Fundamentalphilosophie als die höhere Wissenschaft verwiesen wird, aus welcher diejenigen Prinzipien entlehnt sind, welche für dieses System die ersten, in höchster und letzter Instanz gültigen seyn sollen.

Aus dieser Erklärung geht zweyerley hervor. Einmal, daß der Verfasser von der Gültigkeit jener Fundamentalphilosophie im Ganzen noch immer überzeugt ist, ob er gleich wohl weiß, daß viele Andre hierin nicht mit ihm einerley Meinung hegen. Allein die Einwürfe, welche man gegen die Gültigkeit der Fundamentalphilosophie gemacht hat, betreffen theils nur einzelne Punkte, wodurch die Gültigkeit des Ganzen nicht aufgehoben wird, theils sind sie so beschaffen, daß sie entweder durch die bloße weitere Entwicklung des Systems, und daher einige schon durch diesen ersten Theil desselben, von selbst verschwinden müssen, oder von dem Verfasser gar nicht berücksichtigt werden konnten und durften. Denn wenn ihn die strengen Verehrer der kantischen Philosophie einer allzuweiten Entfernung von derselben, ihre Widersacher aber einer allzugroßen Anhänglichkeit an derselben beschuldigen — wem soll er es denn recht machen? — Der Verfasser hat es sich stets zur Maxime gemacht, in Erforschung der Wahrheit keine Auktorität in der Welt, sey sie auch noch so groß,

anzuerkennen, sondern immer seinen Weg gerade fortzugehen. Was er denn auf demselben findet, kann er darum weder verwerfen noch billigen, weil es Andre auf ihren Wegen auch fanden oder nicht fanden. Und so wird er es auch ferner halten, ohne mit Andern darüber zu rechten, ob sie seine Maxime gelten lassen wollen oder nicht.

Aus obiger Erklärung geht aber auch zweytens hervor, daß dieses System, um gehörig gefaßt und beurtheilt zu werden, eine hinlängliche Bekanntschaft mit des Verfassers Fundamentalphilosophie fodert. Da nun der Verfasser selbst bey denen, welche die Fundamentalphilosophie etwas mehr als flüchtig angesehen haben mögen, nicht eine so innige und vertraute Bekanntschaft mit derselben voraussetzen kann, daß ihnen alles dort Gesagte hier augenblicklich beyfallen sollte: so hat er durch beständige Rückweisungen auf jene das Studium des vorliegenden Werkes zu erleichtern gesucht und wird es auch fernerhin auf diese Art zu erleichtern suchen. Um jedoch seinerseits alles Mögliche zu thun, wodurch Mißverständnissen vorgebeugt werden könne —

welche besonders auf diesem Gebiete und in dieser Zeit widerstrebender Tendenzen so leicht entstehen — so will er sich die Mühe nicht verdrissen lassen, hier noch einmal den summarischen Inhalt und Zweck der Fundamentalphilosophie, wieferne beydes hieher gehört, so kurz, bestimmt und deutlich als möglich darzustellen.

Der Verfasser nimmt als Realprinzip der Philosophie an das philosophirende Subjekt selbst d. h. das vom Aeufsern (dem Gegebenen) wegsehende (abstrahirende) und auf das Innere (sein eignes Thun oder Handeln) hinsiehende (reflektirende) Ich. Indem das Ich auf diese Art thätig ist — eine eigenthümliche Thätigkeit, die theils aus einem innern Drange, theils aus einem freyen Entschlusse, sich über sich selbst Rechenschaft zu geben und das Räthsel des menschlichen Daseyns und Wirkens zu lösen, entspringt — gelangt es zuerst zum Bewußtseyn seiner Thätigkeit überhaupt in seinen verschiedenen Funkzionen d. h. es nimmt innerlich das Mannichfaltige seines Thuns oder Handelns wahr. Diese Thatfachen des Bewußtseyns, wieferne sie durch das

Philosophiren Objekt einer besondern Erkenntniß, mithin in Begriffe gefaßt und durch Worte dargestellt werden, sind die Materialprinzipien der Philosophie, indem sie einen sicheren Stoff für die Wissenschaft (ein in und durch sich selbst Gewisses) darbieten. Dadurch erhält diese Wissenschaft gleichsam einen festen Grund und Boden, indem sie von innerer Wahrnehmung und dadurch erkannten Thatfachen ausgeht. Wenn nun die philosophirende Vernunft mittelst dieser Materialprinzipien auch zur Erkenntniß der Gesetze ihrer Thätigkeit gelangt, mithin diese Gesetze, als die Einheit in jener Mannichfaltigkeit, wieder in Begriffe faßt und durch Worte darstellt, so hat sie auch Formalprinzipien gefunden, indem erst dadurch die philosophische Erkenntniß die Gestalt der Wissenschaftlichkeit erlangt. Jene Materialprinzipien aber und diese Formalprinzipien zusammen genommen heißen im Gegensatz des obigen Realprinzips der Philosophie Idealprinzipien derselben, weil das philosophirende Subjekt nothwendig sich

selbst als ein Reales, die Wissenschaft aber als ein Ideales in sich setzt.

Vermittelst dieser Ansicht von der Philosophie und deren Prinzipien überhaupt glaubt nun der Verfasser gefunden zu haben, daß weder eine solche Philosophie, welche ein Reales ohne Ideales (Seyn ohne Wissen) als ihr *Prius* setzt (absoluter Realism), noch eine solche, welche ein Ideales ohne Reales (Wissen ohne Seyn) als ihr *Prius* setzt (absoluter Idealism) der philosophirenden Vernunft genügen, mithin nur eine solche Philosophie, welche Reales und Ideales (Seyn und Wissen) in ursprünglicher Vereinigung (transzendentaler Synthese) als das nicht weiter begreifliche und erklärbare *Prius* setzt (transzendentaler Synthetism) von derselben als gültig anerkannt werden könne.

Sagt jemand, wie man es denn wirklich mit der Miene, als sey von einem hochwichtigen Einwurfe die Rede, gesagt hat: „Dieser Synthetism ist ja kein anderer System als ebendasjenige, dem der gemeine Menschenverstand sich selbst unbewußt „von Anbeginn ergeben gewesen ist“ — so

hält der Verfasser ebendieſs für ein höchwichtiges Dokument der allgemeinen Gültigkeit jenes Synthetismus, wie ſehr auch die neueren Gegenfüßler des gemeinen Menſchenverſtandes über dieſe Erklärung die Nase rümpfen mögen. Der Philoſoph ſoll, unſers unvorgreiflichen Dafürhaltens, auf nichts anders ausgehn, als den gemeinen Verſtand zur geſunden Vernunft zu erheben d. h. deſſen Ausſprüche wiſſenſchaftlich zu berichtigen, zu läutern, zu begründen, zu vervollſtändigen, zu ordnen, ſo daſs ſie auch vor dem Richterſtuhle der Vernunft beſtehen, mithin ihre Abkunft und Verwandtschaft von und mit derſelben, als dem Vermögen des Abſoluten, beurkunden können. Wer an einer Philoſophie dieſes Gehaltes keinen Geſchmack findet, ſondern vielmehr jene abentheuerliche Ausgeburt der Phantaſie liebt, ſchätzt und ſucht, die ſich dem gemeinen Menſchenverſtande geradezu opponirt und alles entweder verzerrt oder in undurchdringliches Dunkel hüllt, mithin bald verſehrt bald gar nicht ſieht — *Monstrum horrendum, immane, ingens, cui lumen ademtum* — dem will der Verfasser ſeine

Philosophie gar nicht einmal darbieten, geschweige empfehlen, und noch viel weniger aufdringen, was ohnehin seine Sache nicht ist. Er glaubt jedoch, daß der Menschheit überhaupt nur mit einer Philosophie gedient seyn könne, die den Menschenverstand in Ehren hält, mithin diesen nicht despotisch zu unterjochen, sondern freythätig zu lenken und zu leiten sucht. Hierauf wird also stets des Verfassers Bestreben gerichtet seyn, ohne weiter darnach zu fragen, ob dasjenige, was er als Wahrheit aufstellt, sich auch durch Neuheit von allem bisher Gedachten und Gesagten auszeichne. Denn die Sucht, durch unerhörte Worte und Formeln, bey denen sich kaum etwas Vernünftiges denken läßt, als Original glänzen zu wollen, hat nun schon so lange ihr Unwesen in der Philosophie getrieben, daß man endlich wohl einsehen sollte, auf diese Art sey nichts Dauerndes auf dem Gebiete der Ersten aller Wissenschaften zu erringen.

Was nun insonderheit diesen ersten Theil des Systems der theoretischen Philosophie betrifft, so ist derselbe zwar in älteren und neueren Zeiten häufig genng bear-

bittet werden. Allein der Verfasser muß aufrichtig gestehen, daß ihn die bisherigen Lehrbücher der Logik weder in Ansehung der Beziehung der logischen Regeln auf die höchsten Grundsätze der philosophischen Erkenntniß überhaupt, noch in Ansehung der sogenannten Grundgesetze des Denkens und der davon abhängigen Schlußregeln insonderheit befriedigt haben. Vielleicht ist es dem Verfasser gelungen, mittelst seiner in diesen Hinsichten angestellten Untersuchung und der dadurch geleiteten Darstellung mehr Gründlichkeit, Licht, Ordnung und Zusammenhang in die Logik zu bringen, und so diese ehrwürdige Wissenschaft von den Vorwürfen zu befreien, die man ihr in den neueren Zeiten nicht ganz ohne Grund gemacht hat.

Wenn der Verfasser hin und wieder in den Anmerkungen die Lehrsätze andrer Logiker aus frühern und spätern Zeiten wörtlich angeführt hat, so ist dies bloß geschehen, um einerseits an die zum Theil schon vergessenen Verdienste älterer Philosophen, deren Bahn man nicht hätte verlassen sondern weiter verfolgen sollen, zu erinnern,

andererseits aber auch manchen weit verbreiteten und durch große Auktoritäten geschützten Irrthum zu verdrängen. Dafs der Verfasser in der letzten Hinsicht vorzüglich in KIESEWETTER's, JAKOB's und selbst in KANT's Logik so viel zu berichtigen gefunden hat, wird ihm hoffentlich so wenig übel gedeutet werden, als es den anderweiten vom Verfasser aufrichtig geschätzten Verdiensten dieser Männer Abbruch thun kann und soll. Ohnehin sind die Fehler der genannten Lehrbücher zum Theil auch schon von Andern gerügt worden und in Ansehung der kantischen Logik ist wohl der größte Theil des philosophischen Publikums der Ueberzeugung, dafs, wenn KANT selbst in seinen bessern Jahren eine Logik herausgegeben hätte, diese wahrscheinlich ganz anders ausgefallen seyn würde, als jene, welche wir jetzt unter seinem Namen besitzen. Aber ebendarum mufs von allen denen, welchen die Wahrheit über alles gilt, mit größter Anstrengung darauf hingearbeitet werden, dafs durch einen großen Namen weder alte Irrthümer bestätigt noch neue eingeführt werden.

Uebrigens mag hier das bekannte Urtheil KANT's dahin gestellt bleiben, daß die Logik seit dem ARISTOTELES eben so wenig einen Schritt rückwärts habe thun dürfen, als sie auch bis jetzt einen solchen vorwärts habe thun können, und daß sie also allem Ansehen nach geschlossen und vollendet zu seyn scheine. Fast eben so sagte BURKE einst von der Moral, daß sich auf diesem Gebiete keine neuen Entdeckungen mehr machen ließen. Streng genommen ließe sich dasselbe auch wohl von der ganzen Philosophie behaupten, wieferne sie reine Vernunftwissenschaft ist. Denn die Keime alles dessen, was in dieser Hinsicht von den Neueren (selbst von LEIBNITZ und KANT — unstreitig den beyden größten philosophischen Genien neuerer Zeit) produziert worden ist, lagen in den Systemen ihrer Vorgänger schon präformirt da. Jene haben nur mehr entwickelt, reiner ausgeschieden und bestimmter dargestellt als diese. Anders verhält es sich freylich auf dem Gebiete der angewandten Philosophie, die schon als solche kein in sich selbst geschlossenes und vollendetes Ganze ausma-

chen kann, sondern von unendlichem Umfange ist und daher auch der philosophirenden Vernunft die Möglichkeit neuer Entdeckungen auf dem Gebiete der Wahrheit ins Unendliche vorbehält. Glücklich, wem es beschieden ist, sich auch nur durch Eine solche Entdeckung um Mit- und Nachwelt verdient zu machen! — Königsberg, den 18. März, 1806.

Krug

Inhalt.

Inhaltsanzeige.

Einleitung	Seite 3
Erster Theil.	
Reine Denklehre	— 40
Erster Abschnitt.	
Reine Elementarlehre	— 42
Erstes Hauptstück.	
Von den Grundgesetzen des Denkens	— 42
Zweytes Hauptstück.	
Von den Grundbestandtheilen der Gedankenreihe	— 86
Erste Abtheilung.	
Von den Begriffen	— 91
Zweyte Abtheilung.	
Von den Urtheilen	— 190
Dritte Abtheilung.	
Von den Schlüssen	— 280
Zweyter Abschnitt.	
Reine Methodenlehre	— 540
Erstes Hauptstück.	
Von der Methode überhaupt	— 540

Zweytes Hauptstück.

Von den Grundbedingungen der methodi-
schen Gedankenbehandlung Seite 553

Erste Abtheilung.

Von den Erklärungen — 553

Zweyte Abtheilung.

Von den Eintheilungen — 576

Dritte Abtheilung.

Von den Beweisen — 588

Zweyter Theil.

Angewandte Denklehre — 609

Erster Abschnitt.

Angewandte Elementarlehre — 612

Erstes Hauptstück.

Logische Pathologie — 614

Zweytes Hauptstück.

Logische Therapeutik — 645

Zweyter Abschnitt.

Angewandte Methodenlehre — 666

Erstes Hauptstück.

Von der Erwerbung der Erkenntnisse — 667

Zweytes Hauptstück.

Von der Mittheilung der Erkenntnisse — 720

S y s t e m
der
theoretischen Philosophie.

Erster Theil.
Denklehre oder Logik.

*Res utilis et ad sapientiam properanti utique necessaria,
dividi philosophiam et ingens corpus ejus in membra dis-
poni. Facilius enim per partes in cognitionem totius
adducimur. Utinam quemadmodum universi mundi facies
in conspectum venit, ita philosophia tota nobis posset
occurrere, simillimum mundo spectaculum! Profecto
enim omnes mortales in admirationem sui ruperet, relictis
his, quae nunc magna, magnorum ignorantia, credimus.*

SENECA, ep. 89.



Einleitung.

§. 1.

Wenn die Philosophie überhaupt Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit der gesammten Thätigkeit des menschlichen Geistes oder von der Urform des Ich's ist (Fundamentalphilosophie, §. 126.): so ist die theoretische oder spekulative Philosophie als erster Haupttheil der abgeleiteten Philosophie (Fund. §. 127.) die Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit derjenigen Thätigkeit des menschlichen Geistes, welche die theoretische heisst und im Vorstellen und Erkennen oder in der Bestimmung des Subjektiven durch das Objektive besteht (Fund. §. 128. vergl. mit §. 75.).

§. 2.

Wir setzen also in der theoretischen oder spekulativen Philosophie die ursprüngliche Duplizität des Objektiven und Subjektiven oder des Realen und Idealen schon als anerkannt voraus und behaupten dem transszendentalen Synthetisme getreu, daß Beydes ursprünglich gesetzt und mit einander verknüpft, und eben diese Synthese als unbegreifliche und unerklärbare Urthatsache des Bewußtseyns der absolute Gränzpunkt des Philosophirens sey, mithin die Spekulation sich freywillig auf das innerhalb dieser Gränze liegende Gebiet beschränken müsse (Fund. §. 56 — 58. und §. 67.).

§. 3.

Wir erkennen eben darum die jedem Menschen von gesundem Verstande natürliche und nothwendige Ueberzeugung von unserm eignen Seyn, von dem Seyn der Dinge außer uns und von der zwischen uns und diesen Dingen stattfindenden Gemeinschaft als gültig an (Fund. §. 68.) und behaupten, daß eben diese Gemeinschaft auf



dem ursprünglich synthetischen des Subjektiven und Objektiven gegen einander beruhe, vermöge dessen es sich gegenseitig bestimmen könne (Fund. §. 75. besonders Anmerk. 2.).

§. 4.

Da nun die theoretische Thätigkeit des Ich's, als eine bloß immanente oder ideale, eben darin besteht, daß das Subjektive durch das Objektive bestimmt werde, indem wir Vorstellungen und Erkenntnisse in Beziehung auf gewisse Gegenstände, denen sie entsprechen sollen, erzeugen (Fund. a. a. O.) — und da jede Thätigkeit unsers Geistes von gewissen ursprünglichen Gesetzen abhängig ist, welche dessen Handlungsweise (Formen) und daraus entspringenden Wirkungskreis (Schranken) beym Gebrauche seiner Vermögen *a priori* bestimmen (Fund. §. 70. 71. 73. 74.): so läßt sich das allgemeine Problem der theoretischen oder spekulativen Philosophie in folgende Formel fassen:

Welches sind die ursprünglichen Gesetze unsers Vorstellungs- und Erkenntnisvermögens?

oder mit andern Worten:

Welches ist die ursprüngliche Handlungsweise des Ich's in Ansehung seiner immanenten oder idealen Thätigkeit?

Anmerkung.

Es wird demnach hier als unläugbare Thatsache des Bewußtseyns und erster Anfangspunkt des spekulativen Philosophirens, mithin als oberstes Materialprinzip der theoretischen Philosophie (Fund. §. 40—46.) gesetzt, daß wir theoretisch thätig sind — vorstellen und erkennen; und die weitere Nachfrage ist, wie sind wir theoretisch thätig, oder nach welchen ursprünglichen Gesetzen richtet sich unser Vorstellungs- und Erkenntnißvermögen? Indem wir nun zur Beantwortung dieser Frage über unsre eigne theoretische Thätigkeit philosophiren, wollen wir ein reines Selbstbewußtseyn in Ansehung derselben konstruiren (Fund. §. 74. Anm. 5.). Wir müssen demnach die mannichfaltigen auf unsre theoretische Thätigkeit sich beziehenden Thatsachen des Bewußtseyns gehörig aufzufassen, zu vergleichen, zu ordnen, zu zergliedern und die ursprünglichen Bedingungen derselben zu entdecken suchen, damit wir die ursprüngliche Handlungsweise des Gemüths in jeder Art der theoretischen Thätigkeit kennen lernen. Auf diese Art werden wir auch zu den Formalprinzipien der theoretischen Philosophie gelangen (Fund. §. 47—50.).

§. 5.

Was ist aber der oberste Zweck des spekulativen Philosophirens selbst? Warum und wozu wollen wir die ursprünglichen Gesetze unsers Vorstellens und Erkennens kennen lernen? — Wenn der oberste Zweck des Philosophirens überhaupt die durchgängige Uebereinstimmung meiner gesammten Thätigkeit oder die absolute Harmonie des Ich's in aller seiner Thätigkeit ist (Fund. §. 54.): so kann der oberste Zweck des spekulativen Philosophirens kein andrer seyn als die durchgängige Uebereinstimmung meiner theoretischen Thätigkeit oder die absolute Harmonie aller meiner Vorstellungen und Erkenntnisse als solcher d. h. die Wahrheit. Wir spekuliren also nur, um Wahrheit zu suchen, und richten uns in der Beurtheilung des Wahren nach der Idee einer absoluten Harmonie in unsern Vorstellungen und Erkenntnissen. Wir können daher auch folgenden Satz als oberstes Formalprinzip der theoretischen Philosophie aufstellen:

Was in ein mögliches System absolut harmonischer Vorstellungen und Er-

kenntnisse paßt, das ist wahr; was nicht, unwahr.

Anmerkung 1.

In der Fundamentalphilosophie (§. 54.) wurde als oberstes Formalprinzip der Philosophie überhaupt der Satz aufgestellt: Die absolute Harmonie des Ich's in aller seiner Thätigkeit ist der oberste Zweck des Philosophirens; oder kürzer: Ich suche absolute Harmonie in aller meiner Thätigkeit. Dort mußte dieser Zweck als ein beliebig gesetzter erscheinen, zu dessen Realisirung das philosophirende Subjekt bloß durch ein gewisses ihm eigenthümliches Interesse bestimmt werde (§. 54. Anm. 1.). Es zeigte sich aber durch die nachfolgenden Untersuchungen über das Wesen der Vernunft, daß der Zweck der philosophirenden Vernunft durch den Zweck der Vernunft überhaupt nothwendig bestimmt sey und jenes Interesse aus der ursprünglichen Tendenz der Vernunft selbst hervorgehe (§. 81. nebst Anm. 1 und 2.). In der letzten Stelle heißt es nämlich (S. 211.): „Die „Wirksamkeit der Vernunft oder die Tendenz des „menschlichen Geistes zum Absoluten äußert sich „auf eine doppelte Art; einmal in Beziehung auf das „Vorstellen und Erkennen, wo die Vernunft „sich als theoretisches Vermögen ein Höchstes „und Letztes setzt d. h. Ideen und Prinzipien auf „stellt, nach welchen das Absolute in der Er- „kenntniß oder durchgängige Einstimmung in

den menschlichen Vorstellungen gesucht wird; sodann in Beziehung auf das Streben und Handeln, wo die Vernunft sich als praktisches Vermögen ein Höchstes und Letztes setzt d. h. Ideen und Prinzipien aufstellt, nach welchen das Absolute im Handeln oder durchgängige Einstimmung in den menschlichen Bestrebungen gesucht wird.“ — Hieraus ergäbe sich also als oberstes Formalprinzip der theoretischen Philosophie der Satz: Die absolute Harmonie des Ich's in seiner immanenten oder idealen Thätigkeit ist der oberste Zweck des spekulativen Philosophirens; oder kürzer: Ich suche absolute Harmonie meiner Vorstellungen und Erkenntnisse.

Anmerkung 2.

Die absolute Harmonie aller Vorstellungen und Erkenntnisse überhaupt kann die Urwahrheit (d. h. die Wahrheit als Ideal oder Urbild aller Vollkommenheit im Theoretischen) genannt werden. Denn ob Wahrheit in einem Satze sey (z. B. in dem, daß sich die Erde täglich um ihre Achse und nicht die Sonne um die Erde bewege), beurtheilen wir nur nach der Idee einer möglichen Uebereinstimmung dieser Vorstellungen sowohl unter einander als mit allen übrigen Vorstellungen, die zur Erkenntniß dieser und anderer Objekte gehören mögen. Wir denken uns also die Totalität aller Vorstellungen und Erkenntnisse als einen absoluten Inbegriff von ewigen Wahr-

heiten oder als ein System von Vorstellungen und Erkenntnissen, deren absolute Harmonie von Ewigkeit her voraus bestimmt ist und wovon unsre (d. h. jedes einzelnen Subjektes) eigne Vorstellungen und Erkenntnisse nur abgerissne Theile sind, die aber dem Ganzen angemessen seyn sollen. Daher wird jede Vorstellung und Erkenntniß, wenn sie in Ansehung ihrer Wahrheit geprüft werden soll, an anderwärts Vorstellungen und Erkenntnisse gehalten, deren Wahrheit schon anerkannt ist, um durch diese Vergleichung zu entdecken, ob sie mit denselben übereinstimme oder nicht. Im ersten Falle läßt man sie als wahr gelten, im andern nicht. Daher ist auch jeder intellektuelle oder spekulative Streit (*disputatio*) nichts anders als ein Gegeneinanderhalten von Vorstellungen und Erkenntnissen, um sie absolut harmonisch zu machen und dadurch in das allgemeine System wahrer Vorstellungen und Erkenntnisse einzufügen. Jede einzelne Wahrheit ist also nur insoferne Wahrheit, als sie in ein mögliches System absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnisse paßt, mithin zur Urwahrheit selbst im Verhältnisse des Theiles zum Ganzen oder des nothwendigen Zusammenhanges steht. Paßt irgend eine Vorstellung und Erkenntniß auf keine Weise in jenes System, hängt sie folglich mit der Urwahrheit von gar keiner Seite zusammen, so wird sie als durchaus irrig und falsch von uns notwendiger Weise verworfen. Daher läßt sich der vorhin als oberstes Formalprinzip der theoretischen Philosophie

aufgestellte Satz, welcher den obersten Zweck der philosophirenden Vernunft in spekulativer Hinsicht d. h. den Zweck der spekulativen Vernunft selbst ausdrückte, auch in der Qualität eines allgemeinen Regulativs für die Beurtheilung des Wahren aufstellen. Und da absolute Harmonie — und: Wahrheit — unsrer Vorstellungen und Erkenntnisse — identische Ausdrücke sind, so läßt sich das oberste Formalprinzip der theoretischen Philosophie mit Recht in die Formel fassen: Was in ein mögliches System absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnisse paßt, ist wahr; das Gegentheil unwahr. *)

Anmerkung 3.

Die Wahrheit überhaupt ist es also, welche das Ziel unsrer Nachforschung in der theoretischen Philosophie ausmacht. Eben darum wollen wir die ursprünglichen Gesetze unsrer immanenten oder ide-

*) Es wird sich in einem künftigen Systeme der praktischen Philosophie zeigen, daß das oberste Formalprinzip derselben kein andres sey als der analoge Satz: Was in ein mögliches System absolut harmonischer Bestrebungen und Handlungen paßt, das ist gut; das Gegentheil böse. Die Kantische Formel des Sittengesetzes: Handle so, daß die Maxime deines Willens zu einem allgemeinen Gesetze tauglich sey, ist bloß das aus jenem abzuleitende Prinzip der Tugendlehre. Jenes Prinzip aber gilt für die ganze praktische Philosophie, mithin auch für die Rechtslehre. Denn Recht und Unrecht sind wie Tugend und Untugend enthalten unter dem, was die praktische Vernunft für gut und böse überhaupt anerkennt.

alen Thätigkeit kennen lernen. Denn für uns Menschen kann es keine andre Wahrheit geben, als eine solche, welche durch die ursprünglichen Gesetze unsers eignen Vorstellungs- und Erkenntnisvermögens bestimmt, mithin innerhalb des durch jene Gesetze beschränkten Wirkungskreises dieses Vermögens anzutreffen ist. Wahrheit außerhalb diesem Kreise suchen wollen hiesse eben so viel als aus seinem eignen Wesen herausgehen, das menschliche Vorstellungs- und Erkenntnisvermögen in sich selbst vernichten und dennoch etwas vorstellen und erkennen wollen. Laßt uns also, indem wir nach Wahrheit forschen, unsre Spekulation freywillig auf diesen Punkt beschränken, damit nicht, während wir zu philosophiren wähnen, eine ungezügelte Phantasie ihr loses Spiel mit uns treibe!

Anmerkung 4.

Noch könnte in Beziehung auf das obige Prinzip als allgemeines Regulativ für die Beurtheilung des Wahren die Frage aufgeworfen werden: Wie kann ich wissen, ob etwas (ein Urtheil oder Satz) in ein mögliches System absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnisse passe, und danach beurtheilen, ob es wahr sey oder nicht? Diese Frage wird sich ein denkender Leser leicht selbst beantworten können, wenn er den Gehalt jenes Prinzips genau ins Auge faßt. Die absolute Harmonie aller Vorstellungen und Erkenntnisse ist offenbar eine Idee, welche von uns in ihrer Totalität nicht reali-

sirt werden kann. Für endliche Wesen, wie wir sind, ist immerfort nur Annäherung zum Ziele, im Theoretischen wie im Praktischen, möglich. Jene Idee und folglich auch der dieselbe ausdrückende Grundsatz soll also dem spekulirenden Subjekte bloß zur Norm dienen, nach welcher er sein Verfahren überhaupt einzurichten hat. Jedes spekulirende Subjekt findet in sich schon eine Menge von Vorstellungen und Erkenntnissen vor. Es soll demnach jede einzelne Vorstellung und Erkenntniß, so weit es möglich ist, mit allen übrigen in durchgängige Einstimmung zu setzen suchen, so daß sie sich insgesamt zu einem möglichen Systeme absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnisse qualifiziren. Findet nun eine solche Qualifikation z. B. in Ansehung irgend eines gegebenen Urtheiles oder Satzes (A) statt, harmonirt dieses A mit allen unsern übrigen Vorstellungen und Erkenntnissen (B, C, D, E....): so wird Niemand Bedenken tragen, die Wahrheit des gegebenen Urtheiles oder Satzes anzuerkennen. Wir wissen aber wohl aus eigner Erfahrung, daß wir uns hierin irren können. Weil nämlich der Umfang unsrer Vorstellungen und Erkenntnisse sich immer mehr erweitert, so zeigt sich da oft Disharmonie, wo wir vorher Harmonie, oder auch wohl umgekehrt Harmonie, wo wir vorher Disharmonie zu entdecken wähten. Eben darum, weil wir die Summe aller Vorstellungen und Erkenntnisse nicht besitzen und mit einem Blicke überschauen und vergleichen können, sind wir dem

Irrthume (wo wir das Unwahre für wahr und das Wahre für unwahr halten) unterworfen; allein diese Irrthumsfähigkeit ist nun einmal von der Beschränktheit unsrer Natur nicht trennbar. Wir pflegen aber eben deswegen gern unsre eignen Vorstellungen und Erkenntnisse mit denen andrer Subjekte zu vergleichen, und finden in der Harmonie jener mit diesen eine Bestätigung unsrer Ueberzeugung von der Wahrheit jener, weil wir dadurch (besonders wenn die andern Subjekte zahlreich und einsichtsvoll sind) vergewissert werden, daß unsre Vorstellungen und Erkenntnisse in ein mögliches System absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnisse passen. Daher übt der *consensus aliorum* und die *auctoritas majorum* eine so gewaltige Herrschaft über das menschliche Gemüth aus; und daher haben selbst Philosophen bey dem Beweise der allerwichtigsten Lehren auf den *consensus populorum* ein so großes Gewicht gelegt. — Wollte übrigens jemand noch fragen, ob das obige Prinzip ein allgemeines formales oder materiales Kriterium der Wahrheit enthalte: so ist die Antwort, daß es unmittelbar und zunächst weder das Eine noch das Andre d. h. gar kein bestimmtes Kriterium der Wahrheit aufstelle. Es giebt nämlich dem Wahrheitsforscher nur die Norm seines theoretischen Verfahrens überhaupt an die Hand; es sagt ihm bloß, daß er jede Vorstellung und Erkenntnis in Ansehung des Formalen und Materialen in ihr mit allen übrigen zusammenhalten müsse, um sich ihrer Harmonie oder Disharmonie

bewußt zu werden. Die bestimmten (formalen und materialen) Kriterien der Wahrheit müssen in den besondern Disziplinen, welche als einzelne Theile das System der theoretischen Philosophie ausmachen, aufgestellt werden. Wir werden aber mit Hülfe jenes Prinzips als Regulativs diese bestimmten Kriterien in den besondern theoretisch - philosophischen Wissenschaften ausfindig zu machen suchen.

§. 6.

Da zur theoretischen Philosophie drey besondre Wissenschaften gehören, nämlich die Logik oder Denklehre (*dianoecologia*), die Metaphysik oder Erkenntnißlehre (*gnoseologia*) und die Aesthetik oder Geschmackslehre (*callologia*): so muß auch unser System der theoretischen Philosophie in eben so viele Haupttheile unter jenen Titeln zerfallen.

Anmerkung.

Dafs zur theoretischen oder spekulativen Philosophie nicht mehr und nicht weniger als die eben genannten Wissenschaften gehören, und durch welche wesentliche Charaktere sich dieselben unterscheiden, lehrt die Fundamentalphilosophie (§. 129. nebst den beyden Anmerkungen). Wir brauchen uns also hiebey nicht aufzuhalten, sondern können sogleich zur Darstellung der Logik oder Denklehre als

Der ersten theoretisch-philosophischen Disziplin fortgehen. (Vergl. auch Fund. §. 132.)

§. 7.

Die Logik soll eine Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in Ansehung derjenigen Thätigkeit seyn, welche das Denken genannt wird; und ebendarum heist sie auch Denklehre (*dianoecologia*. Fund. §. 79 und 129.), Logik aber (*λογική* scl. *επιστήμη*, *scientia rationalis*, Verstandes- oder Vernunft-Lehre) heist sie, weil das Vermögen zu denken, als die höhere Potenz des theoretischen Vermögens, auch Verstand oder Vernunft (beyde Ausdrücke in weiterer Bedeutung genommen; wo sie identisch sind) genannt wird (Fund. §. 81. Anm. 2. S. 213.). Man kann daher auch sagen, die Logik sey Wissenschaft des gesetzmäßigen Verstandes - oder Vernunftgebrauchs.

Anmerkung.

Dass das Wort Logik von *λογος* herkomme, ist unstreitig. Da aber *λογος* sowohl Sprache oder Rede als Verstand oder Vernunft bedeutet, so könnte man fragen, ob jener Ausdruck ursprünglich nicht vielmehr eine Sprech- oder Rede-Wissenschaft als eine Ver-

Verstandes- oder Vernunft- Wissenschaft anzeigte. Indessen kommt darauf nicht viel an. Da nämlich eine Anleitung zum richtigen Denken zugleich auch eine Anleitung zum verständigen oder vernünftigen Reden und Unterreden ist, so ist es insoferne gleichgültig, ob man den Namen der Logik von jener oder dieser Bedeutung des Wortes *λογος* ableitet. Doch scheinen bereits die Alten bey dem Ausdrucke Logik mehr an die letzte als die erste Bedeutung des Wortes *λογος* gedacht zu haben. Wenigstens übersetzen die römischen Philosophen *λογική* immer durch *rationalis*. So sagt *SENECA* im 89. Briefe: *Philosophiae tres partes esse dixerunt et maximi et plurimi auctores: moralem, naturalem et rationalem. Prima componit animum, secunda rerum naturam scrutatur, tertia proprietates verborum exigit et structuram, et argumentationes, ne pro vero falsa surrepent.* — Man sieht aber schon aus dieser Erklärung (*tertia proprietates verborum exigit et structuram*), in welcher genaue Verbindung die Alten das Denken und das Sprechen und die Anweisung zu jenem und diesem setzten. Wegen dieses innigen Zusammenhangs des Denkens und Sprechens und der Anweisung zu Beydem nannten die Alten die Logik auch Dialektik (*ars disserendi*) und betrachteten dieselbe als das Fundament oder gleichsam als Elementarlehre der Rhetorik. Denn daß Dialektik ursprünglich keine Logik des Scheins bedeute, in welchem Sinne jenes Wort einige neuere

Philosophen *) genommen haben, erhellet aus sehr vielen Stellen der Alten, wo sie die Dialektik als eine an sich gute Sache darstellen und nur vor dem sophistischen Mißbrauche derselben warnen. **)

*) KANT in der Kritik der reinen Vernunft (S. 85 und 86. Aufl. 5.) sagt, man könne aus dem wirklichen Gebrauche der Dialektik bey den Alten sicher abnehmen, „dafs sie bey ihnen nichts anders war, als die Logik „des Scheins: Eine sophistische Kunst, seiner Unwis- „senheit, ja auch seinen vorsätlichen Blendwerken den „Anstrich der Wahrheit zu geben, [dadurch] dafs man „die Methode der Gründlichkeit, welche die Logik über- „haupt vorschreibt, nachahmte und ihre Topik zu Be- „schönigung jedes leeren Vorgebens benutzte.“ — Daher will K. die Dialektik lieber als eine Kritik des dia- lektischen Scheins behandelt und der Logik über- haupt einverleibt wissen, worin ihm auch manche Neuere gefolgt sind. Allein PLATNER hat in seinen philosophi- schen Aphorismen (Th. I. S. 19 ff. nach der N. Ausarbeit.) sehr gut gezeigt, dafs weder diese noch jene Bedeutung dem ursprünglichen Sinne des Words angemessen sey.

**) Z. B. PLATO in *Sophista*, Opp. T. I. p. 253. sagt: *ἀλλὰ μὴν τὸ γὰρ διαλεκτικὸν ἐκ πολλῶν ὁρισμῶν, πλεον τῶν καθήκοντος τε καὶ δικαίου φιλοσοφῆναι.* Vergl. de *republ.* I. 7. Opp. T. 2. p. 539. Auch ARISTOTELES braucht die Worte *λογικὸς* und *διαλεκτικὸς* gleichgeltend (z. B. *Analyt. poster.* I, 22. 24. 32.), ob er gleich das letzte Wort oft auch anders braucht; doch nicht in böser Bedeutung. — Uebers, dieß nahmen die Alten auch den Ausdruck Dialektik zu, weil im ganz buchstäblichen Sinne für Kunst des Dialogs oder Anleitung dazu. So sagt SENECA a. a. Orte: *Omnis oratio aut continua est aut inter respondentem et interrogantem discissa. Hanc διαλεκτικὴν, illam ὁμοιωτικὴν placuit vocari.* — Doch verlangt er, dafs jene sowohl auf *res, quas dicuntur*, als auf *vocabula, quibus dicuntur*, sehen solle.

Weil aber auch die Logik oder Dialektik oft als eine bloße Disputirkunst (Eristik) oder gar als eine Kunst einen trüglichen Schein hervorzubringen oder Andre durch verfängliche Fragen und unrichtige Schlüsse zu verwirren (Sophistik oder Paralogistik) gebraucht oder vielmehr gemißbraucht worden ist: so hat dieser Mißbrauch nicht nur die Wissenschaft überhaupt in übeln Ruf gebracht, sondern auch denen, welche die Ehre derselben retten wollten, Veranlassung gegeben, den Mißbrauch unter dem Titel der Dialektik von dem guten Gebrauche unter dem Titel der Logik zu unterscheiden. — Die Epikurische Schule nannte die Logik auch Kanonik (weil Epikur die logischen Kriterien der Wahrheit in einer besondern Schrift, *κανών* genannt, erörtert hatte) und machte aus ihr keinen besondern Haupttheil der Philosophie, wie die übrigen Schulen, sondern rechnete dieselbe zur natürlichen Philosophie, verstand also unter dieser ungefähr eben das, was wir jetzt theoretische oder spekulative Philosophie nennen. *)

*) SENECA a. a. O. sagt: *Epicurei duas partes philosophias putaverunt esse, naturalem atque moralem; rationalem removerunt. Deinde cum ipsis cogerentur ambigua secernere, falsa sub specie veri latentia coarguere, ipsi quoque locum, quem de judicio et regula appellabant, alio nomine (κανόνιν) rationalem induxerunt; sed cum accessionem esse naturalis partis existimant.*

§. 8.

Das Denken ist ein mittelbares Vorstellen und mittelbare Vorstellungen heißen Begriffe (Fund. §. 79.). Es setzt also gewisse anderweite Vorstellungen schon voraus, worauf es als eine eigenthümliche Funkzion des Gemüthes gerichtet ist. Diese Funkzion kann aber erwogen werden entweder als ein bloßes Denken, vermöge dessen gegebne Vorstellungen nur auf einander selbst bezogen werden, um sich ihrer Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse bewußt zu werden, ohne weiter auf die Gegenstände, worauf sie sich beziehen mögen, zu reflektiren — oder als ein Denken bestimmter Gegenstände, wodurch diese nach ihren verschiedenen Beschaffenheiten und Verhältnissen erkannt werden sollen. Jene Betrachtungsart des Denkens findet in der Logik, diese in der Metaphysik statt. Daher ist die Logik eine Wissenschaft von den Gesetzen des bloßen Denkens, und ebendarum heißt sie vorzugsweise oder schlechthin eine Denklehre (Fund. §. 129.).

Anmerkung 1.

Der Unterschied des bloßen Denkens (welches auch das formale, analytische oder logische heißt) von dem Denken eines bestimmten Gegenstandes, der dadurch erkannt wird (welches auch das materiale, synthetische oder metaphysische, und das transzendente heißt, wiefern man von dem Empirischen darin abstrahirt und bloß auf das Ursprüngliche oder den reinen Antheil des Gemüths daran reflektirt), muß hier als bekannt aus der Fundamentalphilosophie (vergl. die eben angeführten §§.) vorausgesetzt werden. (Einige nennen dieses auch das Denken schlechtweg, jenes das Nachdenken oder Rännniren.) Aber die Frage darf hier nicht unerörtert bleiben, warum jenes Denken zuerst in der Logik und dieses nachher in der Metaphysik abgehandelt werde. Ist dieß nicht — könnte man sagen — eine willkürliche Trennung dessen, was der Erfahrung zufolge gar nicht so getrennt vorkommt, und ist es nicht verkehrt, — zuerst von den Gesetzen des bloßen Denkens und dann von den Gesetzen des Denkens bestimmter Gegenstände zu handeln, da dieses von jenem offenbar vorausgesetzt wird? Müßten nicht schon Gedanken von gewissen Objekten vorhanden seyn, ehe ich diese Gedanken auf einander beziehen, zergliedern, ordnen, verbinden oder trennen kann? Sollte nicht überhaupt, da das Denken nur ein mittelbares Vorstellen ist, zuvörderst von dem unmittelbaren Vorstellen (dem Anschauen und Empfinden) und dann von

dem Ursprunge der Gedanken (der Erzeugung der Begriffe durch das synthetische Denken) gehandelt werden, ehe man vom dem bloßen Denken gründlich handeln kann? — Allerdings geht das unmittelbare Vorstellen dem mittelbaren und das materiale oder synthetische Denken dem formalen oder analytischen vorher oder vielmehr es ist in der Erfahrung selbst alles dieses unzertrennlich mit einander vereinigt. Allein der Unterschied aller Wissenschaften beruhet eben darauf, daß wir das in der Wirklichkeit Verbundene in Gedanken trennen und isolirt betrachten. Nirgends existiren in der Natur die Thiere abgesondert von den Pflanzen und diese abgesondert von den Mineralien, und nirgends existiren in der Natur die Gattungen und Arten, dieser Dinge isolirt, sondern alles ist unter einander vermischt und alles besteht mit, durch und für einander. Und dennoch betrachtet der Naturforscher jedes für sich und stellt es in der Wissenschaft getrennt dar. — Es ist ferner gar nicht nothwendig zu wissen, wie Gedanken erzeugt werden, um zu erfahren, wie sie in ihrer Beziehung auf einander behandelt werden müssen. Von wie vielen Dingen in der Welt kennen wir den Ursprung nicht, und vermögen sie doch zweckmäßig zu behandeln? Gesezt also, wir wüßten von der Erzeugung der Gedanken gar nichts, so würde doch dadurch die Möglichkeit nicht aufgehoben seyn, von der weitem Behandlung der Gedanken, sobald sie einmal im Bewußtseyn vorkommen, eine Wissenschaft zu entwerfen. →

Hingegen ist es sehr nützlich, in der Metaphysik als der Lehre von dem Denken bestimmter Gegenstände oder dem Erkennen schon mit den Gesetzen des bloßen Denkens oder den logischen Regeln bekannt zu seyn. Denn diese Regeln finden in allen Wissenschaften, was ihre systematische Konstruktion betrifft, mithin auch in der Metaphysik, ihre Anwendung; und da die Metaphysik von jeher in dem Verdachte gestanden hat, daß es ihren Lehrsätzen an der gehörigen Evidenz fehle und sie gleichsam eine übervernünftige (hyperlogische) Wissenschaft sey: so ist es um so nöthiger, die in derselben vorkommenden Behauptungen und deren Beweise mit aller möglichen logischen Schärfe zu prüfen und sich daher schon vorher mit dem rein Logischen in Ansehung der menschlichen Erkenntniß bekannt zu machen. Es ist also das gewöhnliche Verfahren der Philosophen, Logik und Metaphysik als theoretische Formal- und Material-Philosophie von einander zu trennen und jene dieser vorzuschicken, in der Natur der Sache und dem Verhältnisse beyder Wissenschaften sehr wohl gegründet.

Anmerkung 2.

Wenn gleichwohl in den neuern Zeiten einige Philosophen in die Logik gewisse anderweite Untersuchungen aufgenommen haben, welche sie theils aus der empirischen Psychologie, theils aus der Metaphysik entlehnten, um dadurch die Logik zu begründen und zu vervollständigen: so entstand dieser

Mißgriff lediglich aus dem dunkel gefühlten Bedürfnisse einer philosophischen Grundlehre, von welcher man bey den logischen Untersuchungen ausgehen könnte. Denn obgleich jene Grundlehre, so wie jede andre Wissenschaft und die Logik selbst in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen Form (der systematischen Konstruktion) durch die logischen Regeln bedingt ist, indem keine Wissenschaft anders als nach logischen Regeln konstruirt werden kann, mithin die Gesetze des formalen Denkens bey der Wissenschaft des formalen Denkens eben so wohl als bey jeder andern Wissenschaft ihre Anwendung finden müssen; so ist es doch auf der andern Seite eben so nothwendig, daß man, ehe man eine Logik, als theoretisch-philosophische Wissenschaft, aufstellen kann, über die Prinzipien der philosophischen Erkenntniß überhaupt sowie über den Begriff und die Theile der Philosophie philosophirt habe, mithin bey Konstruktion der Logik von einer schon konstruirten Fundamentalphilosophie ausgehe und jene von dieser in Ansehung ihres Gehaltes abhängen lasse. Das Verhältniß der Fundamentalphilosophie oder Grundlehre und der Logik oder Denklehre zu einander und der letzten zu sich selbst ist demnach folgendes. In jener philosophirten wir über die Philosophie selbst und im Ganzen, mithin auch über jeden Theil derselben in seiner Beziehung auf das Ganze; wir suchten also Prinzipien der philosophischen Erkenntniß überhaupt. Bey jener Untersuchung konnten wir selbst nicht anders verfahren als

nach den allgemeinen und nothwendigen Denkgesetzen der menschlichen Natur. *) Nach Völlen-
dung jener Untersuchung richten wir jetzt zunächst
unsre Aufmerksamkeit auf eben diese Denkgesetze,
damit wir sie, die uns dort gleichsam nur in der
Ferne vorschwebten und die wir nur mit dunklem
Bewußtseyn befolgten, nun deutlich und genau ken-
nen lernen. Es kann aber nicht fehlen, daß wir,
indem wir eine Wissenschaft von diesen Gesetzen
konstruiren wollen, uns dabey theils nach den be-
reits gefundenen Prinzipien der Grundlehre, theils
nach eben diesen Denkgesetzen richten, indem wir
sie als das Material oder Objekt unsrer Wissenschaft
nach und nach in unser philosophisches Be-
wußtseyn aufnehmen (Fund. §. 74. Anm. 5.). Die
Logik ist also durch sich selbst. (d. h. durch die in
ibr wissenschaftlich aufzustellenden Gesetze des for-
malen Denkens) eben so bedingt, wie jede andre
Wissenschaft (Metaphysik, Moral, Physik, Matho-
matik u. s. w. mithin selbst die philosophische Grund-
lehre) durch sie bedingt ist.

*) Es haben zwar einige Philosophen der neuesten Zeit
behauptet, daß man in den höhern (transzendentalen) Re-
gionen der Philosophie nicht nach logischen Regeln ver-
fahren dürfe. Allein es kann wohl etwas über, aber es
darf nichts wider die Logik seyn. Recht und Pflicht
sind so gut über der Logik als Gott und Unsterblichkeit.
Wenn aber darum jemand eine Philosophie des Rechts und
der Pflicht aufstellen wollte, die wider die Logik (d. h.
gegen die allgemeinen und nothwendigen Gesetze des Den-
kens) wäre — *risum teneatis amici?*

Anmerkung 3.

Wenn ferner in den neueren Zeiten noch andre Philosophen die Logik gar mit der Metaphysik identificiren d. h. die Logik selbst als eine Materialphilosophie behandeln und aus den Gesetzen des bloßen Denkens die Existenz der Gegenstände, in Beziehung worauf das Denken stattfindet, deduziren wollten: so ist dafs ein Unternehmen, welches nothwendiger Weise mislingen muß. Denn so gewifs es ist, daß ohne ein materiales oder (wie man es auch nennen kann) angewandtes Denken von einem formalen oder bloßen Denken gar nicht die Rede seyn würde und könnte: so gewifs ist es auch auf der andern Seite, daß das Hinüberspringen von der bloßen Denkform auf ein reales Objekt des Denkens immer und ewig ein *salto mortale* der philosophirenden Vernunft über eine Kluft hinweg bleiben muß, die durch kein *A* oder *X*, kein *Plus* (+) oder *Minus* (—), und keine unendliche Wiederholbarkeit des *A* als *A* in *A* u. s. w. jemals wird ausgefüllt werden. Es ist daher eins der wesentlichsten Verdienste des unsterblichen Urhebers der Kritik um die Philosophie, daß er zuerst den Unterschied des formalen und materialen Denkens deutlich und bestimmt angab und dadurch die Gränzen der Logik und Metaphysik genau fixirte — ein Verdienst, das ihm kein späterer Philosoph je bey der dankbaren Nachwelt rauben wird.

§. 9.

Da die logischen Regeln nicht das materiale sondern nur das formale Denken betreffen (§. 8.), so ist auch die Logik in Beziehung auf andre Wissenschaften kein materiales sondern nur ein formales *Organon* d. h. sie ist zwar kein Werkzeug zur Produktion neuer realer Erkenntnisse (*Hevristica*) und zur Destruktion aller Arten von Irrthümern (*Jatrica*), aber doch zur Formazion bereits vorhandner Erkenntnisse (*Plastica*) und zur Purifikazion des Gemüths von den Fehlern der Inkonsequenz und Konfusion im Denken (*Cathartica*). Daher ist auch die deutliche Kenntniss dieser Regeln jedem gründlichen Denker unentbehrlich.

Anmerkung 1.

Bekanntlich führen einige Schriften des ARISTOTELES (*categoriae — de interpretatione — analytica — topica — de sophisticis elenchis*) den gemeinschaftlichen Titel: *Organon Aristotelicum*. Diese Schriften sind zwar größtentheils logischen Inhalts. Allein es ist unstreitig, daß ARISTOTELES selbst weder diese Schriften in derselben Ordnung abgefaßt noch sie zusammengenommen als ein vollständiges System betrachtet und seine Logik oder sein *Organon* ge-

nannt habe. *) Erst in viel spätern Zeiten betrachtete man jene Schriften als ein vollständiges System der Logik und die Logik selbst als ein Organon der Philosophie, ja sogar aller andern Wissenschaften. Daher bekam die Logik in Schriften, welche sie abhandelten, nicht nur eben diesen Namen (z. B. LAMBERT's *neues Organon*), sondern auch noch andre prächtige Ehrentitel, als: Erfindungskunst oder Hevristik (z. B. FLÖGEL's Einleitung in die Erfindungskunst), Heilungskunst oder Jatrik (z. B. TSCHIRNHAUSEN's *medicina mentis s. artis inveniendi praecepta generalia*) und dergleichen. **) Dagegen machte KANT in seiner Kritik der reinen Vernunft (S. 74 ff. Aufl. 3.) der Logik den Titel eines Organon's durchaus streitig, und behauptete, „daß die „allgemeine Logik, als Organon betrachtet, jederzeit „eine Logik des Scheins d. i. dialektisch sey.“ (S. 86.) Er wollte sie daher, wieferne sie rein ist, bloß einen Kanon des Verstandes und der Ver-

*) In der zweyten Schrift des Organon's verweist A. auf die dritte und in der dritten auf die vierte. Sie scheinen also vielmehr in umgekehrter Ordnung geschrieben zu seyn. Und selbst der Ausdruck *λογικη* oder *εργασον* als Titel einer Wissenschaft kommt bey A. nicht vor.

**) CAUVIUS nannte sie einen Weg zur Gewisheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß, *CAUVIUS* ein *système des reflexions, qui peuvent contribuer à la netteté et à l'étendue de nos connoissances*. Noch andre minder merkwürdige oder mit jenen identische Titel sind: *τεχνη λογικη*, *philosophia instrumentalis*, *caput et apex philosophiae*, *cynosura veritatis*, *pharus intellectus*, *grammaticae rationis*, auch *critica* u. s. w.

nunft, und wieferne sie angewandt ist, bloß ein Kathartikon des gemeinen Verstandes genannt wissen (S. 77 und 78.); worüber dann mancherley für und wider gesagt worden ist. Vielleicht kann der Streit, ob die Logik ein Organon heißen könne oder nicht, am füglichsten so entschieden werden. Es kann eine Wissenschaft für die andre ein Organon seyn entweder in materialer Hinsicht, wenn diese in Ansehung ihres Inhalts oder Stoffes durch jene bestimmt wird. (wie Medizin durch Physik) oder in formaler Hinsicht, wenn diese nur in Ansehung ihrer wissenschaftlichen Gestalt von jener abhängig ist. Da nun ziemlich allgemein zugestanden wird, daß eben dieses das Verhältniß der Logik zu andern Wissenschaften sey, so kann man die Logik allerdings ein Organon, aber bloß ein formales, nennen. KANT hat also wohl Recht, wenn er gegen diejenigen, welche die Logik als ein Werkzeug realer Erkenntnisse brauthen möchten, behauptet, die Logik sey kein Organon. Aber auch PLATON hat Recht, wenn er sagt: „Wieferne sie [die „Logik] durch diese Regeln [des menschlichen Denkens], wenn sie angewandt werden, dem Verstand „und der Philosophie die Form der Wahrheit giebt, „sofern ist sie ein Organon.“ (S. Dessen philosoph. Aphor. Th. I. S. 23. nach der neuen Ausarbeitung.)

Anmerkung 2.

Hieraus ergibt sich von selbst, was es mit den übrigen Ehrentiteln der Logik für eine Bewandniß

nehmen lassen, so mag er sie eine formale Heuristik und Jatrik nennen, wie sie auch nur ein formales Organon ist.

Anmerkung 3.

Durch diese Bemerkungen soll nun der Logik nichts von ihrem Werthe entzogen, sondern nur derselbe nach seiner wahren Grösse geschätzt und behauptet werden. Eben dadurch, daß man von der Logik zu viel forderte und erwartete, ist sie um ihren Kredit gekommen. Gewinnt aber durch sie unser Erkenntniß auch nicht an Extension (Umfang des Gehalts), so doch an Intension (Deutlichkeit, Bestimmtheit, Ordnung, Zusammenhang). Um jedoch der Erkenntniß diese Vollkommenheiten zu ertheilen, reicht ein dunkles mit der unmittelbaren Anwendung der logischen Regeln verknüpftes Bewußtseyn derselben, wie es jeder von Natur hat, nicht hin; sondern dieses muß durch Abstraction und Reflexion zur klaren und deutlichen Einsicht erhoben werden. Denn nur unter dieser Bedingung wird man die logischen Regeln in allen, auch den verwickeltesten, Fällen mit Sicherheit anwenden können. Das Studium der Logik ist daher für den, welcher durchaus richtig denken will, eben so nöthig, als das Studium der Grammatik für den, welcher durchaus richtig reden will, wenn es auch nicht schon an sich interessant wäre, den Mechanismus des menschlichen Geistes im bloßen Denken kennen zu lernen. Wenigstens wird derjenige, welcher

welcher

welcher diesen Mechanismus genau kennt, sich gewiß nicht so leicht durch allerley spitzfindige Rasonnements voll versteckter Sophismen irreführen lassen. Vielleicht wäre auch der losen Sophisterei nicht so viel in den neueren philosophischen Systemen, wenn die Schöpfer derselben sich etwas genauer mit den logischen Regeln bekannt gemacht hätten. Aber das Bewußtseyn der eignen Schuld in dieser Hinsicht scheint Manche selbst zu der verzweiflungsvollen Behauptung getrieben zu haben, daß die Logik gar keine philosophische Wissenschaft sey und daß man den logischen Regeln gerade entgegen philosophiren müsse, wenn man richtig philosophiren wolle!

§. 10.

Die Logik heißt die allgemeine (*generalis*), wenn und wiefern sie die Gesetze des bloßen Denkens überhaupt darstellt, mithin zu allen Wissenschaften im gleichen Verhältnisse steht; eine besondre (*specialis*) aber, wenn und wiefern sie logische Regeln in Beziehung auf gewisse Erkenntnisarten darstellt, mithin zu dieser oder jener Wissenschaft im näheren Verhältnisse steht. Nur jene gehört zum Systeme der philosophischen Wissenschaften.

Anmerkung.

Die besondre Logik kann so mannichfaltig seyn als die Wissenschaften, worauf sie sich bezieht.

(Z. B. juristische, medizinische Logik u. d.). Sie ist daher gar keine selbständige Wissenschaft, sondern eine bloße Propädeutik andrer Wissenschaften und gehört zur Methodologie derselben. Sie zeigt nämlich die Methode, wie man eine bestimmte Wissenschaft behandeln müsse, wenn sie ein systematisches Ganze werden solle. Sie setzt also auch voraus ein bestimmtes Material zur Wissenschaft und die Kenntniß desselben sowohl als der allgemeinen Logik von Seiten dessen, der eine besondre Logik entwerfen will. Sie nimmt folglich schon Rücksicht auf gewisse Gegenstände der Erkenntniß (nämlich auf diejenigen, welche in der Wissenschaft, worauf sie sich bezieht, abgehandelt werden sollen) und ist folglich keine bloß formale Denklehre. Die allgemeine Logik hingegen kann vermöge ihres allgemeinen Charakters nur eine einzige seyn und hat einen selbständigen wissenschaftlichen Werth. Auch heißt sie *Elementarlogik*, weil sie die Elemente d. h. die erste Grundlage zu jeder besondern Logik enthält. Daß also nur sie hier abgehandelt werden könne, versteht sich von selbst.

§. 11.

Die allgemeine Logik ist theils rein (*pura*), wenn und wieferne sie die Gesetze des bloßen Denkens in ihrer ursprünglichen Bestimmtheit darstellt, theils angewandt (*adplicata*), wenn und wieferne sie auf die

empirischen Bedingungen Rücksicht ~~nimmt~~, von welchen die Anwendung jener Gesetze abhängig ist. Beydes sind also eigentlich nicht verschiedene Logiken, sondern nur Theile einer und derselben Wissenschaft, wovon jener diesem nothwendig vorausgeht (Fund. §. 131.).

Anmerkung 1.

In der reinen Logik (oder vielmehr dem reinen Theile der Logik) wird das formale Denken an sich betrachtet, so wie es *a priori* durch die Natur des Denkvermögens überhaupt bestimmt ist, mithin die bloße ursprüngliche Handlungsweise des Ichs in Ansehung jener Thätigkeit. Ob nun gleich diese Handlungsweise bey allen denkenden Subjekten als identisch vorausgesetzt werden muß, weil sonst keine Gedanken - Harmonie verschiedner Subjekte möglich seyn würde: so finden wir doch in der Erfahrung, daß das formale Denken durch die verschiedene Beschaffenheit der denkenden Subjekte in Ansehung ihrer zufälligen Bestimmungen gewisse Modifikationen erleidet, wodurch jene Geistesthätigkeit bald befördert bald gehindert wird und woraus eben die empirische Gedanken - Disharmonie entspringt. Jedes denkende Subjekt hat nämlich in der Zeitreihe, mithin *a posteriori*, gewisse Bestimmungen angenommen, wodurch sein ursprünglicher Charakter auf eine eigenthümliche Weise modifizirt wird (Fund.

§. 70 und 71.). Daher entstehen gewisse Regeln, welche sich auf das Denken unter gewissen empirischen Bedingungen beziehen, z. B. wiefern es unter dem Einfluß eines starken oder schwachen Gedächtnisses, einer geübten oder ungeübten Urtheilskraft, einer lebhaften oder trägen Phantasie, eines gebildeten oder rohen Zustandes, einer guten oder bösen Gesinnung u. s. w. steht. Der Inbegriff jener Regeln macht also die angewandte Logik (oder den angewandten Theil der Logik) aus, weil von jenen Bedingungen die Anwendung der Denkgesetze abhängig ist:

Anmerkung 2.

Die Logiker haben überdiß in Rücksicht ihrer Wissenschaft noch andre Eintheilungen und Unterscheidungen gemacht, welche aber entweder selbst kein logisches Fundament haben oder schon in den bisherigen Eintheilungen enthalten sind.

So unterscheiden Viele die natürliche und künstliche Denklehre (*logica naturalis et artificialis*), jene als Inbegriff der Denkgesetze, nach welchen sich jedermann auch ohne deutliches Bewußtseyn richtet, diese als wissenschaftliche Darstellung oder Kenntniß derselben. (Daher wollen Einige jene auch die subjektive, diese die objektive Logik genannt wissen, so wie Andre jene Logik des Lebens, diese Logik der Schule oder Schullogik nennen.) Allein die Logik soll ja eine Wissenschaft seyn und von Natur hat nie-

mand eine Wissenschaft — denn sie beruht auf einem freyen und absichtlichen Gebrauche der Erkenntnißkraft zur Hervorbringung derselben — sondern nur den Besitz und Gebrauch dessen, was in der Wissenschaft systematisch dargestellt werden soll. Es giebt also im eigentlichen Sinne so wenig eine natürliche Logik, als es in diesem Sinne eine natürliche Grammatik oder Mechanik giebt. Es ist daher auch höchst ungereimt, wenn Manche die natürliche Logik auf Unkosten der künstlichen erheben und meynen, daß diese durch jene entbehrlich gemacht werde. Das ist gerade so, als wenn man sagen wollte, die Grammatik oder Mechanik (als Wissenschaften) seyen entbehrlich, weil man auch ohne sie sprechen und sich bewegen könne. *)

*) Manche (z. B. Wolff) theilen die natürliche Logik noch einmal ein in die angeborene (*connata*) und erworbene (*adquisita*), indem man unter jener die ursprünglichen Denkgesetze selbst, unter dieser die ohne wissenschaftliches Studium derselben durch den bloßen Gebrauch der Denkkraft im gemeinen Leben und geselligen Umgange erlangte Fertigkeit im Denken versteht. Diese sind aber wieder zwey ganz heterogene Dinge, die man nicht unter dem gemeinschaftlichen Titel der Logik (worunter immer eine Wissenschaft zu verstehen ist) zusammenfassen kann. Eben so unschicklich ist es auch, die Logik überhaupt in die lehrende (*docens*) und ausübende (*utens*) einzutheilen, da die Logik selbst weder lehrt noch ausübt, sondern gelehrt und ausgeübt wird, und der ganze Unterschied gar keinen wissenschaftlichen Werth hat. Mit demselben Rechte könnte man auch eine lernende Logik (*discens*) aufführen.

Ferner unterscheiden Manche theoretische und praktische Logik. Die praktische Logik aber kann als Wissenschaft nichts anders seyn als entweder eine besondre oder die angewandte Logik. Mit hin fällt diese Eintheilung mit den schon angeführten zusammen. *) Sollte aber unter praktischer Logik die von Andern sogenannte ausübende Logik oder eine mit besondrer Hinsicht auf die Ausübung und zur Erleichterung derselben abgefaßte Logik verstanden werden, so gilt die vorige Bemerkung auch von dieser Eintheilung.

Endlich zerfallen Manche **) die Logik auch in die Analytik und Dialektik. Jene soll die

*) FROBESRUS in seinem Compendium der Wolfischen Logik (Helmstädt, 1746, 4.) braucht auch wirklich die Ausdrücke angewandt und praktisch in Beziehung auf die Logik als identisch. Er erklärt sich nämlich im Wolfischen Sinne über theoretische und praktische Logik so: *Pars theoretica de tribus mentis operationibus praecipuis, harundemque symbolis sive signis, eorumque usu legitimo praecipit; pars adplicata seu practica commodissimis praescepta logica ad disciplinas et humanam vitam adplicandi artificii est intenta.* — Dem Begriffe nach ist also praktische Logik hier nichts anders als theils logische Methodenlehre theils angewandte Logik.

**) Nach KANT in dessen Kritik der reinen Vernunft (S. 82. Aufl. '3.). Doch ist in KANT's Logik selbst (herausg. von JÄSCHKE) diese Eintheilung nicht befolgt. Kant hat dort (Krit. S. 79.) auch eine transzendente Logik als von der gewöhnlich so genannten Logik unterschieden charakterisirt und im Folgenden abgehandelt. Diese gehört aber eigentlich zur Metaphysik, wie der zweyte Theil dieses Systems zeigen wird.

Denkgesetze selbst darstellen, diese den Schein aufdecken lehren, der aus einer falschen Anwendung derselben entspringt. Das Eine geschieht in der reinen, das Andre in der angewandten Logik. Mithin bedürfen wir dieser Benennungen nicht, da ohnehin jene Bedeutung des Wortes Dialektik willkürlich (§. 7. Anm. 2.) und die reine Metaphysik eben so gut eine Analytik (nämlich des Erkenntnißvermögens) ist, als die Logik, welche das bloße Denkvermögen analysirt. *)

*) Der Unterschied der populären und scholastischen oder akroamatischen Logik betrifft nicht die Wissenschaft selbst sondern nur den Vortrag oder die Methode. Daher läßt sich dieser Unterschied bey jeder Wissenschaft anbringen, welche eine populäre Behandlung verträgt.

D e r L o g i k

erster Theil.

R e i n e D e n k l e h r e.

§. 12.

Da die reine Logik zuerst die verschiedenen zum Denken gehörigen Funkzionen des Gemüths nebst den Regeln, durch welche es dabey geleitet wird, an und für sich betrachten — sodann aber die verschiedenen Verfahrensorten zeigen muß, vermittelst jener Regeln Einheit und Zusammenhang in die Erkenntniß zu bringen und ihr dadurch wissenschaftliche Form zu geben: so zerfällt sie sehr natürlich in eine Elementarlehre und Methodenlehre.

Anmerkung.

In jener wird nämlich das Denken in seine Elemente aufgelöst, in dieser die Methode ge-

zeigt, aus seinen Gedanken ein wohlgeordnetes Ganze zu machen. SCHAUMANN schickt beyden Theilen noch eine Fundamentallehre, so wie der ganzen Logik noch eine transzendente Logik voraus, welches aber nicht nöthig ist, wenn im Systeme der Philosophie die Logik nicht als erste Wissenschaft (*caput et apex philosophiae*) aufgestellt wird, sondern auf eine Fundamentalphilosophie folgt, weil sie durch diese schon ihr Fundament bekommen hat. Soll aber logische Fundamentallehre die Lehre von den obersten Grundsätzen der Logik oder den Grundgesetzen des Denkens seyn, so gehört sie mit zur Elementarlehre. Wir zerfallen daher diese wieder in zwey Hauptstücke, so daß das erste von den Grundgesetzen des Denkens selbst und das zweyte von den Grundbestandtheilen der Gedankenreihe oder den logischen Elementen der Erkenntniß handeln soll.

Der reinen Denklehre
erster Abschnitt.

Reine Elementarlehre.

Erstes Hauptstück.
Von den Grundgesetzen des Denkens.

§. 13.

Die reine logische Elementarlehre geht von dem Satze aus: Ich denke, welcher als Thatsache des Bewußtseyns unmittelbar gewiß ist.

Anmerkung.

Wer jenen Satz, der das oberste Materialprinzip der Logik ausdrückt (§. 4. Anm.), läugnen wollte, müßte sein eignes Bewußtseyn verläugnen. Denn indem er etwas läugnet, so denkt er, daß etwas nicht gedacht werden solle. Man könnte also zwar einen solchen Lügner nicht widerlegen, würde es aber auch nicht der Mühe werth halten, mit einem Menschen zu streiten, der von sich selbst behauptete, daß er nicht denke.

§. 14.

Was gedacht werden soll, muß denkbar seyn; was aber denkbar seyn soll, muß mit sich selbst übereinstimmen. Denn wenn es nicht mit sich selbst übereinstimmt, so kann es auch nicht in ein System absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnisse passen — es kann nicht wahr seyn (§. 5.). Nennen wir nun das, was gedacht werden soll, A, so können wir seine Denkbarkeit vorläufig durch die Formel $A = A$, andeuten, deren Gehalt in der Folge weiter erörtert werden soll.

Anmerkung.

Das, was gedacht wird, kann man auch den Gegenstand des Gedankens (*objectum cogitationis*) nennen, weil es dem Verstande beym Denken gleichsam gegenüber steht — *quod obijcitur animo in cogitando*. Da aber die Logik von der Realität der Gegenstände abstrahirt, indem sie dieselbe als durch die Fundamentalphilosophie schon gerechtfertigt voraussetzt, so postulirt sie bloß für alle Gegenstände, wieferne sie Denkobjekte seyn sollen, die Denkbarkeit derselben überhaupt (*cogitabilitas*) und untersucht, wovon diese Denkbarkeit abhängig sey d. h. durch welche Gesetze sie selbst als ursprünglich bestimmt gedacht werden müsse.

§. 15.

Das Denkbare kann man auch ein Etwas überhaupt oder ein logisches Ding (*ens logicum*) nennen. Ihm setzen wir das Undenkbare als ein logisches Unding (*nonens logicum*) oder Nichts entgegen. Durch diese Ausdrücke setzen wir nur überhaupt ein Objekt problematisch d. h. wir deuten nur einen vielleicht möglichen Gegenstand des Denkens an, von dem es sich aber hinterher ausweist, daß er kein wirklicher Gegenstand des Denkens sey, weil das, was gedacht werden sollte, gar nicht einmal gedacht werden konnte.

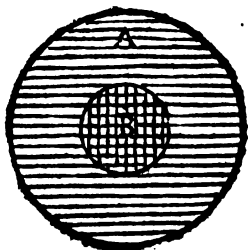
Anmerkung 1.

Sobald an uns (von uns selbst oder von Andern) die Forderung ergeht, etwas zu denken, so wird dieses nur einstweilen als ein Etwas oder logisches Ding angenommen. Indem wir es nun durch unser Denken zu einem Objekt unsers Verstandes machen wollen, so finden wir entweder, daß es gedacht werden könne (denkbar sey), und lassen es dann wirklich als ein Etwas oder logisches Ding gelten (setzen es durch unser Denken selbst als ein solches); oder wir finden, daß es nicht gedacht werden könne (undenkbar sey), und nennen es dann ein (logisches) Unding oder Nichts (schließen es

von der Sphäre aller Dinge aus). Das Udenkbare ist also als eine bloße Aufgabe zum Denken zu betrachten, die aber nicht gelöst werden kann.

Anmerkung 2.

Wir bezeichnen durch die Ausdrücke: Unding und Nichts, oft auch dasjenige, was nur nicht in der Sphäre der wirklichen Dinge angetroffen wird, ob es gleich an sich denkbar ist; z. B. ein Luftschloß, ein diamantner Pallast, die goldnen Berge, von denen jemand träumte. Wir brauchen also die Ausdrücke Etwas und Nichts, Ding und Unding in doppelter Bedeutung: in logischer, wo wir sie auf die Sphäre des bloßen Denkens (des Seyns in Gedanken) — und in realer, wo wir sie auf die Sphäre des Existirens (des Seyns außer den Gedanken) beziehen. Beyde Sphären aber, wovon jene A, diese B heißen soll, denken wir in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß die letzte Sphäre (B) nur einen Theil von der ersten (A) ausmacht und jene von dieser gleichsam durchdrungen wird. Man kann daher beyde Sphären als zwey Kreisflächen vorstellen, die einerley Mittelpunkt aber verschiedene Durchmesser haben.



Denn was wir in die Sphäre des Existirens versetzen, das muß auch innerhalb der Sphäre des Denkens angetroffen werden können. Wenn wir aber etwas innerhalb der Sphäre des Denkens antreffen, so versetzen wir es darum noch nicht in die Sphäre des Existirens. Etwas in logischer Beziehung oder logisches Ding ist also, was in der Sphäre A liegt; das Gegentheil ist Nichts in logischer Beziehung oder logisches Unding. Etwas in realer Beziehung oder reales Ding ist, was in der Sphäre B liegt; das Gegentheil ist Nichts in realer Beziehung oder ein reales Unding. Der letzte Ausdruck soll also, wie sich wohl von selbst versteht, nicht die Realität dem Undinge beylegen, sondern bloß die Beziehung des Ausdrucks Unding auf die Sphäre des Realen andeuten.

§. 16.

Wenn wir etwas denken, so geschieht es vermittelt gewisser Vorstellungen, durch welche wir diesen Gegenstand des Denkens von andern Gegenständen desselben unterscheiden. Diese Vorstellungen heißen daher Merkmale (*notae s. characteres* *) oder Be-

*) Wenn man zuweilen sagt: Charakteristisches Merkmal, so ist diese eigentlich ein Pleonasm. Man versteht aber darunter gewöhnlich ein wesentliches Merkmal, und sollte daher lieber diesen, noch überdies rein deutschen, Ausdruck brauchen.

stimmungen (*determinationes*), auch Prädikate (*categoriae sensu logico*) des Gegenstandes, und machen zusammengenommen dessen Begriff (*notio s. conceptus*) aus.

Anmerkung.

Jedes Objekt des Denkens muß gleichsam für das geistige Auge fixirt werden. Dies ist aber nicht anders möglich als vermittelt gewisser Vorstellungen, welche ich auf den Gegenstand beziehe, wodurch ich ihn also von andern Gegenständen aussondre (bemerke), mithin in bestimmte Gränzen einschliesse (determinire), welche ich folglich auch von dem Gegenstande aussagen (prädiciren) kann, und welche in eine Totalvorstellung zusammengefaßt den Begriff vom Gegenstande konstituiren. Wenn ich z. B. einen Menschen als schön, reich, klug, lasterhaft u. s. w. denke, so zeigen diese Ausdrücke lauter Merkmale oder Bestimmungen an, welche ich von diesem Menschen aussagen (*praedicare, κατηγορεσθαι*) kann, so daß sie vereinigt meinen Begriff von diesem Menschen ausmachen. Daher kann man jede Vorstellung, die auf einen Gegenstand des Denkens als Merkmal bezogen wird, eine Kategorie im logischen Sinne nennen; da hingegen dieses Wort in der Metaphysik eine viel engere Bedeutung hat, indem es daselbst diejenigen allgemeinen und nothwendigen Merkmale realer Objekte anzeigt, welche als Ur- oder Stammbegriffe des menschlichen Verstandes anzusehen sind, weil

sie aus der ursprünglichen Handlungsweise des Verstandes in Ansehung des materialen Denkens hervorgehen.

§. 17.

Der Begriff eines Dinges und die sämtlichen Merkmale desselben werden also als einander völlig gleich oder identisch betrachtet. Diese Gleichheit oder Identität wird eigentlich durch die Formel: $A = A$ (§. 14.) bezeichnet. In derselben wird nämlich das durch den Begriff gesetzte Ding sich selbst entgegengesetzt und in dieser Entgensetzung als gleich gesetzt. Man kann daher diese Formel in den Satz auflösen: Jedes Ding ist sich selbst gleich, und ihn den Satz der durchgängigen Gleichheit (*principium identitatis absolutae*) nennen. Er ist das Prinzip der These, Antithese und Synthese im Denken überhaupt.

Anmerkung 1.

Die in den neuern Zeiten so berühmt gewordene Formel: $A = A$, kann ursprünglich nichts anders bedeuten als die Identität des Begriffs von einem Dinge und aller seiner Merkmale, vermöge welcher das, was durch einen Begriff gedacht wird, mit sich selbst übereinstimmt. Denn es wird durch jene

Formel

Formel gar kein reales Objekt gesetzt, sondern nur behauptet, daß, wenn ich ein Objekt denke, der Begriff von demselben allen Bestimmungen desselben adäquat seyn müsse. Wenn wir daher in Ansehung eines bestimmten Objektes finden, daß ihm eine Bestimmung zukomme, die wir in unserm Begriffe von ihm noch nicht antreffen, oder eine Bestimmung nicht zukomme, die wir in dem Begriffe antreffen: so verändert sich auch augenblicklich unser Begriff, indem wir ihn entweder durch die Aufnahme eines neuen Merkmals vervollständigen oder durch Entfernung eines alten Merkmals berichtigen. Und wenn wir einen Begriff entwickeln oder zergliedern (analysiren) wollen, so halten wir diese Analyse nicht eher für vollständig und richtig, als bis wir alle die Merkmale gefunden haben, die dem Begriffe durchaus gleich sind. Wir haben also jene Identität bey allem Denken als höchste Norm im Prospekte. Daher drückt auch das Prinzip der absoluten Identität das Grundgesetz des bloßen Denkens aus und ist mithin das oberste Formalprinzip der Logik (§. 4. Anm.).

Anmerkung 2.

Man kann nun jene Formel auch so aussprechen: Jedes Ding ist sich selbst gleich — oder: Jedes Ding stimmt mit sich selbst überein. Denn in logischer Hinsicht fällt das Ding mit seinem Begriffe zusammen, indem wir hier von der Realität des Dinges, welches durch den Begriff vorgestellt wird, gänzlich abstrahiren. Es ist also völ-

lig einerley, ob ich sage: Der Begriff von einem Dinge ist gleich allen Merkmalen desselben — oder: Das Ding ist gleich sich selbst. Und da der Begriff als ein Ganzes, die Merkmale aber als Theile desselben angesehen werden, indem jener die Totalvorstellung, diese die Parzialvorstellungen sind: so beruht auf der Identität des Begriffs und seiner Merkmale auch die Vorstellung von der Identität des Ganzen und aller seiner Theile zusammengenommen. Man kann daher die Formel $A = A$, oder den Satz: Jedes Ding ist sich selbst gleich, wenn man A oder das Ding als ein Ganzes vorstellt, auch so aussprechen: Das Ganze ist gleich allen seinen Theilen, und die Theile zusammengenommen sind gleich dem Ganzen. Denna wir können uns von einem Ganzen, als solchem, gar keinen andern Begriff machen, als mittelst der Zusammenfassung seiner Theile, die wir als Merkmale in den Begriff des Ganzen aufnehmen (z. B. Leib und Seele oder Animalität und Razionalität als Theile der menschlichen Natur in den Begriff vom ganzen Menschen).

Anmerkung 3.

Da durch die Formel $A = A$ gar kein Ding als reell gesetzt, sondern nur die Identität eines jeden Dinges, welches gedacht wird, in Beziehung auf sich selbst oder die Identität des Begriffs und der sämtlichen Merkmale eines Dinges angedeutet wird: so ist jene Formel durchaus inhaltsleer in Ansehung

des Materialen oder eigentlich Objektiven in unser Erkenntniß. Es ist daher ein ganz vernünftiges Unternehmen, ihn (mit FICHTE) an die Spitze aller Philosophie stellen und alle reale Erkenntniß daraus deduziren zu wollen. Die Verwandlung des $A = A$ in ein Ich = Ich bringt uns auch um keinen Schritt weiter. Denn obgleich dadurch nun schon etwas Reelles gedacht wird, so wird doch nur dieses Reelle, wiefern es gedacht wird, als sich selbst gleich gesetzt. Mithin kann daraus nicht einmal die Realität des Ichs (Ich bin), geschweige denn irgend eine andre Realität abgeleitet werden. Sollten dergleichen Deduktionen gelten, so könnte man mit demselben Rechte $A = A$ in Nichtich = Nichtich, und dieses in den Satz: Nichtich ist, verwandeln; und so könnte man am Ende jedes beliebige Objekt, welches man statt A setzte, aus der sterilen Formel $A = A$ hervorzaubern, z. B. Geld ist Geld, also ist Geld; oder Gespenster sind Gespenster, also sind Gespenster u. s. w.

Anmerkung 4.

Wenn man in der Formel $A = A$ unter jenem A das Objektive überhaupt oder das Reale und unter diesem A das Subjektive überhaupt oder das Ideale versteht, so kommt der Satz heraus: Reales und Ideale sind absolut identisch. Bekanntlich ist dies die Grundbehauptung des neuesten (von SCHELLING aufgestellten) Systems, welches sich ebendeshalb absolutes Identitätssystem nennt.

Es ist aber eben so, wie das *Fichtische*, aus einem Mißbrauche oder einer willkürlichen Anwendung des logischen Prinzips der absoluten Identität, welches allein durch $A = A$ bezeichnet wird, entstanden. Denn was in aller Welt kann uns berechtigen, unter dem einen A das Reale und dem andern das Ideale zu denken und so die logische Identität zwischen dem Begriff und seinen Merkmalen in eine transzendente (oder vielmehr transzendente) Identität des Objektiven und Subjektiven überhaupt zu verwandeln? Und wenn wir nun auch die absolute Identität in dieser transzendentalen Bedeutung annehmen, wie kommen wir dann aus der unendlichen Indifferenz herüber in die endliche Differenz? Darüber ist SCHELLING noch immer die Erklärung schuldig geblieben, so trotzig er auch seine Gegner abfertigt, weil er nicht geben kann, was er soll, und seine Blöße durch Trotz gern bedecken möchte. Er setzt nur immer Differenz und Endliches, ohne es aus seiner absoluten Identität wirklich zu deduziren, so daß selbst ein ehemaliger Freund und Verehrer der Schellingschen Philosophie (WAGNER in seiner Idealphilosophie) behauptet, die Schellingsche Dedukzion des Endlichen aus dem Absoluten sey ein inexponibles Galimathias und der allgemeine Charakter des absoluten Identitätssystems sey ausgebildete Schiefheit und Parzialität, weshalb es auch den gesunderen Theil des Publikum's anekle und rebütire.

Anmerkung 5.

Wenn ich $A = A$ setze, so kann ich mit diesem Setzen ins Unendliche fortfahren: $A = A = A = A$ und so weiter. Ich kann also jenes A unendliche Male wiederholen und so das Eine in ein Vieles verwandeln, aber ohne dafs es dadurch ein Mannichfaltiges wird. In diesem Falle wird das Eine als Eines und Ebendasselbe im Vielen, wiewohl ohne alle Mannichfaltigkeit, betrachtet. Dafs nun in dieser unendlichen Wiederholbarkeit des A als Eines und Ebendasselben im Vielen das Wesen des Denkens bestehen solle (wie BARDILI und REINHOLD behaupten), kann ihnen insoferne zugegeben werden, als das Prinzip der absoluten Identität ($A = A$) allem unserm analytischen Denken zum Grunde liegt, und jene unendliche Wiederholbarkeit des A eine nothwendige Folge von dieser absoluten Identität des A als A ist. Wie aber aus jener unendlichen Wiederholbarkeit des A irgend ein reales Ding hervorgehen oder durch dieselbe in seiner Realität ergriffen werden könne, wenn man es nicht schon als gegeben voraussetzen und unter dem A eben dieses schon vorausgesetzte reale Objekt denken will — dies auf eine verständliche und überzeugende Art darzuthun, möchte wohl keine dialektische Kunst in der Welt zureichen.

Anmerkung 6.

Nachdem wir nun die bisherigen Mißdeutungen und Mißanwendungen der Identitätsformel $A = A$

entfernt haben, so wollen wir diese Formel noch einmal etwas genauer betrachten. Indem wir $A = A$ oder: Jedes Ding ist sich selbst gleich, sagen, so thun wir eigentlich dreyerley d. h. es besteht diese Gemüthshandlung aus drey elementarischen Funktionen. Erstlich setzen wir überhaupt irgend etwas in Gedanken, was wir durch A bezeichnen (*Thesis*) — zweytens setzen wir dieses Gedachte sich selbst in Gedanken entgegen (*Antithesis*) — drittens setzen wir das Gedachte in seiner Entgegensetzung sich selbst gleich und verknüpfen es daher mit sich selbst (*Synthesis*). Das erste A bedeutet also die These, das zweyte die Antithese, und das Gleichheitszeichen ($=$) die Synthese. Mithin bedeutet die ganze Formel $A = A$ nichts anders, als die Möglichkeit des Setzens, Entgegensetzens und Gleichsetzens oder Verknüpfens überhaupt; und da wir ohne dieses Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen oder Verknüpfen überhaupt gar nicht denken würden, indem alles unser Denken im Verbinden des Zusammengehörigen und Trennen des Nicht-Zusammengehörigen besteht: so drückt jene Formel das Prinzip des Denkens in einer allgemeinen Darstellung der Elementarfunktionen des Denkvermögens oder das Grundgesetz des Denkens selbst aus, wiefern es bloßes Denken ist (Anm. 1.). Hieraus folgt aber auch zugleich, daß es außer diesem allgemeinen Denk-Prinzip, welches sich auf These, Antithese und Synthese überhaupt bezieht, wieferne sie nothwendig zum Denken gehören und

dasselbe gemeinschaftlich ausmachen, noch drey besondere Prinzipien geben müsse, welche sich auf jene drey Elementarfunktionen insonderheit beziehen und welche wir sofort aufsuchen wollen.

§. 18.

Diejenigen Merkmale, welche sich nicht mit einander zum Begriffe eines Objektes vereinigen lassen, weil sie einander aufheben, heißen widerstreitende oder widersprechende (*notae repugnantes s. contradicentes*); welche sich aber so vereinigen lassen, weil sie einander nicht aufheben, einstimmende (*notae consentientes s. convenientes*). Da nun dasjenige, was durch Merkmale der ersten Art gedacht werden sollte, gar nicht denkbar seyn, mithin auch in kein System absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnisse passen würde (§. 14.): so ergiebt sich hieraus als ein allgemeines Gesetz des Denkens der Satz: Setze nichts Widersprechendes sondern nur Einstimmiges! Dieser Satz soll daher der Grundsatz der Setzung (*principium positionis*, ἀρχὴ τῆς θέσεως) heißen.

Anmerkung 1.

Das Prinzip der These hängt mit dem Prinzip der Identität (§. 17.) nothwendig zusammen.

Da nämlich $A = A$ ist, so kann nicht A auch = Nicht- A seyn. Mit andern Worten heist dieß so viel: Da der Begriff und seine Merkmale identisch sind, so würde, wenn man einen Gegenstand durch einen Begriff denkt, dieses Denken selbst unmöglich seyn, wenn man auf denselben Gegenstand ein Merkmal beziehen wollte, welches dasjenige aufhobe, was durch die in jenem Begriffe enthaltenen Merkmale bereits gesetzt ist, oder kürzer, wenn man ein widerstreitendes Merkmal in denselben Begriff aufnehmen wollte. Man kann daher das Prinzip der These erstlich auch so ausdrücken: Keinem Dinge kommen widersprechende Merkmale zu, und es in dieser Hinsicht den Satz des Widerstreits oder Widerspruchs (*principium repugnantiae* s. *contradictionis*) nennen, wiewohl dieser Ausdruck nicht eben passend ist, da ja durch jenen Satz der Widerstreit nicht gesetzt, sondern vielmehr dessen Entfernung aus dem Begriffe eines jeden Dinges gefodert wird. Man sollte also lieber Satz des Nicht-Widerspruchs sagen. Doch *in verbis* etc. Der Satz des Widerstreits oder Widerspruchs also (denn wir nehmen hier beyde Ausdrücke im weitem Sinne als identisch an, ob wir sie gleich in der Folge weiter unterscheiden werden) ist offenbar nichts anders als das in ein Prinzip der These verwandelte Prinzip der Identität, wodurch die Setzung des Widersprechenden als unstatthaft dargestellt wird. Denn A ist nur darum nicht Nicht- A , weil $A = A$ ist d. h. es ist bloß darum

und sofern ein Merkmal in Beziehung auf einen Gegenstand widerstreitend und kommt ihm alsdann nicht zu; weil und wieferne der Gegenstand durch einen mit gewissen Merkmalen identischen Begriff gedacht ist, in welchem dasjenige schon gesetzt oder aufgehoben war, was durch jenes Merkmal aufgehoben oder gesetzt wird. An sich ist kein Merkmal widerstreitend. Nur wenn etwas als schon durch A bestimmt gedacht ($= A$ gesetzt) wird, kann es nicht auch als durch Nicht-A bestimmt gedacht ($=$ Nicht-A gesetzt) werden, weil $A = A$ ist. Die Merkmale rund und eckig sind an sich gar nicht widerstreitend; sie können sogar in einer Figur als verbunden gedacht werden, wenn ich mir diese Figur theils als eckig theils als rund vorstelle. Nur in Beziehung auf ein ganz eckiges oder ganz rundes Objekt (z. B. Quadrat und Zirkel) ist je eins von beyden widerstreitend, weil im Begriffe des Quadrats die durchgängige Eckigkeit und des Zirkels die durchgängige Rundung schon als Merkmal enthalten ist, und weil ich durch mein an die Identität des Begriffs und seiner Merkmale gebundenes Denken diese Identität nicht vernichten kann, wenn ich überhaupt etwas denken will. Spricht also jemand von einem runden Quadrat oder viereckigen Zirkel, so ist dies eine bloße Wortverknüpfung als Zeichen irgend einer vielleicht möglichen Gedankenverknüpfung, die aber, sobald sie ausgeführt (der Gedanke selbst konstruiert) werden soll, als unmöglich befunden wird. Denn da die Wörter willkürliche Gedankenzeichen sind,

so kann man sie auch willkürlich verknüpfen, ohne bey dieser Verknüpfung etwas zu denken — ein Fall, der häufig genug, selbst in mancher tiefsinnig scheinenden Theorie, vorkommt, indem man sich einbildet, man denke etwas bey den verknüpften Worten, weil man bey jedem einzelnen etwas denkt. Solche Wortverknüpfungen sind also bloße Aufforderungen zum Denken, bey denen es aber nicht zum wirklichen Denken kommt, gleichsam falsche Wechsel von der Sprache auf den Verstand ausstellt, die aber von diesem nicht honorirt werden, weil sie keinen innern Werth haben.

Anmerkung 2.

Wenn keinem Dinge widerstreitende Merkmale zukommen, so versteht es sich von selbst, daß jedem Dinge nur einstimmige Merkmale zukommen können oder daß dasjenige, was gedacht werden soll, nur durch solche Merkmale gedacht werden müsse, welche sich zusammen vereinigen lassen. Man kann diesen Satz den Satz der Einstimmung (*principium consensus s. convenientiae*) nennen. Er ist aber seinem Gehalte nach von dem Satze des Widerspruchs gar nicht verschieden; mithin ebenfalls nichts anders als das in ein Prinzip der These verwandelte Prinzip der Identität, wodurch die Setzung des Einstimmigen als zulässig dargestellt wird. Ob aber Merkmale einstimmig sind, läßt sich nur dadurch beurtheilen, daß sie beym Versuche der Verknüpfung sich nicht widerstreiten, d. h. daß das

Eine nicht aufhebt, was durch das Andre gesetzt ist. Der Satz der Einstimmung will also eigentlich so viel sagen: Wenn A mit B, C oder D verknüpft werden soll, so darf dieses B, C oder D kein Nicht-A seyn, weil sonst das B, C oder D dem A widersprechen würde. Es muß also das B, C oder D dem A in gewisser Hinsicht gleich seyn d. h. dem Begriffe des A so angemessen seyn, daß, wenn es eine anderweite Bestimmung zu demselben hinzuthut, es nicht irgend eine schon dazu gehörige aufhebt. Wenn ich z. B. mit dem Begriffe Mensch die Merkmale: reich, gut, schön u. d. m. verknüpfen (d. h. irgend einen Menschen als reich u. s. w. denken) wollte, so ist diese Verknüpfung zulässig, weil jene Merkmale dem Begriffe des Menschen überhaupt nicht widerstreiten. Wollte ich aber die Merkmale: allmächtig, allwissend, heilig u. d. m. damit verknüpfen, so wäre dieß nicht zulässig, weil diese Merkmale nur einem Wesen zukommen können, das Nicht-Mensch d. h. nicht endlich und beschränkt wie der Mensch ist. Nun sind zwar die Merkmale: reich, gut, schön u. d. dem Begriffe des Menschen nicht durchgängig gleich; denn sie sind Bestimmungen, welche am Menschen daseyn und wegseyn können; aber weil dadurch nichts aufgehoben wird, was im Begriffe des Menschen enthalten ist, so können sie in dieser Hinsicht dem Begriffe des Menschen gleichgesetzt d. h. zu demselben hinzugedacht werden. Daher bedient man sich zur Bezeichnung der Verknüpfung zwischen A und B, C

oder D zwar auch des Zeichens der Gleichheit oder Identität ($A = B$, $A = C$, $A = D$). Dieß ist aber nur eine beziehungsweise oder verhältnißmäßige Gleichheit (*identitas relativa s. comparativa*), welche ihr eigenthümliches Prinzip hat, wie sich in der Folge zeigen wird. Es ist daher durchaus unrichtig, wenn manche Logiker (JAKOB, KIESEWETTER u. A.) den Satz der Einstimmung schlechtweg oder *un' seyn principium identitatis* nennen. Denn unter diesem Titel kann nur das Prinzip der absoluten Gleichheit ($A = A$) verstanden werden. *)

Anmerkung 3.

Bekanntlich drückte man sonst den Satz des Widerspruchs so aus: Es ist unmöglich, daß ein Ding zugleich sey und nicht sey — *Fieri non potest, ut idem simul sit et non sit*. Diese Formel ist aber schon darum fehlerhaft und unbrauchbar, weil sie unbestimmt ist. Soll unter dem Seyn ein logisches (in der Sphäre A) oder ein reales (in der Sphäre B) verstanden werden? — Versteht man einmal ein logisches, dann ein reales Seyn, so kann etwas allerdings zugleich sey und nicht sey.

*) Die älteren Logiker (z. B. REIMARUS in seiner Vernunftlehre, §. 14. Aufl. 4.) nehmen auch die Ausdrücke: Regel der Einstimmung und *principium identitatis* in einerley Bedeutung, verstehen aber darunter das Prinzip der absoluten Gleichheit, indem sie es so ausdrücken: Ein jedes Ding ist das, was es ist; oder: Ein jedes Ding ist mit sich selbst einerley, oder sich selbst gleich und ähnlich.

Denn es kann in der Sphäre A seyn, ohne doch in der Sphäre B zu seyn (§. 15. Anm. 2.). — Versteht man beydemal ein logisches Seyn, so heisst der Satz so viel als: Es kann nicht etwas zugleich gedacht und nicht gedacht werden, oder: Wenn ich etwas denke, so denke ich es; welcher Satz kein Gesetz weder des Denkens noch des Erkennens, sondern eine bloße Thatsache (nämlich das Ich denke in hypothetischer Urtheilsform — §. 13.) ausdrückt, mithin nicht zur Beurtheilung der Wahrheit weder der formalen noch der materialen dienen kann. — Versteht man endlich beydemal ein reales Seyn, so müßte aufser dem Zugleich auch noch das An Einem Orte hinzugefügt werden. Denn so wie etwas zu verschiedenen Zeiten seyn und nicht seyn kann: so kann etwas auch zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten seyn und nicht seyn. Ja es gilt von jedem körperlichen Dinge, daß es zu jeder Zeit an dem Einem Orte sey und an allen übrigen nicht sey. Daher hat man sich immer genöthigt gesehen, jener Formel noch verschiedene Einschränkungen nachfolgen zu lassen, z. B. *eodem respectu*, *eodem loco etc.*, wodurch sich aber ihre Unbestimmtheit schon von selbst verräth. Nimmt man nun den Satz: Es ist unmöglich, daß ein Ding zugleich sey und nicht sey, in dem letzten Sinne (vom realen durch Zeit und Raum bestimmten Seyn der Erkenntnisobjekte), so ist er kein logisches (Denk-) sondern ein metaphysisches (Erkenntnis-) Prinzip. Er sagt nämlich aus, daß jeder Gegenstand der aufsein

Anschauung an Bedingungen der Zeit und des Raums gebunden sey, mithin in jedem bestimmten Theile der Zeit in einem bestimmten Theile des Raums sich befinden müsse, folglich in demselben Zeittheile nicht auch in andern Raumtheilen angetroffen werden könne. Dann läßt sich aber auch nicht von jenem Satze behaupten, was fast alle Leibnitz-Wolfsche Philosophen behauptet haben, daß er der Grund und Urquell aller Wahrheit sey. *)

Anmerkung 4.

Einige neuere Philosophen haben den Satz des Widerspruchs auch so ausgedrückt: Widersprechende Vorstellungen können nicht in Einem Bewußtseyn vereinigt werden. (JAKOB's Grundriß der allgemeinen Logik. S. 32. Aufl. 4.). Oder: Mannichfalti-

*) WOLF in seiner *Ontol.* §. 495. sagt: *Principium contradictionis est fons omnis, quae datur in rebus, veritatis.* Und ERNESTI in seinen *Initt. doctr. solid. Prolegg.* §. 3. und 4. (Ed. 5.) sagt: *Est certissimum, idem non simul esse et non esse posse. Atque hoc veluti fundamento omnis omnium rerum, inprimisque in facto positarum, veritas nititur.* — Mit Recht stellte WOLF den Satz des Widerspruchs nach seiner Art ausgedrückt an die Spitze der Metaphysik. S. Dessen *Ontol.* §. 27—29. Aber mit größerm Rechte drückte ihn KANT anders aus und verwies ihn so ausgedrückt in die Logik. S. Dessen *Krit. d. rein. Vern.* S. 189—195. Ausg. 3. Nun sind zwar die Gründe, aus welchen K. die alte Formel verwirft, nicht ganz treffend, wie HOFFBAUER in seiner *Analytik der Urtheile und Schlüsse* (S. 110.) gut gezeigt hat. Allein nichtsdestoweniger ist jene Formel durchaus verwerflich, wie aus den obigen Gründen zur Gnüge erhellen muß, und H. hat die alte Formel vergeblich in Schutz genommen.

ges, was sich widerspricht, läßt sich nicht in eine Einheit des Bewußtseyns vereinigen. (KIESEWETTER'S Grundriß einer allgemeinen Logik. S. 15. Aufl. 3.). Allein diese Formeln sind ebenfalls unrichtig. Denn ein Urtheil drückt doch eben so gut eine Einheit des Bewußtseyns aus, als ein bloßer Begriff. Wenn ich nun das Urtheil fälle: Ein Quadrat ist nicht rund, sondern eckig — oder: Rund und eckig sind widerstreitende Merkmale — so findet hier ein Mannichfaltiges statt, welches sich widerspricht, und dennoch auch Einheit des Bewußtseyns. Die Einheit des Bewußtseyns besteht nämlich hier darin, daß ich auf das Widerstreitende zugleich reflektire und mir des Verhältnisses desselben gegen einander bewußt werde. Ich habe es also in Einem Bewußtseyn, halte es aber in ebendemselben Bewußtseyn aus einander. Ueberhaupt würde gar kein Bewußtseyn des Widerstreits möglich seyn, wenn das Widerstreitende nicht in Einem Bewußtseyn vorkäme. Es kann nur nicht in diejenige Einheit des Bewußtseyns aufgenommen werden, welche aus der Vereinigung verschiedener Merkmale eines Objectes als Theilvorstellungen in einen Begriff als Totalvorstellung entspringt. Diese Einheit hätte also in jenen Formeln bestimmter bezeichnet werden müssen, wenn sie richtig seyn sollten.

§. 19.

Da jedem denkbaren Gegenstande gewisse Merkmale zukommen, welche auch

dessen Bestimmungen heißen (§. 16.), und es nicht möglich ist, daß irgend eine Bestimmung dem Gegenstande in einem und demselben Denkakte sowohl zukommen als auch nicht zukommen sollte, weil dies widersprechend ist: so kann einem denkbaren Gegenstande unter entgegengesetzten Bestimmungen immer nur Eine zukommen. Hieraus ergibt sich als ein allgemeines Denkgesetz der Satz: Unter entgegengesetzten Bestimmungen eines Dinges darfst du nur Eine setzen, und wenn diese Eine gesetzt ist, so mußt du die Andre aufheben. Dieser Satz soll daher der Grundsatz der Entgegensetzung (*principium oppositionis*, ἀρχὴ τῆς ἀντιθέσεως) heißen.

Anmerkung 1.

Das Prinzip der These foderte nur überhaupt, daß nichts Widersprechendes gesetzt werden solle. Wenn uns nun aber widersprechende Merkmale (B und Nicht - B, C und Nicht - C, D und Nicht - D u. s. w.) gegeben sind, um vermittelst derselben ein Ding (A) in Gedanken zu bestimmen: so fragt es sich, nach welcher obersten Regel alsdann das Denkvermögen verfare oder welches die Handlungsweise (Form) desselben in dieser Hinsicht sey.

Da

Da nach dem Prinzipie der These nichts Widersprechendes gesetzt werden darf, so darf in jenem Fall auch nur Eine von den entgegengesetzten Bestimmungen auf das Ding bezogen werden, nie aber beyde zugleich. Sag' ich also: $A = B$, so kann ich nicht sagen: $A = \text{Nicht-} B$. Sag' ich aber dieses, so kann ich nicht jenes sagen. Indessen folgt doch hieraus noch nicht, daß gerade Eine von Beyden (B oder Nicht- B , C oder Nicht- C u. s. w.) gesetzt werden müsse. Denn ich könnte gar wohl das Objekt in einer gegebenen Hinsicht unbestimmt lassen (z. B. ob ein Mensch reich, gelehrt u. s. w. sey oder nicht). Wenn aber ein Objekt als durchgängig bestimmt gedacht werden soll, so ist es auch nicht möglich, daß ihm irgend ein Merkmal weder zukomme noch auch nicht zukomme. Denn alsdann wäre der Gegenstand in einer gewissen Hinsicht gar nicht bestimmt, welches der Voraussetzung widerspricht. Also muß jedem als durchgängig bestimmt gedachten Gegenstande jedes mögliche Merkmal entweder zukommen oder nicht. Diesen Grundsatz, welcher aus dem Prinzipie der Antithese erst folgt, kann man den Satz der durchgängigen Bestimmung (*principium determinationis omnimodae*) oder auch der Ausschließung des Mittleren oder Dritten (*principium exclusi mediū s. tertii, scil. inter duo contradictoria*) nennen.

Anmerkung 2.

Manche Logiker nennen dieses Prinzip auch Satz der logischen Bestimmung (*principium determinationis logicae*). Allein mit Unrecht. Logisch bestimmt ist ein Objekt schon, wiefern es nur überhaupt durch gewisse Merkmale gedacht wird. Darum ist es aber noch nicht durchgängig bestimmt. Diefs ist es nur, wiefern es in jeder Hinsicht durch ein gewisses Merkmal (B oder Nicht-B, C oder Nicht-C u. s. w.) gedacht wird. Wenn man z. B. ein Dreyeck denkt und zugleich die Merkmale rechtwinklich und gleichschenkelig, so müssen diese Merkmale dem Dreyeck entweder zukommen oder nicht, wenn es als durchgängig bestimmt gedacht werden soll. Wollte man sagen, diese Merkmale können dem Dreyecke sowohl zukommen als auch nicht: so würde man behaupten, das Dreyeck könne in einem und demselben Denkakte als rechtwinklich und als nicht rechtwinklich, als gleichschenkelig und als nicht gleichschenkelig gedacht, mithin etwas Widersprechendes gesetzt werden, welches dem Principe der These geradezu entgegen ist. Wollte man hingegen sagen, die Merkmale rechtwinklich und gleichschenkelig können dem Dreyecke weder zukommen noch auch nicht: so würde diefs heißen, das Dreyeck soll in Hinsicht des Umstandes, ob es einen rechten Winkel habe und dieser von zwey gleichen Katheten eingeschlossen werde oder nicht, als unbestimmt gedacht werden, welches

aber der Voraussetzung entgegen ist. Denn ich kann das Dreyeck nicht als durchgängig bestimmt voraussetzen und es doch hinterher als unbestimmt in Ansehung zweyer einen Winkel einschließenden Seiten setzen. Also muß jedes Objekt (A) unter jener Voraussetzung gedacht werden als B oder Nicht-B, C oder Nicht-C u. s. w. Daher kann man den Satz der Bestimmung oder Ausschließung auch so ausdrücken: Jedem durchgängig bestimmten Gegenstande muß von allen möglichen einander widersprechenden Merkmalen Eins zukommen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß bey der Anwendung dieser Regel auf gegebene Fälle immer ein und ebenderselbe Denkakt statt finden müsse. Denn wenn das Objekt A sich verändert oder von verschiedenen Seiten betrachtet wird, so kann es als B und Nicht-B denken. Eine Person kann als schön vor einer Krankheit und nicht schön nach derselben, oder als schön in Ansehung der Gesichtsbildung aber nicht schön in Ansehung der Statur von demselben Subjekte gedacht werden. Dann finden aber zwey verschiedene Denkakte statt.

Anmerkung 3.

Hieraus erhellet zugleich, daß es auch unrichtig sey, den Satz der Ausschließung so auszudrücken: Jedem logischen Gegenstande muß von zwey einander widersprechenden Merkmalen nothwendig eins zukommen

(KIERKEWETTER'S Logik, S. 16.) — Oder: Jedem denkbaren Gegenstande kommt ein Merkmal zu oder es kommt ihm nicht zu (JAKOB'S Logik, S. 35.). — Denn ein Triangel überhaupt ist doch wohl ein logischer oder denkbarer Gegenstand. In dem Begriffe des Triangels überhaupt aber ist weder das Merkmal rechtwinklich noch das Merkmal nicht rechtwinklich enthalten. Der Gegenstand bleibt nämlich in dieser Hinsicht unbestimmt, eben so, wie es in dem Begriffe des Menschen überhaupt unbestimmt bleibt, ob er tugendhaft sey oder nicht, obgleich der Mensch überhaupt ein logisches oder denkbare Ding ist. Also nur unter der Voraussetzung, daß ein Ding als durchgängig bestimmt gedacht werden soll, muß ihm von jedem Paare widersprechender Merkmale Eins zukommen. Der Satz der Ausschließung sagt also nicht einmal aus, daß jedes Ding als durchgängig bestimmt gedacht werden müsse, sondern er fodert nur, daß, wenn irgend etwas so gedacht werde, die Bestimmung in jedem gegebenen Falle nach dem Prinzip der Antithese entweder durch Setzung oder durch Aufhebung eines gewissen Merkmals geschehen müsse. Durchgängig bestimmt ist ein Gegenstand bloß in der Anschauung, als der unmittelbaren Vorstellung eines Individuum's, wovon aber die Logik nichts weiß. Diese giebt nur das Gesetz an, nach welchem sich die Bestimmbarkeit der Gegenstände im Verstande richtet. Daher steht es mir in logischer Hinsicht frey, ein Ding, welches ich denke,

in mancherley Hinsicht unbestimmt zu lassen; und sobald kein Grund zur Bestimmung gegeben ist, so muß ich es auch unbestimmt lassen, wenn ich nicht willkürlich und anmaßend verfahren will. Denk' ich z. B. die Welt als ein absolutes Ganze, so muß ich es unbestimmt lassen, ob sie endlich oder unendlich sey, weil mir nichts zur Bestimmung als Grund gegeben ist. Für die Anschauung aber ist sie freylich unendlich, weil die Wahrnehmung une nie und nirgends auf eine Gränze in Zeit oder Raum führen kann.

§. 20.

Da in jedem Falle, wo etwas als bestimmt gedacht werden soll, von entgegengesetzten Bestimmungen Eine gesetzt werden muß, an und für sich selbst betrachtet aber jede Bestimmung gesetzt werden kann: so würde das setzende Subjekt gar nichts setzen können, wenn es nicht durch irgend etwas genöthigt würde, das Eine oder das Andre zu setzen. Dieses Nöthigende muß seyn ein schon Gesetztes oder Vorausgesetztes, womit das zu Setzende so zusammenhangt, daß das Vorausgesetzte und das zu Setzende als einstimmig einander gleichgesetzt und deshalb mit einander im Denken verbunden werden. Das Vorausgesetzte als

das Nöthigende heisst der logische Grund (*ratio*) und das deshalb zu Setzende als das davon Abhängige die logische Folge (*consecutio*). Unser Verstand ist also in Ansehung des Verknüpfens und des daraus von selbst erfolgenden Trennens der Gedanken ursprünglich an das Verhältniß des Grundes zur Folge gebunden, und es ergibt sich hieraus als ein allgemeines Denkgesetz der Satz: Setze nichts ohne Grund d. h. Verknüpfe jedes zu Setzende als Folge mit einem Vorausgesetzten als Grunde. Dieser Satz soll der Grundsatz der Verknüpfung (*principium conjunctionis*, αρχή της συνδεσεως) heissen.

Anmerkung 1.

Wenn A bestimmt werden soll, so kann es überhaupt betrachtet geschehen durch B oder Nicht-B, C oder Nicht-C u. s. w. Nach dem Prinzip der Antithese kann es aber nur durch Eins von beyden geschehen (§. 19.), und unter der Voraussetzung, daß A in Hinsicht auf B oder C bestimmt werden soll, muß es auch durch Eins von beyden geschehen (ebend. Anm. 1.). Gesetzt nun, es wäre nichts gegeben, wodurch das Gemüth (oder das setzende Subjekt) genöthigt würde, die eine oder die andre Bestimmung zu setzen: so würde die Bestimmung



gänzlich unterbleiben müssen d. h. es könnte B oder C mit A weder verknüpft noch von ihm getrennt werden. Nun ist aber Eins von beyden als nothwendig gefodert. Es kann also das Gemüth, wenn dieser Foderung Genüge geschehen soll, nicht anders verfahren, als so, daß es sich nach Etwas umsieht, was schon gesetzt ist, und womit die eine oder die andre Bestimmung so zusammenhangt, daß sie nun auch gesetzt werden kann oder muß. Es erscheint also dann dem Gemüthe ein doppeltes Gesetztes, das Eine als in der Gedankenreihe vorhergehend und ein Andres in derselben bestimmend (es soll X heißen), und das Andre als in der Gedankenreihe nachfolgend und durch jenes in derselben bestimmt (es soll Y heißen, mag es nun B oder Nicht-B, C oder Nicht-C u. s. w. seyn). X nennen wir deshalb den Grund oder das Vorausgesetzte (*hypothesis*), Y die Folge oder das dadurch Gesetzte (*thesis*), und das Verhältniß zwischen beyden den logischen Zusammenhang (*nexus logicus s. consequentia*). Darum kann der Satz, welcher dieses Verhältniß zwischen den Gedanken fordert, auch Satz des Grundes und der Folge (*principium rationis et consecutionis s. principium consequentiae*) oder auch schlechtweg Satz des Grundes heißen. In Ansehung des Ausdrucks kann man ihn auch so fassen: In allem Denken ist das Gedachte eine Folge und hat seinen Grund. Wenn daher kein Grund da ist, so kann nicht etwas als Folge gedacht werden, und wenn keine Folge

da ist, so kann nicht etwas als Grund gedacht werden. Wenn und wiefern aber Grund oder Folge gedacht wird, dann und soferne muß auch Folge oder Grund gedacht werden.

Anmerkung 2.

Die Logiker nennen das Prinzip der Synthese auch Satz des zureichenden Grundes (*principium rationis sufficientis*), indem sie es durch die Formel ausdrücken: Alles, was gedacht wird, hat einen zureichenden Grund. (KIEZSWERTER's Logik, S. 15. JAKOB's Logik, S. 33.) Allein jene Benennung ist eben so wenig passend als diese Formel. Denn es giebt auch unzureichende und dennoch gültige Gründe des Denkens. Wenn wir nämlich etwas bloß für wahrscheinlich halten, so setzen wir es auch in Gedanken, weil wir Gründe dafür haben. Wir fühlen aber, daß diese Gründe, obgleich an und für sich gültig, dennoch unzureichend sind, eine vollständige und gewisse Ueberzeugung hervorzubringen, und halten darum das Gedachte nur für wahrscheinlich (Fundamentalphil. §. 92. 94. und 111.). Es würde also aus unsrer Gedankenreihe eine vielumfassende Klasse des Gedachten, nämlich alles Wahrscheinliche, wegfallen müssen, wenn alles, was gedacht werden soll, einen zureichenden Grund haben müßte. Wollte man aber sagen: Insofern ich das Wahrscheinliche in Gedanken setze, ist doch selbst der unzureichende Grund ein zureichender Grund des

wirklichen Denkens — so hiesse das bloß mit Worten spielen, um dem Einwurf aus dem Wege zu gehen, ohne ihn zu heben.

Anmerkung 3.

Das Prinzip der Synthese oder der Satz des Grundes beruht in Ansehung seines eigenthümlichen Gehalts auf der durch das Bewußtseyn eines Jeden sich ankündigenden Nothwendigkeit, bey jeder Verbindung oder Trennung der Gedanken d. h. bey jeder Bestimmung eines A durch B oder Nicht - B nach einem X zu fragen, wodurch die eine oder andre von entgegengesetzten Bestimmungen als die in dem gegebenen Falle gültige gesetzt werde. Jene Nothwendigkeit also (welche sich im Bewußtseyn desto lebhafter ankündigt, wenn wir unsre Gedanken andern Subjekten mittheilen, und diese es nicht gelten lassen wollen, daß wir A durch B oder Nicht - B bestimmen) ist selbst der Grund der Gültigkeit vom Satze des Grundes. Wir können einmal im Denken nicht anders verfahren als so, daß wir dabey auf irgend etwas Nöthigendes Rücksicht nehmen, und darum verfahren wir auch so, gesetzt auch, daß das Nöthigende für das Eine Subjekt nicht eben auch nöthigend für das Andre sey. — Das Prinzip der These fodert uns also gleichsam auf, überhaupt nichts Widersprechendes zu setzen; das Prinzip der Synthese aber, das, was wir setzen, nicht ohne Grund zu setzen, wenn wir nach dem Principe der Antithese von entgegengesetzten Bestimmungen Eine

zu setzen haben. Auf diese Art hängt freylich der Satz des Grundes mit dem Satze des Widerspruchs zusammen, aber doch nur indirekt. Nämlich so: Es wird gefodert, daß von entgegengesetzten Bestimmungen Eine gesetzt, mithin etwas als bestimmt gedacht werde. Nun kann aber an und für sich betrachtet jede Bestimmung gesetzt werden. Wäre also kein Grund da, gerade die Eine und nicht die Andre zu setzen, so müßte eben das, was als bestimmt gedacht werden sollte, in derselben Hinsicht als nicht bestimmt gedacht werden, welches freylich widersprechend wäre. Es würde mithin von dem durch jene Foderung als möglich vorgestellten oder aufgegebenen Denken nie zum wirklichen Denken kommen. — Das Verhältniß der Prinzipien der These, Antithese und Synthese ist demnach folgendes: Von dem Ersten hängt die Möglichkeit des Denkens überhaupt, das an sich Denkbare ab, von dem Zweyten und Dritten die Wirklichkeit des Denkens, das wirklich Gedachte. Indem nämlich nach dem Zweyten unter entgegengesetzten Bestimmungen nur Eine gesetzt werden darf, so fodert das Dritte, daß das Setzen gewisser Bestimmungen nicht beliebig oder willkürlich, sondern nothwendig geschehe, und daher der Eine Gedanke als Grund oder Vorausgesetztes (*ratio — hypothesis*) mit dem Andern als Folge oder dem, was gesetzt wird (*consecutio — thesis*) verknüpft werde. So erscheint unser gesetzmäßiges Denken zuerst als ein mögliches, und dann als ein in seiner Wirklich-

keit nothwendiges Denken. Und so erscheinen alle jene Prinzipien selbst wieder als nothwendige Folgerungen aus der in dem obersten Formalprinzip der theoretischen Philosophie enthaltenen allgemeinen Forderung, daß alle unsere Vorstellungen und Erkenntnisse absolut harmonisch seyn oder ein durchgängig zusammenhangendes System ausmachen sollen (§. 5.). Denn dieses ist in formaler Hinsicht nur dadurch möglich, daß wir nichts Widersprechendes setzen und bey dem Setzen Eines von zwey Entgegengesetzten konsequent oder nach Gründen verfahren.

Anmerkung 4.

Wenn wir uns der Uebereinstimmung und des Zusammenhangs gewisser Begriffe unmittelbar bewußt werden können, so bedarf es keines von ihnen selbst verschiednen Grundes zu ihrer Verknüpfung, sondern der Grund (X) liegt in ihnen selbst als ursprünglich verknüpften Begriffen. Z. B. wenn ich sage: Der Zirkel ist rund, ein Quadrat ist eckig, ein Thier ist ein lebendiges, Gott ist ein unendliches Wesen. Bezeichnen wir also den einen Begriff durch A, den andern durch B, so kann man schlecht hin $A = B$ sagen. Denn da B als Merkmal in A schon enthalten ist, so muß ich mir des B unmittelbar bewußt werden, sobald ich nur A wirklich denke. Ich kann also B mit A schon nach dem bloßen Prinzip der absoluten Identität verknüpfen. Indem $A = A$ (der Begriff gleich allen seinen Merkmalen) und B ein Merkmal von A ist, so kann ich

auch $A = B$ setzen d. h. beyde als einstimmig und verknüpft betrachten, ohne eines anderweiten Grundes zu bedürfen. Sie gehören durch sich selbst zusammen und machen nur Einen Gedanken aus. Wenn wir uns aber der Uebereinstimmung und des Zusammenhangs gewisser Begriffe nicht unmittelbar bewußt werden können, so bedarf es allerdings eines von ihnen selbst verschiednen Grundes zu ihrer Verknüpfung. Der Grund (X) muß also dann als außerhalb ihnen liegend gedacht werden, jedoch so, daß er in gewisser Hinsicht sowohl mit A als mit B in Uebereinstimmung und Zusammenhange steht. Dann vergleicht man X mit A und mit B, und weil man findet, daß jedes mit X übereinstimmt und zusammenhangt, so folgert man daraus mit Recht, daß sie auch mit einander übereinstimmen und zusammenhangen. Denn eben dadurch, daß Beyde mit X übereinstimmen und zusammenhangen, haben sie etwas Gemeinschaftliches an sich, in Beziehung auf welches sie selbst unter sich übereinstimmen und zusammenhangen müssen. Wollte ich also behaupten, A und B sind sich in keiner Hinsicht gleich, und doch zugeben, daß Beyde in Hinsicht auf X etwas Gemeinschaftliches haben, mithin in dieser Hinsicht sich gleich seyen, so würde ich mir selbst widersprechen. Die allgemeine Form dieser Vergleichung ist demnach diese:

$$\begin{array}{c} X \\ \parallel \quad \parallel \\ A \quad = \quad B \end{array}$$

Dies läßt sich nun mit Worten als ein allgemeiner Grundsatz so ausdrücken: Zwey Begriffe (A und B), die mit einem dritten (X) in irgend einer Hinsicht übereinstimmen und zusammenhangen, stehn unter einander in demselben Verhältnisse. Und da Begriff und Ding in logischer Hinsicht gleichgelten, so kann man diesen Satz auch in folgende kurze Formel fassen: Zwey Dinge, die einem dritten gleichen, gleichen sich selbst (*Consistentia uni tertio consentiunt inter se*). Dieser Satz muß also der Grundsatz der beziehungsweisen oder verhältnismäßigen Gleichheit (*principium identitatis relativae s. comparativae*) heißen und von dem Grundsatz der Gleichheit schlechthin oder der durchgängigen Gleichheit (*principium identitatis $\alpha\alpha\alpha$ s. identitatis absolutae*) sorgfältig unterschieden werden (§. 17. und §. 18. Anm. 2.). Nach diesem Grundsatz urtheilen wir z. B.: Dafs, weil 180 Grade das Maafs zweyer Winkel sind, welche bey Durchkreuzung zweyer geraden Linien neben einander liegen ($X = B$) und zwey rechte Winkel auch 180 Graden gleich sind ($A = X$), zwey rechte Winkel und jene Nebenwinkel einander gleich seyen ($A = B$). Oder: Dafs, weil das Laster verabscheuungswürdig ($X = B$) und die Trunkenheit ein Laster ist ($A = X$), auch die Trunkenheit verabscheut werden müsse ($A = B$). Wo übrigens das X hergenommen werden möge und ob jedes X wieder ein anderweites X

voraussetze, darum bekümmert sich die Logik nicht. Sie fodert nur für jede Synthese überhaupt ein *X* und überläßt es andern Wissenschaften, welche die Materie des Denkens betreffen, zu untersuchen, ob die *X*, worauf sich jede bey ihren Synthesen stützt, auch an und für sich selbst betrachtet gültig seyen. Die Logik ist befriedigt, wenn sie nur zwischen Grund und Folge Konsequenz findet. Die bloße Konsequenz kann daher auch nie für die reelle Gültigkeit eines wissenschaftlichen Systems Bürgschaft leisten. Es kann vielmehr bey aller Gründlichkeit in Ansehung des Formalen dennoch grundlos in Ansehung des Materialen seyn.

Anmerkung 5.

Grund ist etwas anders als Ursache und Folge etwas anders als Wirkung, obgleich Ursache und Wirkung, wenn und wieferne sie gedacht werden, im Verhältnisse des Grundes und der Folge stehen. Ursache ist nämlich ein reales Objekt, welches Grund von dem Entstehen eines andern realen Objektes, und Wirkung ein reales Objekt, welches Folge von einem andern realen Objekte ist. Mithin wird zwar jede Ursache als ein Grund und jede Wirkung als eine Folge gedacht, aber darum ist nicht jeder Grund eine Ursache und jede Folge eine Wirkung. Man muß daher, wenn man die Wörter, Grund und Folge in allgemeiner Bedeutung brauchen will, sorgfältig unterscheiden den bloßen Grund und die bloße Folge (logischer Grund, lo-

gische Folge) von dem Grunde, welcher Ursache, und der Folge, welche Wirkung heisst (realer Grund, reale Folge). Jene Ausdrücke beziehen sich auf das Setzen und Gesetztwerden im bloßen Denken (auf die Synthese der Gedanken), diese auf das Setzen und Gesetztwerden ausser dem bloßen Denken (auf die Synthese der Erkenntnisobjekte). Daher ist auch das Prinzip der Kausalität, welches metaphysisch ist (indem es ein ursprüngliches Gesetz des Erkennens ausdrückt), wesentlich verschieden von dem Satze des Grundes, welcher logisch ist (indem er ein ursprüngliches Gesetz des bloßen Denkens ausdrückt). Gleichwohl sind beyde sehr häufig mit einander verwechselt und deshalb ist auch der Satz des Grundes sonst in die Metaphysik aufgenommen worden. *) Indessen ist unsre Sprache so glücklich, zwey Ausdrücke zu besitzen, womit man Grund und Ursache eines, und Folge und Wirkung andern Theils bezeichnen kann. Diefs sind die Ausdrücke: Bedingung und Bedingtes. Bedin-

*) WOLF in seiner *Ontol.* §. 498. sagt: *Principium rationis sufficientis est fons omnis, quae datur in rebus, veritatis.* Und ERMESTI in seinen *Initt. doct. solid.* Prolegg. §. 6. und 7. sagt: *Recte hoc loco universe poterimus hoc ponere, ut omnino nihil sine ratione, neque esse, neque fieri, dicamus. Latissima autem rationis verbum patet, pertinetque ad id omne, quod habet hanc vim, ut propter id aliquid sit fiatve, utque adeo inde perspicui explicarique possit, cur aliquid sit, fiat, vel fieri possit.* Offenbar ist hier Grund und Ursache verwechselt, obgleich freylich das so unbestimmte und vieldeutige Wort *ratio* diese Verwechslung zulässt.

gung ist nämlich ein Ding, das ein andres bestimmt; Bedingtes ein Ding, das durch ein andres bestimmt wird. Versteht man unter Ding ein logisches, so zeigt Bedingung und Bedingtes den bloßen Grund mit seiner Folge, versteht man ein reales, so zeigt Bedingung und Bedingtes die Ursache mit ihrer Wirkung an.

§. 21.

Die bisher aufgestellten Prinzipien, als Grundgesetze des Denkens, bilden ein in sich selbst geschlossenes und vollendetes Ganze — sie greifen organisch in einander — und bestimmen die Form jeder regelmässigen Gedankenreihe, mithin auch jedes wissenschaftlichen Systems — sie greifen organisirend in alle Wissenschaften ein:

Anmerkung.

Das Prinzip der absoluten Identität stellt die Möglichkeit einer These, Antithese und Synthese überhaupt dar, indem in demselben A zugleich als gesetzt, sich entgegengesetzt und sich gleichgesetzt vorgestellt wird. Es koinzidiert demnach in diesem Prinzipie These, Antithese und Synthese. Die folgenden Prinzipien hingegen beziehen sich, jedes einzeln und für sich, auf die These — Setze nichts Widersprechendes — auf die Antithese — Von Entgegengesetzten setze in Einem Denkakte nur Eins —
und

und auf die Synthese — Verknüpfe das zu Setzende nach dem Verhältnisse des Grundes und der Folge. Wiefern aber der letzte Satz die Gestalt des Prinzips der relativen Identität annimmt, erscheint in ihm wieder These, Antithese und Synthese zugleich, aber nicht als koinzidirend, sondern als auſer einander obwohl verbunden, indem A und B durch X vereinigt werden. Auf diese Art machen also jene Prinzipien in der That ein streng geschlossenes und in sich selbst vollendetes Ganze, ein organisches System, aus. Aus dem fortschreitenden Setzen, Entgegensetzen und Verknüpfen entstehn nun alle möglichen Gedankenreihen, indem jene drey Akte immerfort wiederholt werden, und ins Unendliche wiederholt werden können. Jedes wissenschaftliche System ist aber eine bestimmte Gedankenreihe, deren eine von der andern sich nur durch den Gehalt der dieselbe konstituierenden Vorstellungen und Erkenntnisse unterscheidet. Da nun jede regelmässige Gedankenreihe nach den Grundgesetzen des Denkens konstruirt werden muß, so sind jene Prinzipien nicht bloß für sich ein organisches System, sondern es werden auch in Ansehung der bloßen Denkform andre wissenschaftliche Systeme durch sie organisirt. Eben darum kann aber auch die Logik, welche jene Prinzipien als ein organisches und organisirendes Ganze der Denkform aufstellt, ein formales Organon heißen. Vergl. §. 9. nebst Anm. 1.

§. 22.

Widerspruchlosigkeit und Konsequenz sind allgemeine Kriterien der Wahrheit, insoferne wir dadurch die Einstimmung und den Zusammenhang der Gedanken beurtheilen. Sie sind es daher unmittelbar und positiv nur für die logische oder formale, mittelbar und negativ aber auch für die metaphysische und materiale Wahrheit. Wahrheit überhaupt besteht nämlich in der Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen und Erkenntnisse. Entspringt diese aus der Angemessenheit unsrer Vorstellungen und Erkenntnisse zu den Regeln des bloßen Denkens, so ist sie formal oder logisch; entspringt sie aus der Angemessenheit derselben zu den Regeln des materialen Denkens, so ist sie material oder metaphysisch. Es kann also jene Wahrheit nicht anders beurtheilt werden, als dadurch, daß wir bey jeder gegebenen Gedankenreihe untersuchen, ob das Setzen, Entgegensetzen und Verknüpfen den obigen Prinzipien gemäß geschehen, mithin widerspruchlos und konsequent sey. In diesem Falle sind die

gegebenen Gedanken ihrer Form nach wahr. Daraus folgt aber nicht, daß die gegebenen Gedanken auch ihrem Inhalte nach wahr oder objektiv gültig seyen, welches nach ganz andern Prinzipien beurtheilt werden muß. Wären Indessen die Gedanken selbst ihrem Gehalte nach so beschaffen, daß sie jenen Prinzipien gar nicht unterworfen, mithin ohne Widersprüche und Inkonssequenzen nicht auf einander bezogen, folglich auch in ein System absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnisse nicht aufgenommen werden könnten: so würden wir sie selbst ihrer Materie nach nicht für wahr halten können.

Anmerkung 1.

Wenn wir zurücksehen auf den Satz: Was in ein mögliches System absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnisse paßt, ist wahr (§. 5.): so ist offenbar die erste unumgänglich nothwendige Bedingung der absoluten Harmonie unsrer Vorstellungen und Erkenntnisse, daß, was zusammenge-
dacht werden soll, einander nicht widerstreite, sondern mit einander selbst einstimme, und nicht von einander getrennt sondern genau mit einander verbunden sey. Dieser Charakter der Uebereinstimmung und des Zusammenhangs der Gedanken unter

einander ist aber nur die Eine Seite der Wahrheit oder die Wahrheit in Beziehung auf die Sphäre des bloßen Denkens (die Sphäre A, §. 15. Anm. 2.), also die formale Wahrheit. Für diese ist daher Widerspruchlosigkeit und Konsequenz ein unmittelbares und positives Kriterium d. h. wir können mit Recht sagen: Was widerspruchlos und konsequent ist (Vorstellungen und Erkenntnisse, die auf einander bezogen mit sich selbst übereinstimmen und zusammenhängen), das ist formal wahr. Da wir aber das in sich selbst Widersprechende und Inkonsequente, mithin Undenkbare, auch nicht als existierend betrachten können (indem dasjenige, was gar nicht innerhalb der Sphäre A angetroffen werden kann, sich auch nicht in die von jener durchdrungene Sphäre B versetzen läßt, §. 15. Anm. 2.): so ist jene Widerspruchlosigkeit und Konsequenz auch ein mittelbares und negatives Kriterium der materialen Wahrheit d. h. wir können mit Recht sagen: Was nicht widerspruchlos und konsequent ist (Vorstellungen und Erkenntnisse, die auf einander bezogen sich selbst widerstreiten und gar nicht verknüpft werden können), kann auch nicht material wahr seyn (mit dem Objektiven, das vorgestellt und erkannt werden soll, übereinstimmen), weil es nicht einmal formal wahr ist. Darum müssen die unmittelbaren und positiven Kriterien der materialen Wahrheit in andern Wissenschaften gesucht werden, welche die Erkenntniß realer Objekte betreffen. Und da die Metaphysik als Erkenntniß-

lehre überhaupt oder allgemeine Materialphilosophie die ursprünglichen Gesetze der Erkenntniß und in diesen die höchsten Bedingungen der materialen Wahrheit aufzusuchen und darzustellen hat (§. 8. nebst den Anm.): so kann man diese auch die metaphysische und jene die logische Wahrheit nennen. Wenn nun etwas formal oder logisch wahr ist, so ist es darum noch nicht material oder metaphysisch wahr; wenn es aber dieses ist, so muß es auch jenes seyn.

•

Anmerkung 2.

Das Denkbare heißt auch das Mögliche. Es ist also das Mögliche in diesem Sinne dasjenige, was in der Sphäre A liegen kann, weil es keinem andern Dinge in dieser Sphäre (keinem andern schon vorhandenen Gedanken) widerstreitet. Es ist aber dann bloß an sich, innerlich, oder logisch möglich. Die logische Möglichkeit besteht daher in der bloßen Denkbarkeit eines Dinges oder in der bloßen Abwesenheit des Widerspruchs bey dem Denken desselben. Ob aber das, was ohne Widerspruch gedacht wird, auch real möglich sey d. h. keinem Dinge in der Sphäre B widerstreite oder in den Zusammenhang aller wirklichen Dinge passe, das ist eine ganz andre Frage, die nach logischen Prinzipien gar nicht entschieden werden kann, weil sie Erkenntnisse von realen Objekten voraus setzt. Da nun das Mögliche in dieser Bedeutung auf solche Objekte, die außer dem Gedanken vorhanden

seyn sollen, bezogen wird, so heisst es auch relativ oder äusserlich möglich.

Der reinen Elementarlehre zweytes Hauptstück.

Von den Grundbestandtheilen der Gedankenreihe.

§. 23.

Die Grundbestandtheile einer in sich selbst vollendeten Gedankenreihe sind der Begriff, das Urtheil und der Schluss. Diese können auch die logischen Elemente der Erkenntniß heissen; und daher muß dieses Hauptstück der reinen Elementarlehre wieder in drey Abtheilungen zerfallen, nämlich in die Lehre von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen.

Anmerkung 1.

Die Logiker haben mit Recht drey logische Operationen des Erkenntnißvermögens unterschieden. Denn es läßt sich das Denken als ein Akt des höheren Erkenntnißvermögens (des Verstandes oder der Vernunft, in weiterer Bedeutung) allerdings in drey besondre Funktionen zerlegen,

wenn man auf die logischen Elemente der Erkenntniß sieht, welche die Grundbestandtheile einer in sich selbst vollendeten Gedankenreihe ausmachen. Zuerst erscheint nämlich der Begriff als ein logisches Erkenntnißselement. Er ist für sich selbst schon ein einzelner Gedanke; denn es wird durch ihn etwas gedacht (§. 16.); aber noch keine Gedankenreihe. Er repräsentirt nur die These in derselben, indem durch den Begriff etwas in Gedanken gesetzt wird. Sodann können zwey Begriffe einander gegenüber gestellt werden, so daß man ihr Verhältniß zu bestimmen sucht, ob sie zu einander gehören oder nicht. Hieraus erwächst das Urtheil, welches die Antithese repräsentirt, indem bey dem Urtheilen immer zuerst zwey Begriffe (Subjekt und Prädikat) einander entgegengesetzt werden müssen, ehe man ihr Verhältniß nach irgend einer sonst möglichen Urtheilsform (affirmativ, negativ, kategorisch, hypothetisch, problematisch, assertorisch u. s. w.) bestimmen kann. *) Werden endlich mehrere Urtheile auf einander bezogen und mit einander verknüpft, so entspringt daraus der Schluß, welcher die Synthese repräsentirt und durch welchen eine bestimmte Gedankenreihe als in sich selbst vollendet gedacht wird. **). Daher wird

*) Von dieser uranfänglichen Entgegensetzung der Begriffe bey dem Urtheilen mag wohl auch diese Gemüthshandlung selbst im Deutschen benannt seyn (Urtheilen). Denn jede Theilung ist Entgegensetzung.

**) Wenn wir hier Begriff, Urtheil und Schluß in ihrem Verhältnisse gegen einander als These,

der Schluss als das Moment der Vollendung einer Gedankenreihe zwar mit Recht selbst zu den logischen Elementen der Erkenntniß gerechnet, außer demselben aber keins weiter zugelassen. Denn ob ich gleich den Schluss wieder mit andern Gedankenreihen verknüpfen und so als Theil einer größern Gedankenreihe betrachten kann (weil das Setzen, Entgegensetzen und Verknüpfen ins Unendliche wiederholt werden kann): so wird doch dadurch kein neues Element hervorgebracht, sondern es werden nur die vorigen unter immer neuen Gestalten und in Beziehung auf eine andere Materie des Denkens wiederholt. Wenn wir daher diese logischen Erkenntniselemente Grundbestandtheile der Gedankenreihe nennen, so bedarf es wohl keiner besondern Erinnerung, daß wir sie nur in formaler Hinsicht so nennen, die materialen Grundbestandtheile aber hier gänzlich aus dem Spiele lassen. Denn was in einem Begriffe, Urtheile oder Schlusse gedacht werde (der Inhalt derselben), ist uns innerhalb der Gränzen unsrer gegenwärtigen Untersuchung (der Logik) völlig gleichgültig. Zu seiner Zeit werden wir aber auch diese jetzt absichtlich gesteckten Gränzen durchbrechen, um ein andres Gebiet der theoretischen Philosophie (die Metaphysik) zu betreten.

Antithese und Synthese betrachten, so wird dadurch nicht geläugnet, daß in jedem Begriffe, Urtheile und Schlusse für sich betrachtet wieder dasselbe Verhältniß der These, Antithese und Synthese vorkomme. In jedem Denkkakte muß dieses Verhältniß vorkommen, da es schon in der Identitätsformel ($A = A$) liegt.

Anmerkung 2.

Wenn wir berechtigt sind, das Denken im Begriffe, im Urtheile und im Schlusse besonders zu erwägen, so können wir auch das Denken selbst in Hinsicht auf jene formalen Grundbestandtheile in drey besondre Funkzionen zerlegen und diese das Begreifen, das Urtheilen und das Schließen nennen, obwohl der Ausdruck begreifen sonst auch in andrer Bedeutung genommen und darunter das Einsehen der Gründe, woraus etwas zu erklären ist, verstanden wird. Da aber diese ohne richtige und deutliche Begriffe von der Sache nicht möglich ist, so ist jene Bedeutung mit dieser sehr nahe verwandt und deshalb um so eher zulässig. Da wir nun für jede Art der Gemüthsthätigkeit, die etwas Charakteristisches an sich hat, auch ein gewisses Vermögen als Quelle derselben voraussetzen (Fund. §. 74. Anm. 1.): so läßt sich das Denkvermögen, wieferne seine Thätigkeit im bloßen Begriffe erscheint, Verstand, wieferne sie im Urtheile erscheint, Urtheilskraft, und wieferne sie im Schlusse erscheint, Vernunft nennen. Dann müssen aber die Ausdrücke Verstand und Vernunft in engerer Bedeutung genommen werden. Auch darf man diese Vermögen durchaus nicht als sich gegenseitig ausschließende Thätigkeitsprinzipien betrachten. Denn beym Lichte besehen ist es eigentlich der Verstand und die Vernunft selbst, welche urtheilen. Jeder Begriff ist schon ein Urtheil, nur ein noch nicht entwickeltes und ausgedachtes oder gesprochenes. Man darf da-

her nur den Begriff in seine Merkmale auflösen, um sogleich eine Menge von Urtheilen zu haben; und der Begriff selbst, wenn er durch die Aufnahme neuer Merkmale erweitert wird, kann nur durch ein Urtheil auf diese Art aus- oder fortgebildet werden. Daher müssen auch Begriffe und Urtheile im genauesten Verhältnisse stehen und eben so die Formen der Begriffe und der Urtheile (die Handlungsweisen des Gemüths in beyden oder die Denkformen in beyderley Hinsicht) einander analog seyn. Der Schluss aber ist ebenfalls ein Urtheil, nämlich ein mit andern verknüpftes und in dieser Verknüpfung mit dem Bewusstseyn der Nothwendigkeit gedachtes Urtheil. Das Urtheilen ist also immer die Hauptsache beym Denken, das Denken mag im Begriffe oder im Schlusse erwogen werden. Mithin ist auch die Urtheilskraft nichts anders als Verstand und Vernunft selbst, und der Unterschied zwischen ihnen nur in Beziehung auf die formalen Bestandtheile einer Gedankenreihe gültig. Dafs man aber in der Logik die Vernunft in der engeren Bedeutung als das Vermögen zu schliessen betrachtet, kommt unstrittig daher, dafs die Vernunft die ihr wesentliche Tendenz zum Absoluten oder Unbedingten (Fund. §. 81.) im Theoretischen durch die Funktion des Schliessens zu erkennen giebt, wie sich in der Metaphysik ausführlicher zeigen wird.

Des zweyten Hauptstücks

erste Abtheilung.

Von den Begriffen.

§. 24.

Begriffe (*conceptus, notiones*) sind Vorstellungen, welche durch Verbindung anderweiter Vorstellungen, mithin durch Aufnahme eines vorgestellten Mannichfaltigen in die Einheit des Bewußtseyns erzeugt worden sind (§. 16. nebst der Anm. vergl. mit Fund, §. 79. nebst den Anm.).

Anmerkung.

Woher das Mannichfaltige (die anderweiten Vorstellungen) komme und ob der Verstand zur Verbindung desselben genöthigt werde oder diese Verbindung willkürlich sey — ist in logischer Hinsicht völlig gleichgültig. Es ist daher unzweckmäßig, wenn in KANT's Logik (herausg. von JÄSCHKE, S. 140.) empirische und reine Begriffe unterschieden werden. Denn dieser Unterschied ist lediglich metaphysisch; und wenn ihn die Logik aufnimmt, so gewährt er ihr nicht nur keinen Vortheil, sondern sie verwickelt sich dadurch auch in Streitigkeiten, welche ihrer Evidenz Abbruch thun. Dafs

aber der reine Begriff ebendasselbst lateinisch *intellectualis* genannt wird, ist durchaus falsch. Denn alle Begriffe sind als solche *intellectuales*, weil sie alle vom Verstande (*intellectus*) erzeugt werden, ihr Stoff mag herkommen, woher er wolle. Ein reiner Begriff muß lateinisch *conceptus purus* oder *notio pura* heißen. Denn die Wörter *conceptus* und *notio* sind in Ansehung ihrer Bedeutung gleichgeltend. *) Es ist daher ebenfalls unrichtig, wenn es in KANT's Krit. d. rein. Vern. S. 377. heißt: „Der reine Begriff, sofern er lediglich im Verstande seinen Ursprung hat, heißt *notio*“ — und in der Logik S. 143: „Alle empirische oder *a posteriori* gegebne Begriffe heißen Erfahrungsbegriffe, *a priori* gegebne, Nozionen.“ — Sagt doch KANT selbst S. 139. der Logik: „Die Anschauung ist eine einzelne Vorstellung (*repraesentatio singularis*), der Begriff eine allgemeine (*repraesentatio per notas communes*).“ — Warum soll denn nun bloß der reine Begriff Nozion heißen? Gehört etwa der empirische nicht so gut wie der reine zur Erkenntnis (*cognitio*)? —

§. 25.

Man kann die Begriffe logisch betrachten 1.) an und für sich (heautologisch)

*) *Notio* heißt der Begriff von den Merkmalen (*notis*), woraus er besteht, und *conceptus* von dem Zusammenfassen dieser Merkmale in Eine Vorstellung (*a concipiendis notis in unam repraesentationem*). Daher auch das Deutsche: Begriff.

a.) in Ansehung ihrer GröÙe oder quantitatativ, b.) in Ansehung ihrer Beschaffenheit oder qualitativ; 2.) im Verhältnisse (heterologisch) a.) zu einander als Denkobjekte oder objektiv-relativ (relativ schlechtweg), b.) zum denkenden Subjekte als Denkakte oder subjektiv-relativ (modal). Hieraus ergeben sich vier Gesichtspunkte, aus welchen man die Begriffe logisch erwägen kann, indem man auf ihre Quantität, Qualität, Relazion und Modalität reflektirt.

Anmerkung 1.

Wir behalten hier die in neuern Zeiten durch KANT's Kategorientafel eingeführte vierfache Betrachtungsart der Begriffe bey, weil sie durch ihre Vollständigkeit und Regelmäßigkeit für die Anordnung dessen, was in logischer Hinsicht über die Begriffe zu bemerken ist, die vorzüglichste ist, obgleich sonst die scholastische Pedanterey, jede Abhandlung nach jener Tafel, wie nach einem allgemeinen Leisten einzurichten, nicht gebilligt werden kann. Ihre Vollständigkeit und Regelmäßigkeit aber in Beziehung auf den gegenwärtigen Gebrauch erhellet aus folgender Betrachtung: Alle Begriffe müssen sich zuerst an und für sich selbst erwägen lassen. Diese heautologische Erwägungsart (wie man sie nennen könnte) ist aber wieder von doppelter

Art. Denn es muß den Begriffen an und für sich betrachtet theils eine gewisse Größe zukommen, wiefern sie ein Mannichfaltiges sowohl als Totalvorstellungen in sich, wie auch als allgemeine Vorstellungen unter sich befassen, theils eine gewisse Beschaffenheit, wiefern sich jenes Mannichfaltige vollkommener oder unvollkommener im Denken darstellt und dadurch die Begriffe selbst einen verschiedenen Charakter im Bewußtseyn annehmen. Hieraus entspringen die Gesichtspunkte der Quantität und Qualität, oder die quantitative und qualitative Erwägungsart der Begriffe. Die Begriffe müssen sich aber auch in gewissen Verhältnissen erwägen lassen, welche heterologische Erwägungsart (wie man sie nennen könnte) ebenfalls von doppelter Art ist. Denn es müssen die Begriffe theils gegen einander selbst theils gegen das denkende Subjekt in Verhältnissen stehen können. Hieraus ergeben sich wieder zwey Gesichtspunkte, welche man (freylich nicht ganz schicklich) durch die Ausdrücke Relation und Modalität bezeichnet hat, oder die relative und modale Erwägungsart der Begriffe. Es muß nämlich hier das Wort Relation, welches eigentlich jedes Verhältniß anzeigt, in einem eingeschränkteren Sinne genommen und auf das bloße Verhältniß der Begriffe gegen einander bezogen werden. Und das Wort Modalität, welches sich eigentlich auf jede Art und Weise des Seyns eines Dinges in oder außer den Gedanken (*modus essendi quilibet*) bezieht, soll

hier nur auf die Art und Weise, wie sich ein Begriff zum denkenden Subjekte in Ansehung des Gedachtwerdens verhält, bezogen, mithin ebenfalls in einem beschränktern Sinne genommen werden. Da nun nach dem einen Gesichtspunkte die Begriffe als Denkobjekte auf einander selbst, nach dem andern aber als Denkakte auf das denkende Subjekt bezogen werden: so könnte man das eine Verhältniß die objektive, und das andre die subjektive Relazien, mithin auch die Erwägungsart der Begriffe nach dem einen Gesichtspunkte die objektiv-relative, und die nach dem andern die subjektiv-relative nennen.

Anmerkung 2.

BARDILI macht sich in seinem Grundrisse der ersten Logik hin und wieder über die Betrachtungsart der Begriffe aus diesem vierfachen Gesichtspunkte lustig, weil das Denken als Denken in der unendlichen Wiederholbarkeit des Einen als Eines und Ebendesselben im Vielen (des A in A, A, A u. s. w.) bestehe (S. oben §. 17. Anm. 5.), mithin dieses Denken keinen Qualitäts- und Quantitäts- Unterschied leide u. s. w. (S. Dessen Grundriss, §. 12. 13. und anderwärts). Wenn nun alle Begriffe nichts weiter als ein unendlichmal wiederholtes A wären, so wäre es freylich höchst ungereimt, von ihrer Quantität, Qualität u. d. zu reden. Allein da sich schon *a priori* einsehen läßt, daß alsdann gar nicht von Begriffen, sondern nur von Einem Begriffe,

mithin auch nicht von Verknüpfungen und Trennungen der Begriffe in Urtheilen und Schlüssen die Rede seyn könnte: so ist offenbar, daß alsdann auch alle Logik wegfallen müßte. Denn die Logik als Wissenschaft des Denkens muß doch die Gesetze oder die Form des Verstandes in Ansehung des Urtheilens und Schließens aufstellen. Soll sie dies, so muß sie auch mehr von einander verschiedene Begriffe (nicht bloß ein Vieles, sondern ein Mannichfaltiges von Begriffen) als gegeben voraussetzen, um nur überhaupt von Urtheilen und Schlüssen handeln zu können. Sind wir aber einmal genöthigt, mehr Begriffe als gegeben voranzusetzen, so muß es uns auch erlaubt seyn, die Begriffe zuvörderst als bloße Begriffe (als Elemente der Urtheile und Schlüsse) zu betrachten und im voraus die Gesichtspunkte zu fixiren, aus welchen wir sie betrachten wollen. Wenn es nun mehr Begriffe giebt, so läßt sich auch zum voraus einsehen, daß sie sich durch ihre Quantität, Qualität u. d. unterscheiden werden. Es muß uns also auch erlaubt seyn, von der Quantität u. s. w. der Begriffe in der Logik zu handeln. Es kommt dann nur darauf an, wie davon gehandelt oder was darüber gesagt wird, ob dies dem Begriffe der Logik als einer Wissenschaft der Denkform gemäß ist oder nicht. — Daß wir übrigens bey der Exposition der logischen Grundsätze, um das Gesagte zu erläutern und es durch Anwendung auf einzelne Fälle faßlicher zu machen, hin und wieder auch auf die Materie des Denkens werden

Rück-

Rücksicht nehmen müssen, verstanden selbst, thut aber dem Charakter der reinen Logik so wenig Abbruch, als es dem Charakter der reinen Geometrie entgegen ist, wenn zuweilen einzelne Fälle zur Erläuterung beyrn Vortrage angeführt werden.

§. 26.

Jeder Begriff ist eine Gröfse (*quantum*), wiefern er ein Mannichfaltiges von Vorstellungen befaßt. Die Gröfse (*quantitas*) eines Begriffs besteht also in der Vielheit der durch ihn verknüpften Vorstellungen, und ist theils intensiv oder Gröfse des Inhalts (*quantitas complexus*), wiefern gewisse Vorstellungen in ihm, theils extensiv oder Gröfse des Umfangs (*quantitas ambitus*), wiefern sie unter ihm angetroffen werden. Bey der Beurtheilung der Quantität eines Begriffs hat man also auf dessen Inhalt sowohl als Umfang zu sehen. Letzter heist auch das Gebiet oder die Sphäre des Begriffs.

Anmerkung.

Durch einen Begriff können mehre Vorstellungen auf doppelte Art verknüpft seyn. Erstlich können sie in dem Begriff enthalten seyn. Dann erscheint der Begriff als Totalvorstellung ($A =$

Himmelskörper) und das Mannichfaltige, was er befaßt, als Parzialvorstellungen von ihm (B, C, D... = Große Massen, die sich im unendlichen Weltraume nach Gesetzen bewegen und als leuchtende Punkte und Scheiben von uns wahrgenommen werden). Zweytens können sie unter dem Begriff enthalten seyn. Dann erscheint der Begriff als allgemeine oder höhere Vorstellung (A = Himmelskörper) und das Mannichfaltige, was er befaßt, als besondere oder niedere Vorstellungen (B, C, D... = Sonnen, Planeten, Kometen). Daher besteht der Inhalt eines Begriffs in den Vorstellungen, welche in demselben als vereinigte Merkmale gedacht werden oder welche ihn als Theile konstituiren; der Umfang aber in den Vorstellungen, für welche sein Inhalt selbst ein gemeinschaftliches Merkmal ist oder welche er als Norm regulirt. Denn die Begriffe: Sonne, Planet, Komet, müssen, wenn sie wirklich unter dem Begriffe: Himmelskörper, enthalten seyn sollen, so konstruirt werden, daß sie nichts in sich enthalten, was dem Begriffe, den wir durch diesen Ausdruck bezeichnen, widerspräche. Man kann daher auch kurzweg sagen: Ein Begriff hat Vorstellungen unter sich, wenn er in ihnen — in sich, wenn sie in ihm als Merkmale angetroffen werden. *)

*) PLATNER in seinen Aphorismen (Th. I. §. 585.) theilt die Begriffe (in Hinsicht ihrer Quantität) in analytische und genealogische. Jene sollen nothwendige, diese zufällige Merkmale, jene den Stoff zu Erklä-

§. 27.

Intensive und extensive Quantität der Begriffe stehen in umgekehrtem Verhältnisse. Denn je größer der Inhalt eines Begriffs, desto kleiner sein Umfang, und je größer dieser, desto kleiner jener.

Anmerkung.

Der Grund dieses Verhältnisses (nicht zwischen mehren Begriffen — denn davon ist hier noch nicht die Rede — sondern zwischen der intensiven und extensiven Quantität eines und desselben Begriffes) läßt sich leicht einsehen. Durch Aufnahme eines neuen Merkmals (planetarisch, gedruckt) in den Begriff (Himmelskörper, Buch) wird sein Gegenstand näher bestimmt; mithin werden auch alle diejenigen Dinge ausgeschlossen, denen jenes Merkmal nicht zukommt (Fixstern, Manuskript), ob sie gleich unter dem Begriffe vor Aufnahme des neuen Merkmals enthalten waren. Wenn also (allgemein ausgedrückt) der Begriff A in Ansehung der Merkmale B oder C unbestimmt gelassen wird, so ist natürlich sein Inhalt kleiner und seine Sphäre größer, als

rungen, diese den Stoff zu Eintheilungen enthalten. Da man aber jeden Begriff in Rücksicht seines Inhalts (wenn er auflösbar ist) analytisch und in Rücksicht seines Umfangs (wenn er noch mehrer Vorstellungen unter sich begreift) genealogisch nennen kann, mithin die Glieder der Eintheilung sich nicht ausschließen, so ist diese Eintheilung ungültig.

wenn ich A durch B oder C bestimme, indem dann nach dem Prinzipie der Antithese A nicht mehr durch Nicht-B oder Nicht-C bestimmt werden kann, mithin alles von A auszuschließen ist, dem Nicht-B oder Nicht-C zukommt. $A + B$ oder $+ C$ ist natürlich größer als A; aber alles A muß nicht $A + B$ oder $+ C$ seyn. Also macht das *Plus* in Ansehung des Inhalts nothwendig ein *Minus* in Ansehung des Umfangs, und umgekehrt. Man kann daher mit Recht sagen: Je höher die Begriffe, desto armseeliger, je niedriger, desto reicher. Mit einer kleinen Anzahl von Begriffen, ja mit einem einzigen (Etwas, Ding) läßt sich alles, was in und außer den Gedanken seyn kann, überschauen. Aber wehe dem, dessen Erkenntniß sich auf eine solche kleine Summe von Begriffen beschränkt. Während er alles umfaßt, erfafst er eigentlich nichts. Er überschaut zwar alles, aber er sieht nur darüber weg ins unendliche Leere. Daher die Seichtigkeit der enzyklopädischen Kenntniß aller Wissenschaften, wenn sie nicht mit einer detaillirten Kenntniß irgend einer besondern Wissenschaft verknüpft ist. Jene ist immer nur oberflächlich, diese allein ist gründlich. Dort verbreitet sich die Erkenntnißkraft nach allen Punkten der Erkenntniß-Sphäre und sieht alles nur wie in düstern Nebel gehüllt, hier konzentriert sie sich auf Einen Punkt und erkennt, was sie sieht, desto deutlicher und bestimmter — gleich der erleuchtenden Kraft eines Lichtes, die an Intension verliert,

je mehr sich die Sphäre der Beleuchtung ausdehnt, aber gewinnt, je kleiner diese Sphäre wird.

§. 28.

Die intensive Quantität eines Begriffs ist gröfser, je mehr, und kleiner, je weniger Merkmale in ihm enthalten sind. Ist der Inhalt eines Begriffs unendlich klein, so dafs für unser beschränktes Denkvermögen keine weitere Unterscheidung seiner Merkmale möglich ist, so heifst er einfach (*simplex*); wenn und wiefern aber eine solche Unterscheidung noch möglich ist, zusammengesetzt (*compositus s. complexus*). Die Darstellung der intensiven Quantität eines Begriffs heifst Erklärung (*declaratio*). Von einfachen Begriffen ist also keine Erklärung möglich.

Anmerkung.

Die Einfachheit der Begriffe ist nur relativ, nicht absolut. Denn an sich (in transzendentaler oder metaphysischer Hinsicht) mufs jeder Begriff ein Mannichfaltiges enthalten, aus dessen Verknüpfung er eben entsprungen ist. Mithin kann ein Begriff nur in Beziehung auf die Beschränktheit des analysirenden Verstandes (in logischer Hinsicht) einfach genannt werden. (Vergl. Fund. S. 194. Anm. * unter dem Texte.) Auch ist die Einfachheit der Be-

griffe selbst nach der Verschiedenheit der denkenden Subjekte verschieden, so daß ein Begriff, der für den Einen einfach ist, für den Andern noch zusammengesetzt seyn kann, wenn dieser ein schärferes Auge und einen geübtern Blick hat, um auch die feinsten Unterschiede noch bemerken zu können. Indessen muß es doch, weil der analysirende Verstand in jedem Subjekte beschränkt ist, Begriffe geben, welche für jedes Subjekt einfach oder von unendlich kleinem Inhalte sind. Von dieser Art sind alle Begriffe, deren Inhalt entweder der unmittelbaren (äufsern oder innern) Wahrnehmung zunächst liegt, so daß sie sich auf Realitäten oder Qualitäten beziehen, die sich nur in der (äufsern oder innern) Wahrnehmung selbst vom Verstande erfassen oder begreifen lassen (z. B. die Begriffe von den Farben, oder die, welche wir durch die Ausdrücke: Ich, Seyn, Wissen, Thatigkeit u. d. bezeichnen) oder von der unmittelbaren Wahrnehmung am entferntesten liegt, so daß sie durch die letzte aller Abstraktionen entstanden sind, mithin nur in einem einzigen Denkakte ergriffen werden können. Zu dieser Klasse kann offenbar nur ein einziger Begriff gehören, nämlich der Begriff von einem Etwas überhaupt, der alles Mögliche und Wirkliche befaßt, alles, was irgend gedacht werden und existiren mag. Ist nun ein Begriff nicht in individueller sondern in allgemeiner Beziehung einfach, so ist er auch keiner Erklärung fähig. Denn diese beruht auf der Zergliederung des Inhalts, mithin auf der Unter-

scheidung der Merkmale eines Begriffs. Stellt jemand dennoch einen Satz auf, der einer Erklärung ähnlich sieht, so betrifft die Erklärung nicht die Sache (den Begriff selbst nach seinem innern Gehalte) sondern nur den Namen (das Wort, womit er bezeichnet wird). Hierauf beruht der in der Methodenlehre zu erörternde Unterschied zwischen Real- und Nominal - Erklärungen.

§. 29.

Die extensive Quantität eines Begriffs ist ebenfalls gröfser, je mehr, und kleiner, je weniger Vorstellungen unter ihm enthalten sind. Ist die Sphäre eines Begriffs die absolutkleinste, so dafs er keine anderweitigen Vorstellungen mehr unter sich befaßt, so heifst er ein einzelner (*individualis*), indem er mit der Anschauung eines Objectes unmittelbar verknüpft wird. Die Darstellung der extensiven Quantität eines Begriffs heifst eine Eintheilung (*divisio*), wodurch einem Begriffe andre untergeordnet werden, so dafs jener als ein höherer oder allgemeiner, diese als niedere oder besondere Begriffe erscheinen. Einzelbegriffe lassen sich also nicht weiter eintheilen. Da aber dieses ein eigenthümliches Verhältnifs der Begriffe ist,

so muß davon unter dem Titel der Relazion weiter gehandelt werden.

Anmerkung 1.

Da von dem Verhältnisse der Unterordnung der Begriffe von verschiedner Quantität erst tiefer unten gehandelt werden kann, so wollen wir hier nur etwas über den Ausdruck: allgemeiner Begriff, bemerken, da derselbe in zweyerley Bedeutung genommen werden kann. In der einen (welche man die absolute oder transzendente oder auch metaphysische nennen kann) ist jeder Begriff schon an und für sich betrachtet, sein Umfang sey größer oder kleiner, eine allgemeine Vorstellung. Dann ist allgemein so viel als gemeinsam (*commune*), und der Ausdruck: allgemeiner Begriff, pleonastisch. Man kann also, wenn man genau sprechen will, in dieser Hinsicht nur sagen: Der Begriff ist eine allgemeine oder gemeinsame Vorstellung (*repraesentatio communis*), nicht aber die Begriffe selbst allgemein nennen. Dem Begriffe steht alsdann die Anschauung oder Empfindung als eine einzelne Vorstellung (*repraesentatio individualis*) entgegen. In der zweyten Bedeutung (welche man die relative oder logische nennen kann) betrachtet man den größern und kleinern Umfang zweyer Begriffe in ihrem gegenseitigen Verhältnisse, und nennt denjenigen allgemein (*notio universalis*), welcher die größere, denjenigen aber besonder (*notio particularis*), welcher die kleinere in jener

eingeschlossene Sphäre befaßt. Jener kann auch der höhere, dieser der niedere heißen. Wenden wir dies an auf die Begriffe, welche wir durch die Wörter: Baum, Eiche, Kiefer, oder Metall, Gold, Silber, bezeichnen! In absoluter Hinsicht ist jeder dieser Begriffe allgemein; denn jeder befaßt alles ohne Ausnahme, was zu seiner eigenthümlichen Sphäre gehört; aber er befaßt es nur als gemeinsame Vorstellung, welche aus den Vorstellungen einzelner Eichen, Kiefern, Gold- und Silberstücken entstanden und daher als ein gemeinschaftliches Merkmal solcher einzelnen Gegenstände anzusehen ist. In relativer Hinsicht hingegen sind nur die Begriffe: Baum und Metall, allgemeine, die übrigen aber besondre. Denn jene haben größere Sphären als diese, welche nur einen Theil von den Sphären jener befassen. Hiernach läßt sich dasjenige beurtheilen, was in KANT'S Logik S. 140. gesagt wird: „Es ist eine „bloße Tautologie, von allgemeinen oder gemeinsamen Begriffen zu reden; ein Fehler, der sich auf „eine unrichtige Eintheilung der Begriffe in allgemeine, besondre und einzelne gründet. Nicht „die Begriffe selbst, nur ihr Gebrauch kann so „eingetheilt werden.“ — Allerdings ist es, wenn man einen Begriff an und für sich in quantitativer Hinsicht erwägt, eine Tautologie oder vielmehr ein Pleonasm, von allgemeinen oder gar gemeinsamen Begriffen zu sprechen. Wenn man aber mehrere Begriffe mit einander vergleicht und ihr gegenseitiges Verhältniß quantitativ erwägt, so kann man gar wohl

allgemeine und besondre Begriffe unterscheiden, und diese Eintheilung betrifft dann nicht bloß den Gebrauch der Begriffe, sondern die Begriffe selbst in ihrem quantitativen Verhältnisse, obgleich dieses Verhältniß richtiger bezeichnet wird, wenn man sie höhere und niedere Begriffe nennt. Was aber von dem Ausdrucke: einzelner Begriff, zu halten sey, ist bereits in der Fundamentalphilosophie (S. 193. Anm. * unter dem Texte) bemerkt worden. Hier ist nur noch hinzuzusetzen, daß, da der einzelne Begriff eigentlich ein individualisirter Begriff ist, seine Sphäre die absolut kleinste ist, indem er dann keine anderweiten Vorstellungen mehr unter sich begreift, mithin in Ansehung seiner Sphäre sich ganz auf sich selbst beschränkt. Daher muß alle Division aufhören, sobald man den Begriff von einem Individuum denkt, indem man dann einen mit der Anschauung des Objectes unmittelbar verknüpften (mit derselben gleichsam identifizirten) Begriff vor sich hat.

Anmerkung 2.

Betrachtet man die Begriffe an sich (mithin außer ihrem logischen Verhältnisse in Ansehung des Umfangs), so kann man sie alle ohne Unterschied allgemeine Dinge (*entia universalia*) oder schlechtweg Universalien nennen, indem jeder Begriff ein logisches Ding ist, das viele andre Dinge unter sich befaßt. Diese Universalien kann man nun zuvörderst als Musterbilder der wirklichen Dinge

betrachten, indem man eine ursprünglich produktive Intelligenz setzt, welche nach Begriffen schöpferisch wirkte. In dieser Rücksicht (welches ein transzendenter Gesichtspunkt ist, wo man die Begriffe jenseits der Gränzen aller Erfahrung betrachtet) könnten dieselben Vor-Universalien (*universalia ante rem*) heißen. Denn sie müßten in jener Intelligenz als Urbilder (*αρχετυποι*) vor der Existenz der Dinge als Abbilder (*εικονες*) gewesen seyn. (Bekanntlich waren die Platonischen Ideen nichts anders als solche ewige Begriffe von den endlichen Dingen im unendlichen Verstande — eine Vorstellungsart, die man auch neuerlich wieder geltend zu machen gesucht hat.) Setzt man ferner erkennende Wesen als nachproduzirende Intelligenzen, so kann man diese erstlich im Akte des Erkennens selbst betrachten, wo das erkennende Wesen das Mannichfaltige der sinnlichen Vorstellungen sogleich zur objektiven Einheit der Begriffe sich selbst unbewußt erhebt und daher diese in den vorgestellten Gegenständen selbst gleichsam findet; zweytens im Zustande der erworbenen Erkenntniß, wo das erkennende Wesen bereits eine Summe von Begriffen erlangt hat und daher diese als von den vorgestellten Gegenständen abstrahirt in seinem Bewußtseyn antrifft. In der ersten Hinsicht (welches ein transzendentaler oder metaphysischer Gesichtspunkt ist, wo man die Begriffe in ihrer Entstehung betrachtet) kann man die Begriffe Mit-Universalien (*universalia in re*), in der zweyten (welches

ein bloß logischer Gesichtspunkt ist, wo man die Begriffe als gegeben betrachtet) Nach-Universalien (*universalia post rem*) nennen. Hiernach läßt sich der alte (eigentlich metaphysische) Streit der Nominalisten und Realisten über die Universalien leicht entscheiden. Wir betrachten jetzt die Begriffe bloß aus dem letzten Gesichtspunkte, mithin als *universalia post rem*, weil wir sie hier (in der Logik) als gegeben oder schon vorhanden erwägen. In der Metaphysik aber werden wir sie aus dem zweyten Gesichtspunkte, mithin als *universalia in re* betrachten, weil wir daselbst den Ursprung der Begriffe zu erforchen haben (§. 8. und 9.). In derselben wird dann auch der transzendente Gesichtspunkt, wo die Begriffe als *universalia ante rem* gedacht werden, seine Würdigung finden.

§. 30.

Da jeder Begriff die Einheit eines Mannichfaltigen im Bewußtseyn ist, wodurch irgend etwas vorgestellt wird (§. 24.): so besteht die Beschaffenheit (*qualitas*) eines Begriffs in dem Grade des Bewußtseyns, mit welchem das dadurch Vorgestellte gedacht wird, mithin in der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Darstellung der Einheit und des Mannichfaltigen in demselben während des Denkens (§. 25. nebst Anm.).

Anmerkung.

Manche nennen die Qualität der Begriffe auch ihre logische Vollkommenheit. Allein diese Benennung ist nicht ganz passend. Denn die Unvollkommenheit eines Begriffs (wenn er nur undeutlich oder gar dunkel gedacht wird) gehört doch auch zu seiner Qualität. Wir behalten also lieber diesen Ausdruck bey.

§. 31.

Je klärer und je deutlicher ein Begriff ist, indem man ihn denkt, desto vollkommener ist er in logischer Hinsicht. Man kann daher Klarheit (*claritas*) und Deutlichkeit (*perspicuitas*) der Begriffe als die beyden Hauptgrade ihrer logischen Vollkommenheit, und deren Gegentheil, die Dunkelheit (*obscuritas*) und Undeutlichkeit (*imperspicuitas*), als die Hauptgrade ihrer Unvollkommenheit fixiren, zwischen welchen aber viele Mittelgrade liegen müssen. So entstehen vier Hauptarten von Begriffen in qualitativer Hinsicht: klare (*clarae*) und dunkle (*obscurae*), und deutliche (*perspicuae* s. *distinctae*) und undeutliche (*imperspicuae* s. *indistinctae*).

Anmerkung.

Die Ausdrücke Klarheit und Deutlichkeit nebst ihren Gegensätzen sind offenbar vom Sehen hergenommen. Bey totaler Finsterniß sieht man gar nichts; es ist alles dunkel um uns her. Man kann mit dem Auge keinen Gegenstand von dem andern unterscheiden. So wie es anfängt hell zu werden, vermindert sich die Dunkelheit. Wir fangen an, etwas zu sehen, wissen aber nicht, was? Die Umrisse der Dinge treten noch nicht bestimmt genug hervor, um jedes gehörig zu erkennen. Sobald wir dieß bey zunehmender Helligkeit im Stande sind, sehen wir klar. Wir erkennen Bäume, Häuser, Menschen, Thiere u. s. w. — d. h. wir unterscheiden sie als Ganze (in ihrer Einheit). Aber die Theile (das Mannichfaltige in der Einheit) verlieren sich gleichsam noch unter einander. Die Gegenstände schweben uns noch undeutlich vor. Endlich bey vollem Lichte wird es uns möglich, auch die Theile zu unterscheiden. Wir sehen deutlich, was um uns her liegt. Aber doch nur, was zunächst liegt. Die entferntern Gegenstände entziehen sich schon unserm Blick in Ansehung der einzelnen Theile (des Mannichfaltigen) und stehen nur als Ganze (als Einheiten) in bestimmten Gränzen vor uns. Und die entferntesten verlieren sich, selbst in Ansehung ihrer Gränzen, in einander und sind wie in einen Schleier gehüllt, so daß wir sie auch nicht einmal als Ganze mehr unterscheiden können. So wie wir ihnen aber allmählig näher kommen, verliert

sich auch diese Dunkelheit in der Wahrnehmung der Gegenstände und verwandelt sich durch mancherley Abstufungen oder Mittelgrade zuerst in Klarheit und zuletzt in Deutlichkeit. Diefes ist die sinnliche Klarheit und Dunkelheit der Vorstellungen oder die Klarheit und Deutlichkeit der Anschauungen. Etwas ähnliches findet aber auch statt bey dem Denken in Ansehung unsrer Begriffe, indem bald die Einheit (so dafs wir nur das durch den ganzen Begriff Vorgestellte von dem durch andre Begriffe Vorgestellten überhaupt unterscheiden) bald die Mannichfaltigkeit (so dafs wir das durch den Begriff Verknüpfte — das, was in oder unter ihm enthalten ist, unterscheiden) im Bewußtseyn hervortritt, bald aber auch der ganze Begriff sich ins Dunkel zurückzieht und nur durch seine Verbindung mit andern Begriffen leise Spuren zurückläßt, vermittelt welcher noch ein entferntes Bewußtseyn von ihm übrig bleibt. Im ersten Falle sind die Begriffe blofs klar, im zweyten deutlich, im dritten keins von beyden, sondern dunkel.

§. 32.

Die Klarheit eines Begriffs besteht in einem solchen Grade des Bewußtseyns von dem dadurch Vorgestellten, dafs man es von dem durch andre Begriffe Vorgestellten überhaupt unterscheiden kann. Je gröfser oder geringer die Menge dessen ist, wovon man

das durch einen Begriff Vorgestellte unterscheiden kann, desto gröfser oder geringer ist auch die Klarheit des Begriffs. Die Klarheit hat also selbst wieder verschiedene Grade. Das Gegentheil derselben ist die Dunkelheit eines Begriffs, bey welcher kein unmittelbares Bewusstseyn desselben statt finden kann.

Anmerkung 1.

Durch jeden Begriff wird irgend etwas vorgestellt. Bin ich nun im Stande, das, was ich durch einen gegebenen Begriff vorstelle, von den Objekten andrer Begriffe, mithin auch den Begriff selbst von andern Begriffen gehörig zu unterscheiden, ohne mich erst auf eine Untersuchung desselben nach seinen einzelnen Merkmalen einzulassen: so werde ich mit Recht sagen können, dafs ich einen klaren Begriff von der Sache habe. Es tritt alsdann das ganze Objekt des Begriffs in seiner durch den Begriff bestimmten Einheit vor die Seele. Wenn man also den Menschen von andern animalischen Wesen, das Gold von andern Metallen, den Diamant von andern edeln Steinen, den Weitzen von andern Getreidearten, die Kiefer von andern Bäumen überhaupt unterscheiden kann, so hat man von diesen Dingen einen klaren Begriff, wenn man auch ihre zoologischen, botanischen und mineralogischen Merkmale nicht angeben kann. Indessen wäre es möglich, dafs

dafs man das, was man durch einen Begriff vorstellt, zwar von vielen, aber nicht von allen Objecten andrer Begriffe, dafs man z. B. das Gold vom Silber, Kupfer, Eisen, Bley, aber nicht von feinem Tombak, die Kiefer von der Eiche, Birke, Eller, Ulme, aber nicht von der Fichte unterscheiden könnte. Alsdann wäre der Begriff doch nicht ganz klar, sondern in gewisser Hinsicht dunkel. Man mufs also zuvörderst die durchgängige oder absolute Klarheit von der parzialen oder relativen unterscheiden. Die letzte ist immer mit einer gewissen Dunkelheit verbunden, eine Art von Hell-Dunkel (*clair - obscur*), welches nach dem Verhältnisse des Hellen und Dunkeln zu einander sehr verschiedner Art seyn kann. Die Klarheit, wieferne sie relativ ist, ist also wieder verschiedner Grade fähig, welche durch die gröfsere oder geringere Menge von Gegenständen bestimmt sind, von welchen man das durch einen Begriff Vorgestellte unterscheiden kann. Der Begriff wird demnach dunkel genannt werden müssen, wenn man sein Object von den Objecten andrer Begriffe, mithin auch ihn selbst von andern Begriffen nicht gehörig unterscheiden kann; und die Dunkelheit wird ebenfalls durchgängig oder absolut seyn, wenn die Unterscheidung ganz oder durchaus, parzial oder relativ, wenn sie nur zum Theil oder in gewisser Hinsicht nicht stattfindet. Die letzte ist also mit einer gewissen Klarheit verbunden, läfst eben so viele Grade zu, als die relative Klarheit, und ist eigentlich mit

dieser einerley. Folglich sind nur absolute Klarheit und absolute Dunkelheit einander entgegengesetzt als zwey Extreme, zwischen welchen das logische Hell - Dunkel in unendlichen Abstufungen in der Mitte steht.

Anmerkung 2.

Wie verhalten sich nun klare und dunkle Begriffe zum Bewußtseyn d. h. wie ist man sich derselben bewußt? Da eine Vorstellung (mithin auch jeder Begriff) nur insoferne Vorstellung für uns seyn kann, als sie mit einem gewissen Bewußtseyn verknüpft ist, weil man gar nicht sagen könnte, daß man eine Vorstellung hätte, wenn man sich derselben durchaus nicht bewußt wäre: so muß auch bey dem dunkeln Begriffe (wenn er anders Begriff für uns seyn soll) ein gewisses Bewußtseyn stattfinden. Aber dieses Bewußtseyn kann kein unmittelbares seyn, sondern bloß ein mittelbares d. h. man kann sich des dunkeln Begriffs nur soferne bewußt seyn, als er mit andern verknüpft ist, von denen man ein unmittelbares Bewußtseyn hat. Unmittelbar bewußt kann man sich nämlich eines Begriffs nur dadurch werden, daß man ihn von andern Begriffen unterscheidet und als von diesen unterschieden denkt. Wenn man nun aber nicht im Stande ist, das durch einen Begriff Vorzustellende (sein Objekt) von den Objekten andrer Begriffe zu unterscheiden, so wird man auch nicht den Begriff selbst von andern unterscheiden können. Man wird ihn

also mit andern verwechseln, und zwar vorzüglich mit solchen, mit denen er im Verhältnisse der Affinität steht d. h. durch Inhalt und Umfang nahe verknüpft ist. Der klare Begriff tritt also für sich selbst oder unmittelbar ins Bewußtseyn, der dunkle nur vermittelt jener Verwechselung mit andern verwandten Begriffen. Ist nun der Begriff bloß relativ klar, so ist er auch relativ dunkel; er wird also bald unterschieden, wenn er unmittelbar, bald verwechselt, wenn er mittelbar ins Bewußtseyn tritt.

Anmerkung 3.

Durch das Klarmachen der Begriffe (und der Vorstellungen überhaupt) wird der Verstand aufgeklärt; es wird dadurch gleichsam hell im Gemüthe, was vorher in der Dunkelheit des Bewußtseyns verborgen lag. Die Aufklärung als Handlung (*actus*) ist also nichts anders, als diejenige Geistesthätigkeit, wodurch wir unsre eignen oder Anderer Vorstellungen klar zu machen suchen; Aufklärung aber als Zustand (*status* — welchen man richtiger Aufgeklärtheit nennen sollte) ist diejenige Beschaffenheit unsrer Vorstellungen, wo sie klar sind. Die Aufklärung kann nun in beyderley Hinsicht theoretisch und praktisch seyn; jenes, wenn sich die klaren Vorstellungen auf die Dinge bloß als Erkenntnißobjekte — dieses, wenn sie sich auf dieselben als Handlungsobjekte, mithin auf unsre Rechte und Pflichten beziehen. Durch theoretische Aufklärung lernen wir die Dinge selbst

in Ansehung ihrer Eigenschaften und Verhältnisse durch praktische Recht und Unrecht, Gut und Böse in Ansehung unsers Verhaltens gehörig unterscheiden. Da aber das Unterscheiden, als ein bloßes Wissen, uns noch nicht nöthigt, das Eine zu wollen und zu thun, und das Andre nicht zu wollen und nicht zu thun: so kann die Aufklärung (besonders die praktische) zwar ein Beförderungsmittel der Sittlichkeit werden, wenn ein guter Wille da ist, indem wir dadurch mit unsern Pflichten und Rechten genauer bekannt werden und diese innigere Bekanntschaft ein neuer Antrieb zur Beachtung derselben für jeden Gutgesinnten seyn muß. Ist aber jener Wille nicht da, so ist alles Aufklären umsonst. Will man also den Menschen zum Menschen bilden, so müssen Herz und Verstand gleichmäßig gebildet werden; und wenn Eins von beyden vernachlässigt werden müßte, so möge lieber der letzte als das erste nachstehen.

§. 33.

Die Deutlichkeit eines Begriffs besteht in einem solchen Grade des Bewußtseyns von dem dadurch Vorgestellten, daß man selbst das durch ihn zur Einheit verbundene Mannichfaltige von einander unterscheiden kann, mithin in der Klarheit der durch den Begriff verknüpften Vorstellungen. Da nun diese Klarheit größer oder

geringer seyn kann, so hat die Deutlichkeit ebenfalls ihre Grade. Das Gegentheil derselben ist die Undeutlichkeit, welche, wiefern sie mit Unordnung im Denken verbunden ist, Verworrenheit (*confusio*) heisst.

Anmerkung.

Da die Deutlichkeit eine höhere Stufe der logischen Vollkommenheit der Begriffe ist, so muß bey dem deutlichen Begriffe dasjenige klar werden, was vorher noch nicht klar war. Dieses ist das Mannichfaltige, welches bey dem klaren Begriffe gar nicht in seiner Mannichfaltigkeit, sondern bloß zusammengenommen als Eines vorgestellt wird. Der Begriff wird also deutlich seyn, wenn ich nicht bloß das durch ihn Vorgestellte überhaupt von dem durch andre Begriffe Vorgestellten, sondern auch das durch ihn verknüpfte Mannichfaltige von einander unterscheiden kann, mithin, wenn dieses Mannichfaltige selbst in seiner Mannichfaltigkeit mit Klarheit ins Bewußtseyn tritt. Denkt man z. B. den Menschen so, daß man ihn nicht bloß von Thieren, Bäumen, Häusern u. d. unterscheidet, sondern auch sich bewußt wird, der Mensch sey ein animalisch-razionales Wesen und stelle sich in zwey Geschlechtsformen, der männlichen und weiblichen, dar: so hat man dann einen deutlichen Begriff vom Menschen, indem das durch ihn verknüpfte Mannichfaltige (animalisches, rationales — männliches, weibliches — Wesen) mit Klarheit vorgestellt wird. Ist

nun die Klarheit selbst verschiedner Grade fähig (§. 32.), so muß auch die Deutlichkeit mancherley Abstufungen zulassen. Die Undeutlichkeit aber kann in nichts anderem bestehen als in dem Mangel an Unterscheidung des Mannichfaltigen, was durch einen Begriff verknüpft ist. Es wird daher dieses Mannichfaltige in seiner Einzelheit nur dunkel vorgestellt d. h. man hat nur ein mittelbares Bewußtseyn von demselben, nämlich vermittelt des Begriffs, durch welchen es zur Einheit verknüpft ist. Daher geschieht es, daß wir bey undeutlichen Begriffen das Mannichfaltige, was durch sie verknüpft ist, auch nicht gehörig ordnen und behandeln können, mithin es verwechseln und vermischen. Dadurch erscheint das undeutliche Denken als ein verworrenes Denken, und die Undeutlichkeit der Begriffe als eine Verworrenheit derselben. Darum heißen undeutliche Begriffe, sofern sie mit Unordnung im Denken verknüpft sind, verworrene (*notiones confusae*). *)

§. 34.

Da das durch einen Begriff verknüpfte Mannichfaltige theils in theils unter dem Begriffe enthalten seyn kann, und in jenem

*) Manche Logiker nennen jeden undeutlichen Begriff verworren. Es ist aber schon von Andern bemerkt worden, daß dieß nicht richtig sey. Es muß darum, weil ein Begriff bloß klar und nicht deutlich ist, noch keine Verwirrung im Denken stattfinden.

Falle die intensive Quantität oder den Inhalt, in diesem die extensive Quantität oder den Umfang eines Begriffs ausmacht (§. 26.): so ist auch die Deutlichkeit theils intensiv (Deutlichkeit des Inhalts) theils extensiv (Deutlichkeit des Umfangs). Da es nun sowohl Begriffe geben kann, deren Inhalt unendlich klein ist (einfache, §. 28.), als auch Begriffe, deren Umfang der absolut kleinste ist (einzelne, §. 29.): so sind jene keiner intensiven, wohl aber einer extensiven, und diese keiner extensiven, wohl aber einer intensiven Deutlichkeit fähig.

Anmerkung 1.

Gewöhnlich erklärt man die Deutlichkeit so, daß sie in dem Bewußtseyn der Merkmale eines Begriffes oder in der Unterscheidung des Mannichfaltigen, welches in einem Begriff enthalten sey, bestehe, und zieht daraus die Folgerung, daß einfache Begriffe der Deutlichkeit gar nicht fähig wären, hingegen alle zusammengesetzten Begriffe deutlich gemacht werden könnten. *) Durch solche Erklä-

*) Schon Wolff sagt in seinen vernünftigen Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes, Kap. I. §. 13. (nach der 12. Aufl.): „Ist unser Begriff klar, so sind wir entweder vermögend, die Merkmale, daraus wir

runge und Folgerungen aber beweist man, daß man selbst keinen deutlichen Begriff von der Deutlichkeit der Begriffe habe. Das Mannichfaltige, was

„eine Sache erkennen, einem andern herzusagen oder wenigstens uns selbst dieselben besonders nach einander vorzustellen, oder wir befinden uns solches zu thun unvermögend. In dem ersten Falle ist der klare Begriff deutlich, in dem andern aber undeutlich.“ — Hierin ist man ihm denn immerfort gefolgt, selbst in den neueren kritischen Zeiten. So heißt es in JAKOB'S Logik, §. 137: „Klare Begriffe werden deutlich genannt, wenn man die verschiedenen Merkmale des Begriffes von einander unterscheiden kann, im Gegentheile sind sie undeutlich.“ — §. 144: „Einfache Begriffe lassen sich nicht auflösen. Man kann nur ihre Klarheit erhöhen. Aber bey zusammengesetzten Begriffen sind allemal mehre Merkmale in eine Einheit zusammengefaßt, und diese lassen sich daher zergliedern.“ — KIESEWETTER'S Logik, §. 52: „Deutlich wird ein Begriff genannt, wenn man sich nicht bloß des ganzen Begriffes, sondern auch der Merkmale desselben bewußt ist. Undeutlich ist ein Begriff, von dem man keine Merkmale angeben kann. Man nennt einen Begriff klar, wenn man sich zwar des ganzen Begriffes, aber keiner Merkmale desselben bewußt ist. Alle einfachen Begriffe sind daher bloß klar, und können nie durch Auflösung in Merkmale deutlich gemacht werden.“ — Eine andre Art der Deutlichmachung wird aber nicht angegeben; daher heißt es auch in der weitern Auseinandersetzung, S. 99. ganz allgemein: „Die klaren einfachen Begriffe kann man nicht zu deutlichen machen, weil sie keine Merkmale enthalten.“ — Eben diese Verwechslung des speciellen Begriffes der Deutlichkeit mit dem generellen findet selbst in KANT'S Logik, S. 42. statt: „Alle klare Vorstellungen, können unterschieden werden in Ansehung der Deutlichkeit und Undeutlichkeit. Sind wir uns der ganzen Vorstellung bewußt, nicht aber des Mannichfaltigen, das in ihr enthalten ist, so ist die Vor-

zu einem Begriffe gehört und durch ihn verknüpft ist, besteht ja nicht bloß in den Vorstellungen, die in ihm enthalten sind oder seinen Inhalt ausmachen, sondern auch in denen, die unter ihm enthalten sind oder seinen Umfang ausmachen. Die Deutlichkeit der Begriffe überhaupt entspringt also aus der Unterscheidung des Mannichfaltigen überhaupt, was zu einem Begriffe gehört und besteht daher in der Klarheit der durch ihn verknüpften Vorstellungen. Sind diese Parzialvorstellungen, die als einzelne Merkmale des gedachten Objektes zum Begriffe als Totalvorstellung gehören, so ist dies die eine Art der Deutlichkeit, welche man mit Recht intensiv nennen kann, weil sie sich auf die intensive Quantität oder den Inhalt des Begriffes bezieht. Sind es aber besondere Vorstellungen, die als engere Sphären des gedachten Objektes zum Begriffe als allgemeiner Vorstellung gehören, so ist dies die andre Art der Deutlichkeit, welche mit Recht extensiv heißen kann, weil sie die extensive Quantität oder den Umfang des Begriffes betrifft. Sag' ich also: Die Menschen sind animalisch - rationale Wesen, so mach' ich meinen Begriff vom Menschen intensiv — sag' ich aber: Sie sind theils männliche, theils weibliche Wesen, so mach' ich ihn extensiv — deutlich. Daher gewinnt ein

„stellung undeutlich.“ — S. 43: „Diese Bewandniss hat es mit allen einfachen Vorstellungen, die nie deutlich werden, weil in ihnen kein Mannichfaltiges anzutreffen ist.“

Begriff die erste Art der Deutlichkeit durch Erklärungen (§. 28.), die zweyte durch Eintheilungen (§. 29.). Dort stellt man ihn als aufgelöst in seine einzelnen Merkmale, hier als aufgelöst in seine niederen Sphären dar. Man verwechselt demnach die Deutlichkeit überhaupt (*in genere*) mit der intensiven Deutlichkeit (*in specie*), wenn man die Deutlichkeit als 'das Bewußtseyn des in einem Begriff enthaltenen Mannichfaltigen oder des Unterschieds seiner Merkmale erklärt.

Anmerkung 2.

Hieraus ergeben sich zwey wichtige Folgerungen:

1.) Es ist unrichtig, wenn man behauptet, ein einfacher Begriff lasse sich gar nicht deutlich machen. Er läßt sich zwar nicht intensiv deutlich machen, indem er eben darum einfach heißt, weil man seinen Inhalt nicht als ein Mannichfaltiges darstellen kann; wohl aber extensiv, indem sich doch sein Umfang als ein Mannichfaltiges darstellen lassen muß. Wenn also die Begriffe: Etwas, Vorstellung, roth — einfach sind, so lassen sie sich freylich nicht in eine Mehrheit von Merkmalen zerfallen. Aber können sie darum gar nicht deutlich gemacht werden? Unterscheidet man nicht auch das Mannichfaltige, was durch diese Begriffe verknüpft ist, wenn man sagt: Das Etwas ist entweder ein logisches oder ein reales Ding, die Vorstellung entweder sinnlich oder nicht-sinnlich, das Rothe entweder rosenroth oder scharlachroth oder purpurroth u.

s. w.? Und werden diese Begriffe nicht eben dadurch zu einem höhern Grade logischer Vollkommenheit erhoben, als wenn man sie bloß im Ganzen mit Klarheit denkt?

2.) Es ist unrichtig, wenn man behauptet, jeder zusammengesetzte Begriff müsse sich deutlich machen lassen, und diels von der Deutlichkeit überhaupt versteht. Denn es giebt zusammengesetzte Begriffe, die kein Mannichfaltiges weiter unter sich enthalten, mithin nicht extensiv, sondern nur intensiv deutlich seyn können. Diels ist der Fall mit allen einzelnen oder individualisirten Begriffen. Denn sobald ein Begriff sich auf ein Individuum bezieht, so ist seine Sphäre die absolut-kleinste geworden. Er enthält also zwar viel Mannichfaltiges in sich (die Merkmale des Individuum's, durch deren Aufzählung man jemanden von dem individuellen Gegenstande einen Begriff von großer intensiver Deutlichkeit verschaffen kann), aber nichts Mannichfaltiges unter sich, weil er sich nur auf ein einziges logisches Objekt bezieht und dieses seine ganze Sphäre ist. Er kann also auch extensiv nicht verdeutlicht werden. Man sage nicht etwa dagegen, ein Begriff dieser Art sey gar nicht mehr Begriff, sondern nur Anschauung oder unmittelbare Vorstellung. Denn auch das einzelne Objekt wird als solches gedacht; sonst wäre keine Erkenntniß von ihm möglich, da zu dieser Anschauung und Begriff gehört (Fund. §. 79.). So hat jeder, dem die alte Geschichte nicht unbekannt ist, einen Begriff vom ALEXANDER, als einem Individuum,

dem zufolge er auch wohl eine innere Anschauung desselben (ein Bild der Phantasie vom ALEXANDER gemäß dem Begriffe) produziren kann. Dieser Begriff läßt sich auch intensiv verdeutlichen, indem man etwa denkt, daß ALEXANDER ein König von Mazedonien, ein Sohn Philipp's, ein tapferer Krieger, ein Schüler des Aristoteles u. s. w. war. Aber wie soll dieser so zusammengesetzte Begriff extensiv verdeutlicht werden, da seine ganze Sphäre ein einziges logisches Objekt, mithin die absolut kleinste ist? — Hierin allein liegt der Grund, daß sich ein einzelner Begriff nicht eintheilen läßt, so wie man einen einfachen Begriff nicht erklären kann. *)

*) Nachdem dieses bereits niedergeschrieben war, fand der Verfasser, daß REIMARUS schon in seiner Vernunftlehre, S. 85. und 86. §. 69. (nach der 4. Aufl.) eine richtigere Erklärung von der Deutlichkeit der Begriffe gegeben hatte. Er sagt nämlich daselbst: „Ein deutlicher Begriff „ist, wenn man das Verschiedne, welches der Begriff in „und unter sich befaßt“ — allgemeiner ausgedrückt: welches durch den Begriff verknüpft ist — „erkennen „und unterscheiden kann. Das Verschiedne, welches in „einem deutlichen Begriffe befaßt wird, besteht in dessen Theilen, die zusammen genommen Merkmale des Ganzen sind. Das Verschiedne, welches unter einem deutlichen Begriffe befaßt wird, besteht in besondern Arten, „die zusammen eine Aehnlichkeit in dem Geschlechte haben. Es ist also eine zwiefache Deutlichkeit: eine „Deutlichkeit in Theilen und eine Deutlichkeit in den „Arten. Die Deutlichkeit in Theilen wird durch die „Zergliederung der Begriffe (*analysin notionum*) „gefunden und giebt Erklärungen (*definitiones*). Die „Deutlichkeit in den Arten findet man durch die Eintheilung (*divisionem*) und sie giebt ein Geschlecht-

Anmerkung 3.

Die Logiker haben noch verschiedene andre Arten der Deutlichkeit der Begriffe aufgestellt. Sie unterscheiden nämlich

1.) die diskursive und intuitive. Jene soll statt finden, wenn man sich des durch einen Begriff verknüpften Mannichfaltigen vermittelst des bloßen Denkens bewußt wird, und heißt daher auch die intellektuelle oder logische; diese, wenn es durch irgend eine Versinnlichung des Begriffs (so daß man die Einbildungskraft zu Hülfe nimmt) geschieht, und heißt daher auch die sensuelle oder ästhetische. *) Allein die letzte

„register von Dingen (*genealogiam rerum*).“ Dann setzt er §. 70. S. 87. noch hinzu: „Einfache Begriffe lassen sich wohl nach den Arten, nicht aber nach den Theilen, als Merkmalen, deutlich machen.“ — Auch PLATNER, welcher, wie oben (§. 26. am Ende der Anm. unter dem Texte) bemerkt worden, die Begriffe in Ansehung des Inhalts analytisch, in Ansehung des Umfangs genealogisch nennt, unterscheidet (*Apher. Th. I. §. 402.*) beyde Arten der Deutlichkeit auf folgende Art: „Deutlich ist ein analytischer Begriff, wenn in ihm aus einander gesetzt sind die Merkmale — ein genealogischer, wenn die Mannichfaltigkeit der Arten bestimmt ist.“

*) Wenn von sinnlicher Deutlichkeit der Vorstellungen überhaupt die Rede ist, so besteht dieselbe im (klaren) Bewußtseyn des Mannichfaltigen in der Anschauung. So wird sie in KANT's Logik (S. 44.) erklärt und dabey das Beyspiel von der Milchstraße angeführt, die man mit bloßen Augen als einen weißlichen Streifen sehe, obgleich die Lichtstrahlen von allen einzelnen darin befindlichen Sternen in unser Auge gekommen seyn müssen, so daß die Vorstellung alsdann nur (sinnlich) klar sey. Durch

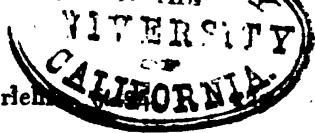
gehört gar nicht in das Gebiet der Logik, sondern entweder in das Gebiet der schönen Kunst (wo sie ästhetische Deutlichkeit im eigentlichen oder engeren Sinne oder besser Lebhaftigkeit der Begriffe heißen kann), wenn z. B. ein Dichter oder Maler die Gerechtigkeit als eine Göttin mit der Waage in der einen und dem Schwerdte in der andern Hand schildert — oder in das Gebiet der Mathematik (wo sie die schematische Deutlichkeit heißen kann) wenn z. B. der Geometer allgemeine Schemate von recht - spitz - und stumpf - winklichen Triangeln konstruirt. Auch verdient die intuitive Deutlichkeit überhaupt, wiefern sie bey Begriffen stattfindet, also nicht Deutlichkeit der Anschauungen selbst ist, mehr den Namen der Klarheit als der Deutlichkeit. Denn es ist, wenn man einen Begriff intuitiv verdeutlicht, mehr darauf abgesehen, durch das Bild die Vorstellung des Ganzen als die des Mannichfaltigen im Begriffe hervortreten zu lassen,

ein Teleskop hingegen werde sie deutlich, weil man vermittelst desselben die einzelnen in jenem Milchstreifen enthaltenen Sterne erblicke. Hier ist also von der sinnlichen Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen überhaupt die Rede, und diese sinnliche Klarheit und Deutlichkeit ist nichts anders als Klarheit und Deutlichkeit der Anschauung selbst. Dieser Deutlichkeit wird dann von KANT die intellektuelle als Deutlichkeit in Begriffen oder Verstandesdeutlichkeit entgegengesetzt und gesagt, diese beruhe auf der Zergliederung des Begriffs in Ansehung des Mannichfaltigen, das in ihm enthalten sey. Hier ist also wieder die intensive Deutlichkeit mit der Deutlichkeit überhaupt verwechselt.

obgleich hinterher der Verstand das Bild selbst analysiren und so mit Hülfe desselben auch das Mannichfaltige im Begriffe besser unterscheiden d. h. den Begriff auch diskursiv verdeutlichen kann.

2.) die analytische und synthetische. Die erste soll stattfinden bey gegebenen, die zweyte bey gemachten Begriffen. Wenn nämlich der Begriff vor den Merkmalen gegeben sey und man ihn dann in seine Merkmale auflöse, so werde er analytisch deutlich; wenn er aber zugleich mit den Merkmalen gegeben (und so erst gemacht) werde, so werde er synthetisch deutlich. (S. KIESEWETTER'S Logik, §. 59.) Allein da jeder Begriff als solcher ein Mannichfaltiges enthält, so wird der Begriff, wenn er als Begriff gegeben wird, immer zugleich mit den Merkmalen gegeben, obgleich man sich nicht immer dieser Merkmale bewußt ist. Das Zugleich-gegeben-seyn des Begriffs mit den Merkmalen kann also die synthetische Deutlichkeit nicht von der analytischen unterscheiden. Wenn nun diese dadurch entstehen soll, daß der Begriff vor den Merkmalen gegeben sey und man ihn dann in seine Merkmale auflöse, so müßte es um des Gegensatzes willen heißen, jene entstehe dadurch, daß die Merkmale vor dem Begriffe gegeben seyen und man sie dann in einen Begriff vereinige. Dann kann man aber wieder nicht sagen, daß der Begriff deutlich werde, indem er ja durch diese Synthese selbst erst erzeugt wird. Nur sofern ich mir nach diesem Erzeugungsakte seiner Merk-

male noch mit Klarheit bewußt bin oder von neuem werde, ist oder wird der Begriff auch deutlich. Dann ist aber die Deutlichkeit immer analytisch. Denn sie beruht auf der Unterscheidung des in einem Begriffe enthaltenen Mannichfaltigen, welche ein analytischer Akt des Verstandes ist, ob gleich eben dieser Akt einen anderweiten synthetischen Akt voraussetzt, weil überhaupt keine Analyse ohne vorhergegangene Synthese stattfinden kann. — Noch wird in der angeführten Stelle gesagt: „Auch heißt „die Deutlichkeit synthetisch, wenn der Begriff „zwar schon gegeben ist, ich aber zu ihm noch „Merkmale hinzufüge, weil ich mit den in ihm gegebenen Merkmalen nicht zufrieden bin, welches „oft bey Erfahrungsbegriffen stattfindet. Hierauf „beruht der Unterschied der Ausdrücke, einen Begriff (oder auch eine Erkenntniß) deutlich machen „und einen deutlichen Begriff machen.“ — Allein wenn zu einem Begriffe ein neues Merkmal hinzugefügt wird, das noch nicht in ihm enthalten war (z. B. zum Triangel das Merkmal der Rechtwinklichkeit oder Gleichseitigkeit), so wird der Begriff dadurch eigentlich nicht deutlich gemacht, sondern nur näher bestimmt. Bin ich mir nun (nach der Aufnahme) des neu hinzugekommenen Merkmals in seinem Unterschiede von den übrigen schon vorhanden gewesenen bewußt, so ist der Begriff freylich deutlich, aber immer wieder analytisch, aus demselben Grunde, wie vorhin. — Ganz anders wird dagegen in Jakob's Logik (§. 145—147.) der Unterschied der analy-



analytischen und synthetischen Deutlichkeit bestimmt. Nämlich so: „Das Zusammenfassen der Merkmale bey der Bildung eines Begriffes heisst die Synthesis. Diese Synthesis kann nun entweder so geschehen, daß schon bey der ersten Verknüpfung jedes Merkmal ein klarer Begriff ist, und daß bey dem ersten Denken des Begriffes derselbe schon deutlich ist. Diese Art der Deutlichkeit der Begriffe kann eine synthetische heißen. Oder man denkt bey der ersten Bildung des Begriffes die Merkmale desselben nur dunkel, und nimmt das Ganze klar wahr. In diesem Falle bedarf der Begriff einer Analyse, wodurch er erst deutlich wird. Diese Art der Deutlichkeit kann man die analytische nennen.“ — Sonach kann jeder Begriff synthetisch und analytisch deutlich seyn, da nach der Kiesewetterschen Erklärung die gegebenen Begriffe nur analytisch und die gemachten nur synthetisch deutlich werden können. Nach der Jakobschen Erklärung aber kommt es bloß darauf an, ob man bey der ersten Bildung des Begriffes sich des Unterschieds der Merkmale bewußt war oder nicht. Daher setzt JAKOB auch ganz konsequent §. 148. hinzu: „Die synthetische Deutlichkeit der Begriffe ist ein Werk der ursprünglichen Operation des Verstandes im Bilden der Begriffe selbst, welche von den Objekten bestimmt wird.“ — Allein da die Logik von der ersten Bildung (dem Ursprunge) der Begriffe abstrahirt und sie alle als schon gegebne oder vorhandne Begriffe betrachtet, so gehört dieser

ganze Unterschied nicht hieher. Die Logik handelt von der Deutlichkeit der Begriffe selbst, nicht aber von der Deutlichkeit der ursprünglichen Synthese der Begriffe. Man verwechselt also den Grad des Bewusstseyns in der Produktion mit dem Grade des Bewusstseyns in Ansehung des Produktes, wenn man jenes Bewusstseyn auch eine Deutlichkeit der Begriffe nennt. — Endlich wird in den beyden angeführten Schriften noch gesagt, daß von dem Grade der analytischen Deutlichkeit die Tiefe und Gründlichkeit der Erkenntniß abhänge (KIESEWETTER, §. 60.) oder in dem größeren Grade der analytischen Deutlichkeit der Begriffe die Tiefe und Gründlichkeit des Verstandes (*profunditas*) bestehe (JAKOB, §. 149.). Allein Tiefe kommt der Erkenntniß oder dem Verstande selbst zu, wenn dieser auch die innersten, verborgensten Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge erkennt. Dazu gehört aber außer der logischen Zergliederung der Begriffe noch eine viel höhere Energie des Geistes in dem materiellen Denken, ein durchdringender Blick und ein umfassendes Kombinations-talent. Eben so kommt Gründlichkeit der Erkenntniß oder dem Verstande zu, wenn die Erkenntniß auf sichern Gründen beruht und der Verstand nach richtigen Grundsätzen verfährt. Diese Gründlichkeit kann aber fehlen, wenn man auch Begriffe geschickt analysiren kann. Mithin hängt Tiefe und Gründlichkeit der Erkenntniß oder des Verstandes von Umständen ab, die innerhalb der Grenzen der Logik gar nicht an-

getroffen werden, obgleich die Logik mit ihren Regeln dazu beytragen und der Verstand, wiefern er in dieser Wissenschaft selbst die innersten Gesetze und obersten Grundsätze des Denkens zu erkennen sucht, Tiefe und Gründlichkeit beweisen kann. — Uebrigens wird man leicht bemerken, daß auch bey jenen Erklärungen der analytischen und synthetischen Deutlichkeit immer nur auf die eine Art der Deutlichkeit (die intensive) Rücksicht genommen, die extensive aber ganz aus der Acht gelassen worden ist. Hätte man auf diese zugleich mit reflektirt, so würden sich weit richtigere Erklärungen von der analytischen und synthetischen Deutlichkeit ergeben haben. Man würde eingesehen haben, daß nur die intensive analytisch und nur die extensive synthetisch genannt werden könne. Denn wenn man einen gegebenen Begriff (er sey ursprünglich gebildet, wie er wolle) intensiv verdeutlicht, so analysirt man ihn bloß d. h. man löst ihn in seine Merkmale auf, wenn sich dergleichen noch angeben lassen. Will man ihn aber extensiv verdeutlichen, so muß man synthetisiren d. h. ein neues Merkmal zum Begriffe hinzufügen, wenn seine Sphäre noch nicht die absolut-kleinste ist. Jenes geschieht, wenn ich sage: Die Triangel sind Figuren von drey Winkeln und Seiten. Dieses, wenn ich sage: Die Triangel sind in Ansehung der Winkel entweder recht- oder stumpfwinklich, in Ansehung der Seiten entweder gleich- oder ungleichseitig. Jede Erklärung ist also als solche Analyse und giebt analytische (intensive) Deutlichkeit; jede Einthei-

lung Synthese und giebt synthetische (extensive) Deutlichkeit. Daher gewinnt unsre Erkenntniß durch jene nur an Intension (sie wird erläutert), durch diese an Extension (sie wird erweitert). *)

§. 35.

Wenn das durch einen Begriff verknüpfte Mannichfaltige in seiner Einzelheit betrachtet selbst wieder ein solches Mannichfaltige ist und in dieser Qualität von neuem unterschieden wird, so daß man sich desselben mit Klarheit bewußt ist, so heißt der Be-

*) CAUSSIUS in seiner sonst sehr schätzbaren Logik (*Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß*, Aufl. 2. §. 167. S. 327.) unterscheidet auch noch die ideale und charakteristische Deutlichkeit. Jene nennt er Deutlichkeit im engern Verstande, diese Distinktion im engern Verstande. Er verwechselt aber bey dieser Unterscheidung Klarheit und Deutlichkeit, indem er von der Klarheit gar nicht handelt, sondern diese unter der Deutlichkeit mit befaßt; daher er auch §. 175. der Deutlichkeit die Dunkelleit entgegensetzt und Deutlichkeit durch *claritas* übersetzt. Ferner unterscheidet er §. 170. die gemeine und die abstrakte oder gelehrte Deutlichkeit; aus seinen Erklärungen darüber sieht man aber, daß er darunter die sinnliche und intellektuelle Klarheit oder Deutlichkeit (weil er beydes Deutlichkeit, lat. *claritas*, nennt) versteht. Die letzte theilt er wieder ein in die Deutlichkeit des Abstraktionsweges (welche er auch logikalische Deutlichkeit im besondern Verstande nennt) und die Deutlichkeit des wesentlichen Inhalts. Unter dieser scheint er die analytische, unter jener die synthetische verstanden zu haben, in dem Sinne nämlich, wie JAKOB in der oben angeführten Stelle diese Ausdrücke nimmt.

griff ausführlich deutlich oder ausführlich schlechtweg (*explicite distincta — penitius s. fusius explicita*). Die Ausführlichkeit eines Begriffs besteht also in der Deutlichkeit der durch ihn verknüpften Vorstellungen. Man kann daher die Ausführlichkeit auch Deutlichkeit in der zweiten Potenz nennen. Wenn nun diese Operation des Verdeutlichens der Begriffe in Ansehung ihres Inhaltes und Umfanges immer weiter fortgesetzt wird: so hat die Ausführlichkeit selbst wieder ihre Grade, welche als Deutlichkeit in der dritten, vierten, fünften u. s. w. Potenz vorgestellt werden können. Ist man endlich in der Unterscheidung oder abgesonderten Darstellung des durch einen Begriff verknüpften Mannichfaltigen bis zu Begriffen vom kleinsten Inhalte (einfachen, §. 28.) oder vom kleinsten Umfange (einzelnen, §. 29.) gekommen: so hat die Deutlichkeit ihren höchsten Grad erreicht, welchen man die Vollständigkeit oder auch vorzugsweise (*κατ' εἰσότητα*) die logische Vollkommenheit der Begriffe nennen kann (§. 30.). Ein Begriff ist also vollständig deut-

lich oder vollständig schlechtweg (*complete distincta* s. *completa*) oder auch logisch vollkommen in der höchsten Bedeutung (*logice perfecta sensu eminenti*), wenn und soferne man sich der vollendeten Unterscheidung des durch ihn verknüpften Mannichfaltigen bewußt ist.

Anmerkung 1.

Wir brauchen bey Verdeutlichung der Begriffe in Ansehung ihres Inhalts und Umfangs nicht bey den nächsten Vorstellungen stehen zu bleiben, welche durch sie verknüpft sind, sondern können bey den meisten Begriffen diese Verdeutlichung immer höher treiben. Bin ich mir z. B. bewußt worden, daß im Begriffe des Triangels die Begriffe: Figur, Seite, Winkel, als Merkmale enthalten sind, so kann ich von neuem fragen: Welche Vorstellungen sind als Merkmale in diesen drey Begriffen selbst wieder enthalten? Finde ich nun etwa, daß Figur ein durchgängig in Gränzen eingeschlossener Raum, Seite ein nach einer gewissen Richtung hin bestimmter Theil dieser Gränzen, und Winkel die Neigung zweyer in einem Punkte zusammentreffenden Linien sey: so hab' ich meinen Begriff vom Triangel in Ansehung der Deutlichkeit (und zwar hier der intensiven) weiter ausgeführt; mithin ist der Begriff ausführlich deutlich oder schlechtweg ausführlich geworden —

er hat (intensive) Deutlichkeit der zweyten Potenz erhalten. Oder bin ich mir bewußt worden, daß die Triangel theils schief - theils recht - winkliche sind, so kann ich von neuem fragen: welche Mannichfaltigkeit von Vorstellungen ist wieder unter diesen zwey Begriffen enthalten? Finde ich nun, daß jene entweder spitz - oder stumpf - winkliche sind und diese entweder nur Einen (wenn sie geradlinig) oder mehrer rechte Winkel (wenn sie sphärisch sind) haben können: so hab' ich meinen Begriff vom Triangel wieder in Ansehung der Deutlichkeit (und zwar hier der extensiven) weiter ausgeführt; mithin ist der Begriff ausführlich deutlich oder schlechtweg ausführlich geworden — er hat (extensive) Deutlichkeit der zweyten Potenz erhalten. *) Dieses Geschäft kann ich aber noch weiter fortsetzen. Ich kann im ersten Falle, wo unter den Merkmalen der Figur der Begriff des Raums vorkommt, von neuem fragen: was ist der Raum? Finde ich nun etwa, der Raum sey die allgemeine Form, unter welcher die Dinge äußerlich angeschaut werden, und nehme ich diese Zergliederung auch in Ansehung der übrigen Merkmale vor: so ist der

*) Wenn Einige (z. B. FEDER in seiner Logik und Metaphysik, S. 56. nach der 4. Aufl.) die ausführlich deutlichen Begriffe entwickelte und die unausführlich deutlichen unentwickelte nennen, so passen diese Ausdrücke 1.) auch auf die Deutlichkeit in der ersten Potenz, und 2.) nur auf die intensive Deutlichkeit.

Begriff intensiv noch ausführlicher oder zur dritten Potenz der intensiven Deutlichkeit erhoben worden. Oder ich kann im zweyten Falle, wo unter den mancherley Arten der schiefwinklichen Triangel auch spitzwinkliche vorkommen, von neuem fragen, was für anderweite Vorstellungen vom Triangel sind noch unter dem Begriff eines spitzwinklichen Triangels enthalten? Finde ich nun, daß ein solcher entweder gleich- oder ungleich- winklich seyn könne, und suche ich die Unterarten auch von den übrigen Arten auf: so ist der Begriff wieder extensiv ausführlicher oder zur dritten Potenz der extensiven Deutlichkeit erhoben worden. Wie weit dieß fortgehen möge, läßt sich bey keinem gegebenen Begriffe, der überhaupt der Deutlichkeit fähig ist, im voraus bestimmen. Im Allgemeinen aber läßt sich die Gränze der Deutlichkeit und mithin auch der Ausführlichkeit leicht *a priori* bestimmen. Sobald man nämlich auf einfache oder einzelne Begriffe geführt worden ist, hat dort die intensive und hier die extensive Deutlichkeit ihr Höchstes und Letztes erreicht. Denn alsdann hat man dort Begriffe vom kleinsten Inhalte und hier Begriffe vom kleinsten Umfange gefunden. Die Unterscheidung eines Mannichfaltigen in oder unter dem zuletzt gegebenen Begriffe hört also nothwendig auf. Erst dann kann man sagen, daß die Verdeutlichung vollendet d. h. durchgängig oder vollständig ausgeführt sey; und nur ein

so verdeutlichter Begriff kann auf den Titel eines vollständigen oder logisch vollkommenen (im höchsten Sinne) gegründete Ansprüche machen. Diese Vollkommenheit ist demnach eine vollendete Deutlichkeit (*perspicuitas absoluta*). Ob sie von uns in irgend einem bestimmten Falle wirklich erreicht werde oder ob sie ein blosses Ideal logischer Vollkommenheit der Erkenntnisse sey, das wir zu realisiren suchen mögen, so weit es thunlich ist, möge dem nachdenkenden Leser zur eignen Entscheidung überlassen bleiben. Soviel ist gewiss, daß wir uns in den meisten Fällen schon mit der ersten, und, wenn's hoch kömmt, mit der zweyten oder dritten Potenz der Deutlichkeit begnügen. Würde auch wohl die längste Lebensdauer eines Menschen zureichen, wenn er nur die Begriffe, welche er während eines einzigen Tages denkt, bis zur absoluten Deutlichkeit erheben wollte? Würde sich überhaupt wohl je dieß Geschäft der Mühe verlohnen und würden wir wohl je zur Anwendung unsrer Erkenntnisse kommen, wenn wir jeden dazu gehörigen Begriff auf diese Art verdeutlichen wollten? Bedürfen wir denn auch wohl zum Anwenden unsrer Erkenntnisse, zum Handeln, immerfort deutlicher Begriffe? Ist nicht in dieser Hinsicht schon Klarheit (selbst in einem minder hohen Grade) hinlänglich? Brauchen wir, um aufgeklärt zu seyn, von allen Dingen, die in unserem Gesichts- und Wirkungskreise liegen, deutliche Begriffe zu haben? Brauchen wir dieselben

nicht noch viel weniger, um gut zu seyn? Und liegt nicht auch hierin ein Beweis, daß der Mensch nicht zum Spekuliren, sondern zum Praktisiren bestimmt sey? Wenigstens würde die Natur mit sich selbst im offenbarsten Widerspruche seyn, wenn sie uns zu jenem bestimmt und doch den allermeisten Menschen es unmöglich gemacht hätte, die erste Bedingung einer glücklichen Spekulation (wenigstens in formaler Hinsicht) — Deutlichkeit der Begriffe — zu realisiren. Deutlichkeit der Begriffe ist also eigentlich wohl nur in wissenschaftlicher Hinsicht, nur für den Gelehrten in seinem Fache erforderlich. Für das Leben und das Thun ist Klarheit derselben in den meisten Fällen ausreichend.

Anmerkung 2.

Wenn man die Ausführlichkeit und Vollständigkeit der Begriffe als besondere Grade ihrer logischen Vollkommenheit (im weitern Sinne) betrachtet: so kann man auch vier Hauptgrade derselben annehmen: Klarheit, Deutlichkeit, Ausführlichkeit und Vollständigkeit, deren Gegentheile Dunkelheit, Undeutlichkeit (die in gewisser Hinsicht auch Verworrenheit heist), Unausführlichkeit und Unvollständigkeit sind. Man wird indessen leicht bemerken, daß durch die höhere Verdeutlichung oder die Ausführlichkeit der Begriffe ihre Klarheit keineswegs vermehrt sondern vielmehr vermindert wird. Denn solange man bloß die Vorstellungen unterscheidet, welche zunächst in

oder unter dem Begriffe enthalten sind, so lange kann man wohl auch noch zugleich den ganzen Begriff mit Klarheit im Bewußtseyn behalten. Sobald man aber anfängt, Eine jener Vorstellungen zur Hauptvorstellung zu machen und sie als solche zu verdeutlichen, so tritt die erste Vorstellung nothwendig ins Dunkel des Bewußtseyns zurück. Denn sie kann dem Gemüthe nicht mehr mit der Klarheit vorschweben, als vorher, da sie selbst die Hauptvorstellung war. Wenn also die Deutlichkeit eines Begriffs über die erste Potenz hinausgeht, so wird die Klarheit desselben von Stufe zu Stufe geringer, indem es durch den Begriff verknüpften Mannichfaltigen, welches man auf jeder Stufe findet, immer mehr wird, so daß endlich die Menge der abgesonderten Vorstellungen den Begriff, von welchem man ausging, gleichsam ganz und gar in den Hintergrund des Bewußtseyns zurückdrängen. Daher kann man sagen, die höheren Potenzen der Deutlichkeit stehen mit den Graden der Klarheit in umgekehrtem Verhältnisse. Man sieht wohl mehr und überschaut alles besser, je höher man steht; aber die Gegenstände werden auch immer kleiner und verschwinden endlich als einzelne Gegenstände ganz aus den Augen.

Anmerkung 3.

Die Logiker geben gewöhnlich von der Ausführlichkeit und Vollständigkeit der Begriffe andre Erklärungen. So sagt WOLF in seinen vernünftigen Gedanken von den Kräften des menschlichen Ver-

standes (Kap. 1. §. 15.): „Ein deutlicher Begriff ist „entweder ausführlich oder unausführlich. „Ausführlich ist der Begriff, wenn die Merkmale, „so man angiebt, zureichen, die Sache jederzeit zu „erkennen und von allen andern zu unterscheiden; „hingegen unausführlich, wenn man nicht alle „Merkmale, sondern nur einige zu erzählen weis, „dadurch eine Sache von andern unterschieden „wird.“ — Dies ist aber nicht Ausführlichkeit und Unausführlichkeit, sondern Angemessenheit und Unangemessenheit oder Zulänglichkeit und Unzulänglichkeit der Begriffe, oder vielmehr der Erklärungen von Begriffen. Auch führt WOLF nachher lauter Definitionen von der Kolik, dem Thau, dem Geitze u. s. w. als Beispiele ausführlicher Begriffe an, da doch durch alle diese Erklärungen die Begriffe nur schlechtweg deutlich, nicht aber in Ansehung ihrer Deutlichkeit durch fortgesetzte Erklärung der Merkmale weiter ausgeführt werden. Ferner heisst es (§. 16.): „Ein deutlicher Begriff ist entweder vollständig oder unvollständig. Vollständig ist unser Begriff, wenn wir auch von den „Merkmalen, daraus die Sache erkannt wird, klare „und deutliche Begriffe haben. Hingegen ist er unvollständig, wenn wir von den Merkmalen, daraus „die Sache erkannt wird, nur undeutliche Begriffe „haben.“ — Allein im ersten Falle ist der Begriff bloß ausführlich überhaupt und er wird erst vollständig, wenn die Ausführlichkeit ihren höchsten Grad erreicht hat. Ueberdies ist in diesen Wolf-

schen Erklärungen bloß die intensive Ausführlichkeit und Vollständigkeit berücksichtigt. — REIMARUS in seiner Vernunftlehre (§. 71. und 73.) erklärt sich fast eben so über die Ausführlichkeit und Vollständigkeit der Begriffe; erweitert jedoch diese Erklärungen so, daß er sie §. 75. auch auf die extensive Ausführlichkeit und Vollständigkeit anwendet. In der Wahl der lateinischen Ausdrücke aber, womit er neben den deutschen diese Qualitäten der Begriffe bezeichnet, ist er sehr unglücklich. Die ausführlichen und unausführlichen heißen bey ihm *completæ* und *incompletæ*, und die vollständigen und unvollständigen *adaequatæ* und *inadaequatæ*. Allein unter kompleten und inkompleten Begriffen kann man nach allem Sprachgebrauche nichts anders als vollständige und unvollständige, und unter adäquaten und inadäquaten nichts anders als angemessene und unangemessene Begriffe verstehen; von welcher letzten Eintheilung nachher die Rede seyn wird. — PLATNER in seinen Aphorismen (§. 404.) sagt: „Ein deutlicher Begriff ist zugleich auch ein vollständiger; „aber darum noch nicht ein ausführlicher.“ — Der letzte Satz ist wahr, so wie überhaupt PLATNER im gleich folgenden Paragraphen die Ausführlichkeit selbst richtig erklärt und dabey auf die von ihm sogenannten analytischen sowohl als genealogischen Begriffe (intensive und extensive Deutlichkeit) Rücksicht nimmt. Aber der erste Satz ist durchaus falsch. Denn wie wollte man beweisen, daß mit der bloßen Deutlichkeit (Deutlichkeit in der ersten Potenz) die

vollständige Deutlichkeit (Deutlichkeit in der höchsten und letzten Potenz) verknüpft seyn müsse? Auch widerstreitet dieser Behauptung die Erfahrung. — Eben so unrichtig sagt KIESEWETTER in seiner Logik (§. 62.): „Ein Begriff ist ausführlich deutlich, wenn man sich aller Merkmale bewußt ist, die den Begriff ausmachen.“ — Sollen hier alle Merkmale diejenigen seyn, die zunächst und neben einander den Inhalt des Begriffs ausmachen, so findet jenes Bewußtseyn schon bey der ersten Potenz der Deutlichkeit statt. Sollen aber alle Merkmale diejenigen seyn, welche auch entfernt und nach einander den Inhalt des Begriffs ausmachen, so findet jenes Bewußtseyn nur bey der höchsten Potenz der Deutlichkeit oder bey der Vollständigkeit statt. Allein die Vollständigkeit wird in jener Logik gar nicht erwähnt, und an die extensive Ausführlichkeit ebenfalls nicht gedacht. — Richtiger hat JAKOB in seiner Logik (§. 39.) die Ausführlichkeit und Vollständigkeit der Begriffe erklärt, obwohl bey diesen Erklärungen auch nur die intensive Deutlichkeit berücksichtigt worden ist. — SCHAUMANN begeht in seinen Elementen der allgemeinen Logik (§. 305. und 306.) nicht nur denselben Fehler, sondern spricht auch (wie KIESEWETTER) in seiner Erklärung von der Ausführlichkeit der Begriffe von allen Merkmalen, ohne diese Allheit näher zu bestimmen, nennt (wie REIMANUS) den ausführlichen Begriff komplet und den unausführlichen inkomplet, und behauptet end-

lich, die Analyse der Begriffe sey unendlich, da er doch selbst analytisch - einfache Begriffe zugiebt.

Anmerkung 4.

Wenn man die Begriffe verdeutlichen soll und zwar intensiv d. h. durch Unterscheidung ihrer Merkmale oder durch Zergliederung, so können dabey mancherley Modifikationen stattfinden, in Beziehung auf welche die Begriffe noch besondere Benennungen erhalten, die aber ihre Qualität nicht bloß in Ansehung der Form im Bewußtseyn, sondern auch zum Theil in Ansehung der Materie ausdrücken. So heißt ein Begriff richtig (*notio recta s. justa*), wenn man Merkmale angiebt, die den dadurch gedachten Objekten wirklich zukommen; im Gegentheil unrichtig oder fehlerhaft (*prava s. vitiosa*) — zulänglich (*sufficiens*), wenn man so viele Merkmale angiebt, als man zu einem gewissen Behufe gerade nöthig hat; im Gegentheil unzulänglich (*insufficiens*) — angemessen oder passend (*adaequata*) wenn man weder zu viel noch zu wenig Merkmale angiebt; im Gegentheil unangemessen oder unpassend (*inadaequata*), wo dann der Begriff wieder entweder überfließend (*superfluens s. superabundans*) oder mangelhaft (*manca*) heißt, je nachdem man zu viel oder zu wenig angegeben hat. *) Auch nennt man einen

*) Manche nennen auch den mangelhaften Begriff unvollständig. Dann ist Vollständigkeit in materialer Hinsicht zu nehmen, wiewerth kein Merkmal, das zu einem

Begriff bestimmt (*definita*), wenn die Merkmale mit besonderer Genauigkeit angegeben sind, woraus die Schärfe (*praecisio*) und Nettigkeit oder Reinheit (*puritas*) der Begriffe entspringt; *) im Gegentheil unbestimmt (*indefinita*), wo dann der Begriff insonderheit schwankend (*fluctuans*) heisst, wenn man dadurch eine gewisse Ungewissheit bey sich selbst in Ansehung der dem Begriffe zukommenden Merkmale verräth, und schieflend (*obliqua* s. *ambigua*), wenn man zweydeutige Merkmale an giebt, so dass man auf verschiedene Objekte, die nicht zu demselben Begriffe gehören, zugleich hingeblickt zu haben scheint. Indessen beziehen sich alle diese Benennungen der Begriffe mehr auf die Erklärungen, die man von den Begriffen giebt, als auf

Erkenntnisobjekte nothwendig gehört, in der Erklärung des Begriffes von ihm fehlt. Ueberhaupt braucht man die obigen Ausdrücke oft in sehr verschiednen Hinsichten, so dass es schwer hält, überall zutreffende Erklärungen davon zu geben.

*) Unter einem präzisen, netten oder reinen Begriffe (wenn der letzte Ausdruck nicht transzendental für Begriff *a priori* genommen wird) kann man nichts anders als einen bestimmten Begriff in der obigen Bedeutung verstehen. An sich ist jeder Begriff bestimmt (*definita*), in Gränzen eingeschlossen (*finibus suis circumscripta*); aber es wird nicht jeder Begriff von uns in dieser seiner Bestimmtheit gedacht. Denken wir aber einen Begriff wirklich so, dass wir seine Gränzen recht scharf ziehen oder genau bezeichnen, so heisst er dann vorzugsweise bestimmt, oder präzise, nett, rein. Man könnte ihn auch abgemessen (*demensa*) nennen.

auf die Begriffe selbst. Von den Erklärungen aber kann erst in der Methodenlehre gehandelt werden.

Anmerkung 5.

Die Deutlichkeit der Worte, von welcher manche Logiker (z. B. CAUSIUS in seinem Weg zur Gewissheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß, §. 174.) noch besonders handeln, hängt theils von der Deutlichkeit der Begriffe ab, welche durch die Worte bezeichnet werden sollen, theils von der Kenntniß und dem richtigen Gebrauche der Sprache, und ist daher theils eine logische theils eine grammatisch - rhetorische Deutlichkeit. Jene ist das Fundament dieser; indem diese durch jene bedingt ist. Es erhellet hieraus von selbst, daß ohne Deutlichkeit der Begriffe bey einem mündlichen oder schriftlichen Vortrage auch keine Deutlichkeit der Worte stattfinden könne. Dies wird auch durch viele schriftstellerische Produkte bestätigt. Man sieht es denselben nur allzusehr an, wie sehr es den Verfassern selbst an deutlichen Begriffen fehlt. Daher kleiden diese ihre verworrenen Gedanken in einen Schwall von Worten ein, die entweder gar nichts sagen oder bloß der Phantasie mancherley Bilder vorhalten, um damit zu spielen. Wer einen solchen Vortrag liebt, beweist eben dadurch, daß er kein Freund vom deutlichen Denken sey, welches doch die erste (formale) Bedingung einer glücklichen Spekulation ist.

§. 36.

Die Relazion der Begriffe besteht in solchen Bestimmungen derselben, welche ihnen nicht an und für sich selbst betrachtet, sondern nur in Rücksicht auf einander zukommen, mithin nur durch Vergleichung derselben unter einander zum Bewußtseyn gelangen können (§. 25. nebst Anm.). Daher muß zu jedem Begriffe, der als *relatum* gedacht werden soll, ein *correlatum* hinzugedacht werden, wenn auch dieses an sich von jenem nicht verschieden seyn sollte. Wenn man aber Begriffe mit einander vergleicht, so kann man entweder auf ihren Inhalt oder auf ihren Umfang Rücksicht nehmen (§. 26.), um darnach ihr Verhältniß zu bestimmen. Also werden alle Verhältnisse der Begriffe entweder von ihrem Inhalte oder von ihrem Umfange abhängig seyn.

§. 37.

In Rücksicht des Inhalts der Begriffe kann man bey ihrer Vergleichung erstlich sehen auf ihre Einerleyheit (*identitas*) und Verschiedenheit (*diversitas*). Jene besteht in der Gleichheit (*paritas*), diese in

der Ungleichheit (*imparitas*) ihrer Merkmale. Begriffe heißen also einerley (*identicae*), wenn in ihnen ebendieselben Merkmale vorkommen; im entgegengesetzten Falle verschieden (*diversae*). Da nun zwey oder mehrere Begriffe, die völlig einerley (*absolute identicae*) oder wirklich gleich (*pares*) wären, im Grunde nur Ein Denkobject ausmachen würden: so können sie nur insofern als zwey oder mehrere Begriffe vorgestellt werden, als sie entweder in verschiedenen Subjekten oder in demselben Subjekte zu verschiedenen Zeiten oder als gemeinschaftliche Merkmale in verschiedenen Begriffen enthalten sind. Im letzten Falle heißen die verschiedenen Begriffe verhältnißmäßig einerley (*relative identicae*) oder ähnlich (*similes*), auch verwandt (*affines s. cognatae*).

Anmerkung 1.

Manche Logiker (KIESEWETTER, Log. §. 70. JAKOB, Log. §. 159.) stellen den Satz auf: Zwey oder mehrere Begriffe, die gänzlich einerley wären, lassen sich nicht denken, und nennen denselben das Gesetz des Nichtzuunterscheidenden (*principium indiscernibilium*). Dieser Satz ist aber nur richtig, soferne von einem

und demselben Subjekte und Akte des Denkens die Rede ist. Denn sobald zwey verschiedene Subjekte des Denkens gesetzt werden, so können die Begriffe, die sie von einem gewissen Gegenstande haben, völlig einerley seyn und dennoch unterschieden oder als zwey gedacht werden. Ihr Unterschied ist nämlich alsdann kein innerer, sondern ein äußerer. Eben so kann man den Begriff, den man sonst von einem Gegenstande hatte, mit demjenigen vergleichen, den man jetzt davon hat, und im Fall ihre Merkmale gleich sind, dieselben einerley nennen. Sie sind dann wieder nicht innerlich, aber doch äußerlich unterschieden. Ein solcher Unterschied ist es auch, wenn ein Begriff mit verschiednen Wörtern entweder in verschiednen Sprachen (*homo, homo, Mensch*) oder in derselben Sprache (Wein, Rebensaft, Traubenblut) bezeichnet und dann die durch verschiedene Ausdrücke bezeichneten Begriffe identisch genannt werden. In dieser Rücksicht heißen die identischen Begriffe auch Wechselbegriffe (*notiones reciprocae*), weil man das eine Zeichen dem andern substituiren kann, wiewohl man in einer laxeren Bedeutung zuweilen auch schon diejenigen Begriffe so nennt, die in Ansehung ihrer Merkmale nur wenig verschieden sind und daher in solchen Fällen, wo man bloß auf ihre gemeinschaftlichen Merkmale Rücksicht nimmt, ohne Fehler vertauscht werden können. (KANT in seiner Logik, §. 12. nennt Wechselbegriffe diejenigen, welche einerley Sphäre haben. Wenn sie aber einerley Umfang haben sollen, so

müssen sie auch einerley Inhalt haben. Denn jener ist ja durch diesen bestimmt, da nichts unter einem Begriffe enthalten seyn kann, dem nicht alle Merkmale des Begriffs zukommen.) Was aber das obige Gesetz des Nichts zu unterscheidenden (*principium indiscernibilium*) anlangt, so bezieht sich dasselbe eigentlich auf reale Erkenntnißobjekte und muß daher seinem Gehalte und seiner Gültigkeit nach in der Metaphysik geprüft werden.

Anmerkung 2.

Wenn ein Begriff in zwey verschiednen Begriffen als gemeinschaftliches Merkmal vorkommt, so sind sie insofern (*eatenus*) auch einerley, mithin relativ identisch, z. B. Mensch und Pferd in Ansehung des Merkmals: Thier; Gold und Silber in Ansehung des Merkmals: Metall. Hierin besteht die Aehnlichkeit (*similitudo*) oder Verwandtschaft (*affinitas et cognatio*) der Begriffe. In Ansehung der Verwandtschaft aber findet noch ein Unterschied statt, der auch durch die beyden lateinischen Ausdrücke (*affinitas et cognatio*) angedeutet wird. Wenn nämlich ein Begriff in zwey verschiednen Begriffen nur zufälliger Weise als gemeinschaftliches Merkmal angetroffen wird, so stehen sie im Verhältnisse der Affinität; wird er aber in ihnen nothwendiger Weise angetroffen, so stehen sie im Verhältnisse der Kognazion. So sind ein grüner Tisch und ein grünes Kleid affine Begriffe, weil in den Begriffen: Kleid und Tisch,

der Begriff: grün, nur zufällig vorkommt; hingegen Fisch und Vogel kognate Begriffe, weil in diesen Begriffen der Begriff: Thier, nothwendig vorkommt. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß in Ansehung der Aehnlichkeit oder Verwandtschaft der Begriffe viele Grade stattfinden können, je nachdem sie mehr oder weniger gemeinschaftliche Merkmale haben. Ja im entferntesten Grade kann man von allen Begriffen (wie von allen Menschen) sagen, daß sie einander ähnlich oder verwandt seyen. Denn etwas Gemeinschaftliches muß in allen vorkommen, weil sie sonst nicht insgesamt Begriffe heißen könnten. Uebrigens heißt der Inbegriff derjenigen Merkmale, woran man erkennt, daß die Begriffe nicht einerley sind, der logische Unterschied (*differentia logica*).

§. 38.

In Rücksicht des Inhalts der Begriffe kann man bey ihrer Vergleichung ferner sehen auf ihre Einstimmung (*consensus*) und ihren Widersteit (*repugnantia*). Jene besteht in ihrer Fähigkeit, diese in ihrer Unfähigkeit verbunden zu werden. Begriffe heißen also einstimmig, einhellig, verträglich (*consentientes s. convenientes*), wieferne sie sich in der Vorstellung eines Objectes verbinden lassen; im gegenseitigen Falle widerstreitend, unverträglich

(*repugnantes*) oder, wiefern sie als solche antithetisch sind, entgegengesetzt (*oppositae*).

Anmerkung 1.

Einerleyheit und Einstimmung, so wie Verschiedenheit und Widerstreit dürfen nicht mit einander verwechselt werden. Einerley Begriffe sind freylich auch einstimmig nach dem Grundsatz der absoluten Identität ($A = A$. §. 17.); aber nicht alle einstimmige Begriffe sind darum einerley. So sind Gelehrsamkeit und Tugend, Schönheit und Reichthum, körperliche und geistige Gröfse, einstimmige Begriffe, weil sie sich in der Vorstellung eines Objectes sehr wohl verbinden lassen, oh sie gleich übrigens sehr verschieden sind. Eben so sind alle widerstreitende Begriffe freylich auch verschieden, weil sie sonst einander gar nicht widerstreiten könnten; aber darum sind nicht alle verschiedene Begriffe widerstreitend, sondern nur diejenigen, deren Verschiedenheit so weit geht, dafs der Eine das Gegentheil des Andern enthält, z. B. Laster und Tugend, Schönheit und Häfslichkeit, Armuth und Reichthum. Darum heifsen auch diese Begriffe vorzugsweise entgegengesetzt, indem man sonst im Denken auch blofs verschiedene Begriffe einander entgegensetzen kann.

Anmerkung 2.

In Ansehung des Verhältnisses des Widerstreits ist noch folgendes zu bemerken. Der Widerstreit

(*repugnantia*) heißt auch Widerspruch (*contradictio*), so daß im weitern Sinne beyde Ausdrücke dasselbe bedeuten. Daher nennt man das Prinzip der These (§. 18. nebst Anm. 1.) sowohl Satz des Widerstreits (*principium repugnantiae*) als Satz des Widerspruchs (*principium contradictionis*). Im engern Sinne aber ist der Widerspruch (*contradictio s. oppositio contradictoria*) von dem bloßen Widerstreite (*contrarietas s. oppositio contraria*) unterschieden. Wenn nämlich die Begriffe einander direkt oder negativ (*diametraliter s. per simplicem negationem*) entgegengesetzt sind, so heißen sie widersprechend im engern Sinne (*contradictentes sensu strictiori, contradictoriae s. contradictorie oppositae*), z. B. grün, nicht grün, gehen, nicht gehen. Wenn sie einander aber indirekt oder positiv (*per positionem alterius*) entgegengesetzt sind, so heißen sie bloß widerstreitend oder widerstreitend im engern Sinne (*more repugnantes, repugnantes sensu strictiori, contrariae s. contrarie oppositae*), z. B. grün, roth, gelb, u. s. w. gehen, stehen, liegen, u. s. w. Im ersten Falle giebt es nur zwey widerstreitende Begriffe, wovon einer dem gedachten Objekte zukommen muß, wenn es als durchgängig bestimmt gedacht werden soll (§. 19.). Im zweyten Falle kann es mehr als zwey widerstreitende Begriffe geben und es ist daher nicht nothwendig, daß, wenn der Eine einem Objekte nicht zukommt, demselben der Andre zukomme.

Anmerkung 3.

Durch die kontradiktorische Opposition entstehen also logisch bejahende (*affirmantes*) und logisch verneinende (*negantes*) Begriffe. Durch jene wird gesetzt (*ponitur*), durch diese aufgehoben (*tollitur*). Jene kann man daher auch logische Realitäten oder Positionen, diese logische Irrealitäten oder Negationen nennen. Logisch kann ein Begriff nicht anders als durch Kontradiktion oder durch bloße Verneinung aufgehoben werden. Denn wenn man von dem Inhalte der Begriffe abstrahirt, so kann man nicht anders wissen, daß ein Begriff den andern aufhebt, als wenn der Eine die Negation des Andern ist. Logisch sind alle Realitäten (bejahende Begriffe) mit einander einstimmig d. h. sie können der Form nach zusammengedacht werden; ob sie aber in der wirklichen Erkenntniß der Dinge beysammen bestehen können oder nicht, kann nicht nach logischen Regeln beurtheilt werden. Wenn man daher logisch streng und sicher entgegensetzen will, so muß man nicht konträr (A, B, C...) sondern kontradiktorisch (A, Nicht-A, B, Nicht-B...) entgegensetzen. So wurden vorhin die Begriffe: Gehen, stehen, liegen, als konträr einander entgegengesetzt. Wollte nun etwa jemand noch das Fahren hinzufügen, so wäre kein wirklicher Gegensatz vorhanden, indem man auch gehend, stehend oder liegend fahren kann. Setzt man aber Gehen, Nichtgehen, und so fort einander entgegen, so sind die Gegensätze vollkommen richtig. Hieraus folgt aber

auch zugleich, daß sich überhaupt keine Verneinung denken läßt, bevor nicht eine Bejahung gedacht ist, und daß durch bloße Negationen gar nichts gedacht würde, wenn man nicht dabey zugleich an eine gewisse Realität dächte. Es kann aber auch zuweilen eine Negation bloß scheinbar seyn und dadurch eine wirkliche Realität gesetzt werden, wenn nämlich dasjenige, was negirt wird, selbst die Negation einer Realität involvirt. So wird durch Sterben das Leben als eine Realität des Menschen negirt oder aufgehoben. Nennt nun jemand die menschliche Seele unsterblich, so negirt er dadurch jene Negation und affirmirt die ewige Fortdauer als eine Realität derselben. Hierüber kann indessen die Logik weiter keine Auskunft geben, sondern es muß nach andern Gründen beurtheilt werden. Denn nach der bloß logischen Opposition liegt in der Negation des Sterbens noch nicht die Position des ewigen Fortlebens. Man könnte daher logisch richtig selbst von einem Steine sagen: Er stirbt nicht, weil dasjenige, was nicht lebt, auch nicht sterben kann. Wenn also der Begriff von einem Dinge aus lauter Negationen, die gar nichts Positives involvirten, zusammengesetzt wäre, so wäre er ein völlig leerer Begriff (*notio absolute vacua s. inanis*) und das Ding, worauf es sich beziehen sollte, ein leeres Ding (*ens privativum*), mithin Nichts. Einen solchen Begriff nennen manche Logiker (JAKOB, §. 183. KIESEWETTER, §. 91.) auch unendlich, weil man unendlich viel dergleichen Begriffe einem Gegenstande beylegen

könne, ohne daß von demselben etwas erkannt werde. Allein darin, daß man unendlich viel verneinende Begriffe einem Gegenstande beylegen kann, scheint kein gültiger Grund zu liegen, jeden verneinenden Begriff an und für sich einen unendlichen zu nennen. So könnte nur derjenige Begriff genannt werden, der alle, mithin unendlich viele Realitäten, in sich befaßte, nämlich der Begriff oder vielmehr die Idee eines allervollkommensten Wesens (*ens realissimum*). Ein verneinender Begriff kann nur im Gegensatze eines bejahenden, mithin beziehungsweise, unendlich genannt werden, weil nämlich der bejahende (dreyeckig, roth u. d.) das Denkvermögen auf eine bestimmte Sphäre von Gegenständen beschränkt, der verneinende hingegen (nichtdreyeckig, nicht-roth u. d.) die Sphäre von Gegenständen ganz unbestimmt läßt, wozu etwas gehören soll, mithin das Ding, was man durch einen verneinenden Begriff denkt, in eine unendliche Sphäre von anderweiten Dingen versetzt werden kann. Denn soll ich einen Gegenstand als nicht-dreyeckig oder als nicht-roth denken, so kann ich ihn nicht bloß als vier-fünf-sechs-siebeneckig u. s. w. oder als grün, gelb, blau u. s. w. denken, sondern ich kann ihn auch unter die Dinge versetzen, die weder Ecken noch Farben haben, weil durch eine bloße Negazion (d. h. eine solche, die nicht etwa eine Posizion involvirt) der Gegenstand nur aus einer gewissen Sphäre herausgerissen, aber in keine andre versetzt wird.

§. 39.

In Rücksicht des Inhalts der Begriffe kann man bey ihrer Vergleichung weiter sehen auf ihr Inneres und Aeufseres. Jenes besteht in denjenigen Merkmalen, welche dem Gegenstande des Begriffes wesentlich sind, mithin nothwendig zukommen. Sie heissen daher zusammen das Wesen (*essentia*), einzeln die wesentlichen Stücke (*essentialia*). Dieses hingegen besteht in denjenigen Merkmalen, welche dem Gegenstande des Begriffs nur zufälliger oder möglicher Weise zukommen. Daher heissen sie Zufälligkeiten (*accidentia, modi*).

Anmerkung.

Mit dem Begriffe des Menschen verglichen machen die Begriffe: Vernünftigkeit und Thierheit, das Innere desselben aus. In ihnen zusammengenommen besteht das Wesen des Menschen, und einzeln betrachtet ist jedes für sich ein wesentliches Stück. Beydes (Wesen und wesentliches Stück) darf nicht mit einander verwechselt werden; denn wenn man ein wesentliches Stück für das ganze Wesen hält, so entspringen hieraus einseitige und falsche Urtheile, wie wenn man den Menschen für bloße Vernunft oder für bloßes Thier halten wollte. Die wesentlichen Stücke (*essentialia*) können wieder in ur-

sprüngliche (*constitutiva - quae essentiam ipsam constituunt*) und abgeleitete (*consecutiva - quae ex illis consequuntur*) eingetheilt werden. So sind die vorhin angeführten Begriffe mit dem Begriffe des Menschen verglichen konstitutive, aber die Begriffe: Sittlichkeit (als Anlage gedacht), Sprachfähigkeit, Fortpflanzungsvermögen, konsekutive Begriffe; denn diese folgen erst aus jenen. Jene sind daher, als Merkmale gedacht, *notae originariae s. radicales*, diese *notae derivativae*. Wieferne dergleichen Begriffe oder Merkmale dem Gegenstande zugeeignet werden, heißen sie auch Eigenschaften im weitern Sinne (*proprietaes sensu latiori s. attributa*) und zwar entweder eigenthümliche Eigenschaften oder Eigenschaften im engerm Sinne (*proprietaes sensu strictiori s. attributa propria*), wenn sie dem Gegenstande ausschliessend zukommen, wie die Sprachfähigkeit dem Menschen unter allen uns bekannten Thiergattungen; oder gemeinschaftliche Eigenschaften (*attributa communia*), wenn sie dem Gegenstande mit andern Dingen gemein sind, wie das dem Menschen mit andern Thiergattungen gemeinschaftliche Fortpflanzungsvermögen. Hingegen sind die Begriffe: Gelehrsamkeit, Lasterhaftigkeit, Schönheit, oder Freundschaft, Regentschaft, Vormundschaft, mit dem Begriffe des Menschen verglichen zum Aeußern desselben gehörig und drücken bloße Zufälligkeiten desselben aus; denn es ist gar nicht nothwendig, daß ein Mensch gelehrt, lasterhaft, schön, oder Freund,

Regent, Vormund sey. Diese Zufälligkeiten sind dann entweder Beschaffenheiten (*affectiones*), wenn sie dem Gegenstande an und für sich betrachtet *) — oder Verhältnisse (*relationes*), wenn sie ihm nur in Rücksicht auf andre Gegenstände beygelegt werden können, so daß der Eine das Bezogene (*relatum*) und der Andre das Mitbezogene (*correlatum*) heisst. Von den so eben angeführten Begriffen sind also die drey ersten Beschaffenheits- und die drey andern Verhältniß-Begriffe. Denn als gelehrt, lasterhaft oder schön kann ich auch einen Einzelnen für sich denken; aber ein Freund, Regent oder Vormund läßt sich nicht denken, ohne zugleich an einen Andern mittedenken, in Rücksicht auf welchen jemand Freund, Regent oder Vormund ist. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß derjenige Begriff, der in Vergleichung mit dem einen Begriffe zum Aeußern desselben gehört, in Vergleichung mit einem Andern zum Innern desselben gehören könne. So gehört der Begriff: Lasterhaftigkeit, zum Aeußern des Begriffes: Mensch, aber zum Innern des Begriffes: Bösewicht. Denn ein Mensch überhaupt kann wohl ohne Lasterhaftigkeit gedacht werden, aber nicht ein Bösewicht. Die

*) Beschaffenheiten und Eigenschaften werden im gemeinen Redebrauche zwar oft als gleichgeltende Ausdrücke angesehen. Allein im eigentlichen oder strengen Sinne müssen sie so unterschieden werden, daß jener Ausdruck Begriffe andeutet, die sich auf das Aeußere, dieser aber Begriffe, die sich auf das Innere eines andern Begriffes beziehen.

Lasterhaftigkeit ist also in Beziehung auf den Menschen eine Beschaffenheit, in Beziehung auf den Bösewicht eine Eigenschaft.

§. 40.

Endlich kann man bey Vergleichung der Begriffe in Ansehung ihres Inhalts auch noch auf ihre Materie und Form sehen. Jene besteht in den Vorstellungen, die in ihnen zur Einheit verbunden sind, diese in der Art und Weise der Verbindung. In Ansehung einzelner Begriffe betrifft aber diese Unterscheidung den Ursprung der Begriffe selbst durch das synthetische Denken, und gehört daher nicht in die Logik, sondern in die Metaphysik (§. 8. nebst den Anmerkkn.). Wenn hingegen mehrere Begriffe mit einander zu ördentlichen Gedankenreihen verknüpft sind und man vergleicht, alsdann zwey oder mehrere Gedankenreihen mit einander in Ansehung des Verhältnisses ihrer Materie und Form, so können sie stehen 1.) im Verhältnisse der Verschiedenheit der Materie sowohl als der Form; 2.) im Verhältnisse der Identität der Materie und der Verschiedenheit der Form; 3.) im Verhältnisse der Identität der Form und der Verschiedenheit der

Materie; 4.) im Verhältnisse der Identität der Materie sowohl als der Form.

Anmerkung.

Das erste Verhältniß ist das häufigste. Man denke z. B. an die Dialogen des Plato oder Xenophon und die Reden des Demosthenes oder Cicero. Das zweyte findet statt, wenn z. B. dieselben Begriffe erst nach synthetischer und dann nach analytischer Methode verknüpft werden, wovon weiter unten. Das dritte, wenn z. B. jemand seine Abhandlungen immer nach einerley Leisten zuschneidet, so daß sie einander alle wie Schulbrien ähnlich sehen. Wenn aber das vierte Verhältniß (Identität der Materie und der Form) stattfindet, so können die Gedankenreihen nicht innerlich, sondern nur äußerlich unterschieden werden, z. B. daß sie bey verschiednen Subjekten vorkommen. Dann entsteht aber auch sehr natürlich der Verdacht, daß das eine Subjekt die Gedankenreihe des andern sich als ein fremdes Produkt zu eigen gemacht und bloß durch mechanisches Nachdenken wiederholt habe. Die Gedankenreihen sind also dann objektiv identisch (sie machen eigentlich nur Eine Gedankenreihe aus) und bloß subjektiv verschieden. Auch findet sich bey objektiv identischen Gedankenreihen gewöhnlich einige Verschiedenheit des Ausdrucks d. h. der Einleidung der Gedanken in Worte. Allein durch diese grammatische Differenz, welche nur die äußere Form betrifft, wird die logische Identität, wobey es
auf

auf das Innere ankommt, nicht aufgehoben, und gemeiniglich ist jene Differenz nur ein Blendwerk, um diese Identität zu verbergen.

§. 41.

In Rücksicht des Umfangs der Begriffe stehen dieselben entweder im Verhältnisse der Unterordnung (*subordinatio*) oder im Verhältnisse der Beyordnung (*coordinatio*). Begriffe heißen untergeordnet (*subordinatae*), wenn der Eine in der Sphäre des Andern enthalten ist oder einen Theil der Sphäre des Andern ausmacht (Mensch, Mann); beygeordnet (*coordinatae*), wenn sie neben einander gestellt die Sphäre eines dritten Begriffs ausmachen (Mann, Weib). Von untergeordneten Begriffen schließt also Einer den Andern ein; beygeordnete aber schließen einander aus.

Anmerkung.

Manche Logiker nennen auch diejenigen Begriffe beygeordnet, welche zusammen genommen den Inhalt eines gewissen Begriffs ausmachen, wie Vernünftigkeit und Thierheit als Merkmale auf den Begriff der Menschheit bezogen. Nimmt man nun den Ausdruck beygeordnet in dieser weitern Bedeutung, so kann man die beygeordneten Begriffe der ersten

Art (welche sich auf die extensive Quantität beziehen — Mann, Weib) geschiedne (*disjunctae*), und die der zweyten Art (welche sich auf die intensive Quantität beziehen — Vernünftigkeit, Thierheit) getrennte (*disparatae*) nennen. Denn diese sind zwar im Begriffe verbunden (*conjunctae in una notione*), werden aber nicht als ein Paar von Dingen gedacht (*non efficiunt par*); jene aber werden so betrachtet und sind doch nicht in einem dritten Begriffe verbunden, sondern nur unter demselben enthalten. Daher sind disparate Begriffe immer einstimmig, indem sie in einem dritten verknüpft werden können (Figur und Dreyseitigkeit im Begriffe des Triangels); disjunkte aber entgegengesetzt, weil sie auf diese Art nicht verknüpft werden können (rechtwinkliger und schiefwinkliger Triangel). Vergl. §. 38.

§. 42.

Von subordinirten Begriffen ist Einer der höhere (*superior*) oder weitere (*latior*) und der Andre der niedere (*inferior*) oder engere (*angustior*). Jener, welcher die gröfsere Sphäre hat und daher die Sphäre von diesem einschließt, kann auch der allgemeine (*universalis*), dieser, welcher die kleinere Sphäre hat und daher in der Sphäre von jenem eingeschlossen ist, kann auch

der besondere (*particularis*) heißen. (§. 29. nebst Anm. 1.)

Anmerkung 1.

Da Inhalt und Umfang der Begriffe in umgekehrtem Verhältnisse stehen (§. 27.), so hat der niedere, engere oder besondere Begriff allemal einen größeren Inhalt als der höhere, weitere oder allgemeine. Dieser ist daher in jenem ganz enthalten (als gemeinschaftliches Merkmal), jener aber in diesem nur zum Theil (mit denjenigen Merkmalen, die ihm nicht eigenthümlich sind). Daher kann man auch den höheren Begriff ohne Ausnahme von dem niedern prädiciren (jede Eiche ist ein Baum), aber nicht umgekehrt (nicht jeder Baum ist eine Eiche).

Anmerkung 2.

Subordinirte Begriffe sind einstimmig, aber nicht einerley, weil der niedere einen größern Inhalt und einen kleinern Umfang hat, als der höhere. Sie sind also nur relativ identisch oder verwandt, und zwar nicht *per affinitatem*, sondern *per cognationem* (§. 37. nebst Anm. 2.). Wird der niedere (B) als zunächst unter dem höheren (A) enthalten gedacht, so ist die Subordinazion unmittelbar; wird aber ein niederer (C) dem höheren (A) durch einen dritten (B), dessen Sphäre kleiner als A und größer als C ist, als untergeordnet gedacht, so ist sie mittelbar. Daher kann derselbe Begriff (B) in der einen Hinsicht (auf A) ein niederer und in der andern (auf C) ein höherer seyn.

Anmerkung 3.

Wenn man zwey untergeordnete Begriffe (A und B) mit ihren Verneinungen (Nicht - A und Nicht - B) zugleich denkt, so sind die letzten einander in umgekehrtem Verhältnisse untergeordnet. Denn wenn A der höhere und B der niedere Begriff war, so enthielt B mehr Merkmale als A; es werden also auch in Nicht - B mehr Merkmale durch die Negazion aufgehoben als in Nicht - A. Je mehr Merkmale man aber einem Begriffe nimmt, desto weiter wird er. Also muß Nicht - B der höhere und Nicht - A der niedere Begriff seyn. So ist Baum ein höherer Begriff als Eiche; Nicht - Eiche aber ein höherer Begriff als Nicht - Baum. Denn was nicht Eiche ist, kann doch noch Baum seyn; was aber nicht Baum ist, kann auch nicht Eiche seyn. Es erhellet zugleich hieraus, daß die sogenannte Unendlichkeit der negativen Begriffe (§. 38. Anm. 3.) eigentlich eine bloße Unbestimmtheit oder Unbestimmbarkeit ihrer Sphäre sey. Denn da verneinende Begriffe verschiedene Sphären haben, so kann man nicht sagen, daß die Unendlichkeit des Einen größer sey, als die Unendlichkeit des Andern.

§. 45.

Ein höherer Begriff heist auch, wiefern er ein gemeinschaftliches Merkmal für eine Menge von niedern Begriffen ist, ein Geschlechtsbegriff (*notio generalis sensu latiori*) und die unter ihm enthaltenen Ge-

genstände zusammengenommen ein Geschlecht (*genus sensu latiori*). Der Geschlechtsbegriff, wiefern er unmittelbar auf mehrere einzelne Dinge zugleich (*individua*) bezogen wird, heisst ein Artbegriff (*notio specialis*) und diese einzelnen Dinge zusammengenommen eine Art (*species*, bey den Alten auch *forma*, *pars*), wiefern er aber auf mehrere Arten zugleich bezogen wird, ein Gattungsbegriff (*notio generalis sensu strictiori*) und diese Arten zusammengenommen eine Gattung (*genus sensu strictiori*). Die Zurückführung der Arten auf Gattungen heisst Generifikation; die Zerfällung der Gattungen in Arten Spezifikation. Gattungen und Arten heissen auch zuweilen Klassen. Die Darstellung der Gattungen und Arten in einem Systeme heisst daher Klassifikation.

Anmerkung 1.

Die Ausdrücke: Geschlecht und Gattung worden zwar zuweilen in einem weitern Sinne als identisch genommen (z. B. Menschengeschlecht, Menschengattung — und so nimmt sie auch Яков in seiner Logik, §. 169.). Da wir aber einmal in unsrer Sprache zwey verschiedene Ausdrücke haben, so scheint es am schicklichsten, den Ausdruck: Ge-

schlecht, als gemeinschaftlich für Gattung und Art, den Ausdruck: Gattung, aber als Gegensatz der Art zu brauchen. Im Lateinischen hat man freylich nur das Wort: *genus*. Man muß also da *genus sensu latiori* (Geschlecht) und *genus sensu strictiori* (Gattung) unterscheiden. Der Ausdruck: Geschlecht, hat aber noch eine Nebenbedeutung, indem er sich auf die organische Verschiedenheit der Individuen in Ansehung der Zeugungstheile bezieht, mithin dasjenige ausdrückt was die Lateiner *sexus* nennen (männliches, weibliches Geschlecht). Von dieser Nebenbedeutung abstrahiren wir aber hier und brauchen das Wort bloß in der eben angezeigten allgemeinen Bedeutung.

Anmerkung 2.

Da es der Geschlechter in ihrer Stufenfolge sehr viele geben kann, so unterscheidet man auch höhere (*superiora*) und niedere (*inferiora*), nächste (*proxima*) und entfernte (*remota*) Geschlechter, und sucht dieselben durch besondere, zum Theil bildliche, Ausdrücke (Reiche, Klassen, Ordnungen) zu bezeichnen. Die niederen Geschlechter heißen auch zuweilen Untergattungen (*genera subalterna*) und Unterarten (*species subalternae*). Wenn die unter der Sphäre eines Geschlechts enthaltenen Theile derselben wieder als besondere Geschlechter neben einander gestellt werden, so entspringen hieraus beygeordnete oder Nebengeschlechter (*genera coordinata sensu latiori*), welche theils

Nebengattungen (*genera coordinata sensu strictiori*) theils Nebenarten (*species coordinatae*) seyn können. Dinge, die zu einem Geschlechte (Gattung oder Art) gehören, heißen gleichartig (*homogenea*), die zu verschiednen gehören, ungleichartig (*heterogenea*). Manche sagen auch gleichschlechtig und ungleichschlechtig, welches logisch, aber nicht grammatisch, richtiger ist. Die Gleichartigkeit (oder Gleichschlechtigkeit) kann verschiedene Grade haben, je nachdem die Dinge sich durch mehr oder weniger Merkmale unterscheiden, und steht mit der Menge der unterscheidenden Merkmale in umgekehrtem Verhältnisse. Denn je mehr eigenthümliche Merkmale zwey Dinge haben, desto weniger gleichartig sind sie. Dinge, die in Rücksicht auf ein niederes Geschlecht ungleichartig sind (Fische und Vögel, Pflanzen und Thiere), können in Beziehung auf ein höheres (Thier, organisches Wesen) gleichartig seyn.

§. 44.

Das höchste Geschlecht (*genus summum*) heisst dasjenige, welches nicht weiter unter einem andern enthalten ist, und das niedrigste (*infimum*) dasjenige, welches nicht wieder ein andres, sondern bloße Individuen unter sich enthält. Und da eben dieses eine Art heisst, so wird diejenige Gattung die niedrigste heißen.

welche nicht wieder andre Gattungen, sondern bloße Arten unter sich enthält. Das höchste Geschlecht aber ist auch die höchste Gattung. Die vom höchsten und niedrigsten Geschlechte eingeschlossenen Begriffe heißen die mittleren oder Zwischengeschlechter (*genera media*) und können, wenn man Ober- und Untergattungen und Ober- und Unterarten annimmt, auch Zwischengattungen und Zwischenarten genannt, dürfen aber überhaupt in einem vollständigen Systeme nicht übergangen werden.

Anmerkung.

Der Begriff des höchsten Geschlechts, wenn darunter ein wirklich denkbare Objekt verstanden werden soll, kann kein anderer seyn als der, welchen wir durch die Ausdrücke: Etwas oder Ding überhaupt, bezeichnen. Zwar steht demselben das Nichts oder das Ünding entgegen. Allein eben, weil das Nichts nichts ist, kann es mit dem Etwas unter keinem höheren Begriffe zusammengefaßt werden, der noch ein wirklich denkbare Objekt vorstellte. Sollte indessen die höchste Gattung kein solches Objekt seyn, so könnte man auch mit KANT (Krit. der rein. Vern. S. 346.) „den Begriff von einem Gegenstande überhaupt problematisch genommen und un-„ausgemacht, ob er Etwas oder Nichts sey,“ als

den höchsten Geschlechtsbegriff ansehen. (Das höchste Geschlecht nennen Manche auch das Stammgeschlecht, z. B. REIMARUS in seiner Vernunftlehre, §. 56.) Das niedrigste Geschlecht hingegen ist eigentlich völlig unbestimmbar. Denn man mag von den höheren Geschlechtern zu den niedern herabsteigen, so weit man will, so kann man immerfort noch niedrigere unterscheiden. Daher ist der Begriff der Art, welche das niedrigste Geschlecht ist, ein solcher, dessen Gränzen sich nur willkürlich fixiren lassen. Er entsteht nämlich dadurch, daß ich unter meinem Begriffe bloße Individuen als enthalten denke, mithin keine Unterschiede weiter in Ansehung derselben mache. Sobald ich aber dergleichen machen will, so entstehen Unterarten (d. h. noch niedrigere Geschlechter) und durch diese wird dann die Art (als nunmehrige Oberart) zur Gattung erhoben. Denn Gattung ist ein Geschlecht, welches andre Geschlechter (Arten) unter sich befaßt. Nimmt jemand z. B. den Begriff: Mensch, als Artbegriff an, so kann man sogleich die Menschen wieder von neuem nach Farbe, Alter, Gesinnung, Kenntniß, Stand u. s. w. eintheilen und damit, so lange man will, fortfahren. Eben so die Begriffe: Pferd, Hund, Adler, Wallfisch, Tanne, Eiche u. s. w. Wenn nun das niedrigste Geschlecht (die Art) unbestimmbar ist, so ist es natürlich auch die niedrigste Gattung, weil dieser Begriff nur durch den Begriff der Art bestimmbar ist. Es erhellet hieraus, daß die Begriffe der Gattung und Art überhaupt durch und

durch relativ sind, und daß jede Gattung, die höchste ausgenommen, als Art, und jede Art als Gattung gedacht werden kann. Es giebt also nur Eine Gattung, die nicht Art, aber keine Art, die nicht Gattung werden könnte. Wenn nun aber ein System von Dingen in einer vollständigen Klassifikation aufgestellt werden soll, so würde es abgeschmackt und zweckwidrig seyn, wenn man jedesmal von der absolut höchsten Gattung anfangen und dann ins Unendliche mit Spezifiziren fortfahren wollte. Man bestimmt also zuvörderst denjenigen Begriff, welcher in diesem Systeme das erste Geschlecht oder die höchste Gattung seyn soll. Hernach geht man durch die mittleren Geschlechter oder Zwischengattungen so weit fort, als man es zu einem gewissen Behufe nöthig findet. Diejenigen Glieder, welche alsdann die letzten Geschlechter sind, heißen Arten und die unmittelbar vorhergehenden die niedrigsten Gattungen. Man muß also absolut höchstes und niedrigstes Geschlecht (oder Gattung) von den (in einem gewissen Falle angenommenen) relativ höchsten und niedrigsten unterscheiden. Uebrigens sind die Begriffe der Geschlechter überhaupt unveränderlich. Es giebt indessen der Erfahrung zufolge auch Arten von veränderlichem Charakter in zufälligen Bestimmungen, welche deshalb Abarten und Spielarten genannt und nicht als wirkliche Arten angesehen werden. Die untersten Arten werden auch zuweilen Abänderungen (*varietates*) genannt.

§. 45. a.

Da der Inbegriff derjenigen Merkmale, woran man die Verschiedenheit der Begriffe erkennt, der logische Unterschied heisst (§. 37. Anm. a.): so heisst der Inbegriff derjenigen Merkmale, wodurch man die zu einer Art gehörigen einzelnen Dinge unterscheidet, der individuelle oder numerische — derjenigen, wodurch man die zu einer Gattung gehörigen Arten unterscheidet, der spezifische — und derjenigen, wodurch man die unter einer höhern Gattung enthaltenen niederen Gattungen unterscheidet, der generische Unterschied. (*Differentia individualis s. numerica, specifica et generica*). Zuweilen versteht man aber auch unter spezifischer Differenz im weitern Sinne jedes Merkmal, wodurch sich ein niederer Begriff von seinem nächst höhern unterscheidet.

Anmerkung.

Die Individuen können nur in der Wahrnehmung (durch äussere oder innere Anschauung und Empfindung) vollständig unterschieden werden, und ihr numerischer Unterschied ist unendlich, weil sie durchgängig bestimmt seyn d. h. von allen mögli-

chen einander widersprechenden Merkmalen eins haben müssen (§. 19. Anm. 3.). *) Die Arten und Gattungen hingegen können schon durch Ein oder einige Merkmale vollständig unterschieden werden, z. B. der Mensch von allen Thiergattungen durch das Merkmal der Vernünftigkeit, der Triangel von allen Arten mathematischer Figuren durch das Merkmal der Dreyseitigkeit. Daher ist es auch viel leichter eine Gattung oder Art als ein Individuum genau zu beschreiben, indem man im letzten Falle aus der unendlichen Menge der Merkmale die vorzüglichsten, wodurch der Gegenstand am leichtesten erkannt werden kann, herausheben muß (z. B. bey Beschreibung verlornen Sachen oder entlaufener Personen).

*) Dieser numerische Unterschied ist es eben, was den Idealisten so sehr in Verlegenheit setzt (*craz idealistarum*), wenn er aus den entgegengesetzten Thätigkeiten des Ichs die Welt konstruiren, mithin alle Dinge in der Welt *a priori* deduziren will. Denn wenn er auch allenfalls durch gewisse willkürliche Kombinationen der Begriffe im Stande ist, die Geschlechter der Dinge überhaupt (organische, unorganische Wesen, Thiere, Pflanzen u. s. w.) zu deduziren, so hat doch sogleich alle Dedukzion ein Ende, sobald erklärt werden soll, warum das Ich dieses oder jenes bestimmte Ding gerade so und nicht anders produziert. Um daher der Erklärung der Individualität oder der durchgängigen Bestimmtheit der Dinge (des *Hic*, *Haec*, *Hoc* oder der *Haecceitas*, wie es die Scholastiker nannten) aus dem Wege zu gehen, haben sich die neueren Idealisten auf gewisse unbegreifliche Sohranken berufen, in welche das Ich nun einmal eingeschlossen sey, da hingegen die älteren zu einer unbegreiflichen Einwürkung der Gottheit auf den menschlichen Geist ihre Zuflucht nahmen. 8. Fundamentalphilos. §. 65. und 66. vergl. mit §. 58.

§. 45. b.

Der Verstand richtet sich bey der Subordinazion und Koordinazion der Begriffe nach drey Gesetzen, welche man die Grundsätze der logischen Anordnung der Dinge (*principia classificationis*) nennen kann. Einzeln kann man sie nennen den Grundsatz der Gattungen (*principium generificationis*), den Grundsatz der Arten (*principium specificationis*) und den Grundsatz der logischen Stetigkeit (*principium continuitatis logicae*). Vergl. §. 41. und 43.

Anmerkung.

Alle Vorstellungen, die unter einem gewissen Geschlechtsbegriffe (Thier) stehen (Fisch, Vogel, Insekt u. s. w.), haben einerley logisches Wesen; denn dieser Begriff ist durch seinen Inhalt für sie ein gemeinschaftliches Merkmal. Daher kommt das Wesen der höheren Gattung der niederen, das Wesen dieser der Art, und das Wesen dieser den Individuen zu; und daher ist rückwärts in den Individuen der Begriff der Art, im Begriffe dieser der Begriff der niedern Gattung, und im Begriffe dieser der Begriff der höhern Gattung enthalten. Wenn nun Vorstellungen in einer gewissen Hinsicht nicht einerley logisches Wesen haben (Vogel, Baum), so gehören sie auch nicht in dieser Hinsicht zu einer-

ley, sondern zu verschiednen Geschlechtsbegriffen (Thier, Pflanze). Es muß aber doch einen höhern Geschlechtsbegriff (organisches Wesen) geben, in Hinsicht auf welchen sie einerley logisches Wesen haben; wenigstens müssen sie dieß in Hinsicht auf den höchsten Geschlechtsbegriff (§. 44. Anm.) haben. Hieraus ergibt sich der allgemeine Satz: „Auch die verschiedensten Begriffe müssen in gewisser Hinsicht einerley seyn“ — oder: „Auch die ungleichartigsten Dinge müssen in gewisser Hinsicht gleichartig seyn.“ Man kann daher diesen Satz auch das Gesetz der Gleichartigkeit (*principium homogeneitatis*) nennen, indem wir nach demselben urtheilen, daß alles Mannichfaltige unter höheren Gattungen gleichartig sey. Am schicklichsten aber heißt er schlechtweg der Grundsatz oder das Gesetz der Gattungen (*principium generificationis*), indem er den Verstand bey Aufsuchung der Gattungen (oder der höheren Geschlechtsbegriffe überhaupt) leitet. Nach demselben sucht der Verstand in den verschiedensten Dingen gewisse Aehnlichkeiten auf und erscheint dadurch als Witz. Und wenn wir auf diese Art höhere Begriffe finden, denen wir andre als niedere unterordnen können, so wird dadurch der Umfang unsrer Begriffe erweitert; denn je höher ein Begriff ist, desto größer ist seine Sphäre.

Diesem Gesetze steht ein andrer Satz entgegen, nämlich: „Auch die ähnlichsten Begriffe müssen in gewisser Hinsicht verschieden seyn“ — oder:

„Auch die gleichartigsten Dinge müssen in gewisser „Hinsicht ungleichartig seyn.“ Man kann daher diesen Satz auch das Gesetz der Ungleichartigkeit (*principium heterogeneitatis*) nennen. Nach demselben urtheilen wir, daß jeder Gattung, als Einheit, wieder ein Mannichfaltiges, als Arten, untergeordnet werden und es daher keine niedrigste Gattung, folglich auch keine Art geben könne, der sich nicht wieder andre Arten unterordnen ließen (§. 44. Anm.). Am schicklichsten heißt er daher der Grundsatz oder das Gesetz der Arten (*principium specificationis*), indem er den Verstand bey Entdeckung der Arten (oder der niederen Geschlechtsbegriffe überhaupt) leitet. Wieferne der Verstand nach diesem Gesetze in den ähnlichsten Dingen gewisse Unterschiede aufsucht, erscheint er als Scharfsinn. Und wenn wir auf diese Art niedere Begriffe finden, die wir andern als höheren unterordnen können, so wird dadurch der Inhalt unsrer Begriffe vermehrt; denn je niedriger ein Begriff ist, desto mehr Merkmale enthält er.

Diese beyden Gesetze verhalten sich demnach gegen einander wie These und Antithese. Es muß daher noch einen dritten Satz geben, welcher die Synthese von beyden darstellt, und dieser ist folgender: „Zwischen jedem gegebenen höhern und „niedern Begriffe muß sich ein dritter finden lassen, „der mit beyden einerley und von beyden verschied, „den d. h. mit jedem von ihnen näher verwandt „ist, als sie unter sich selbst“ — oder: „Keine

„Gattung und keine Art sind sich die nächsten, sondern es müssen sich immerfort gewisse Zwischen-Gattungen und Arten denken lassen, deren Unterschied von der höhern und niedern kleiner ist, als der Unterschied der höhern und niedern von einander.“ Man kann daher diesen Satz das Gesetz der logischen Verwandtschaft (*principium affinitatis* [vel potius cognationis — nach §. 42. Anm. 2.] *logicae*), besser aber noch das Gesetz der logischen Stetigkeit (*principium continui generum et specierum* s. *continuitatis formarum logicarum*) nennen, indem wir nach demselben einen stetigen Zusammenhang der Begriffe und der dadurch bestimmten Geschlechter der Dinge voraussetzen *) und der Verstand ebendadurch bey der Erforschung dieses Zusammenhangs geleitet wird. Der Verstand erscheint dadurch als systematischer Tiefsinn, der die Begriffe in ihrem innigsten Zusammenhange überschaut. **)

§. 46.

*) Wenn daher von nächsten Geschlechtern (Gattungen oder Arten — §. 43. Anm. 2.) die Rede ist, so ist diese nicht absolut sondern relativ oder komparativ zu verstehen. Man nimmt nämlich für den Gebrauch der Geschlechtsbegriffe gewisse Geschlechter als die nächsten an (z. B. Thier, Fisch), ohne dadurch zu läugnen, daß zwischen ihnen noch andre Begriffe als Mittelgeschlechter gedacht werden könnten.

**) Man muß wohl bemerken, daß diese drey Gesetze hier bloß als regulative Prinzipien des logischen Verstandesgebrauchs betrachtet worden sind. Ob sie auch konstitutiv in Beziehung auf die Erkenntniß realer Objekte seyen, muß

§. 46.

Die Modalität der Begriffe besteht in ihrem Verhältnisse zum Verstande als Denkvermögen oder in der Art und Weise, wie sie als Denkakte auf das denkende Subjekt selbst zu beziehen sind (§. 25. nebst Anm.).

§. 47.

Ein Begriff kann in modaler Hinsicht betrachtet werden entweder als bloß möglicher oder als wirklicher Denktakt. Im ersten Falle heißt er selbst ein möglicher, im zweyten ein wirklicher Begriff. Möglich ist also der Begriff, wiefern er gedacht werden kann, wirklich, wiefern er gedacht wird.

Anmerkung 1.

Ein Begriff kann gedacht werden, wenn seine Merkmale keinen Widerspruch enthalten, mithin diese Parzialvorstellungen als ein Mannichfaltiges in

muß hier unerörtert bleiben. Der Verstand sucht nach ihnen überall Aehnlichkeit, Verschiedenheit und stetigen Zusammenhang unter seinen Begriffen. Ob er sie auch überall findet, ist eine andre Frage. Dafs er sie aber sucht oder jene Gesetze wirklich auf die Erkenntnisobjekte anwendet, davon liefert die sogenannte Naturgeschichte (eigentlich Naturbeschreibung) das einleuchtendste Beyspiel.

eine Totalvorstellung als Einheit des Bewusstseyns aufgenommen werden können (§. 18. nebst den Anmerk.). Ein solcher Begriff kann auch logisch wahr heißen (§. 22. nebst Anm.). Im entgegengesetzten Falle heisst der Begriff unmöglich und ist logisch falsch, mithin eigentlich gar kein Begriff, sondern nur ein angeblicher d. h. eine Aufforderung zum Denken, die nicht realisirt werden kann (§. 18. Anm. 1. am Ende). Sobald nun die Verknüpfung der Parzialvorstellungen zur Totalvorstellung geschehen, mithin der Denkakt, wodurch der Begriff ins Bewusstseyn tritt (ob klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich, ist in modaler Hinsicht völlig gleichgültig), vollzogen ist, so heisst der Begriff wirklich.

Anmerkung 2.

JAKOB sagt in seiner Logik (§. 154.): „Der „Modalität nach sind die Begriffe entweder ideal „oder real, je nachdem der Verstand durch sie ent- „weder bloß mögliche oder wirkliche Gegenstän- „de denkt.“ — Allein ob ein Gegenstand (worunter hier doch wohl ein *Ens reale* und nicht ein bloßes *Ens logicum* verstanden werden soll) bloß möglich oder auch wirklich sey, davon weiß die Logik nichts. Also kann man auch die Begriffe nicht auf diese Art nach ihrer logischen Modalität eintheilen. Auch der Begriff von einem bloß möglichen Gegenstande kann wirklich heißen, wenn man auf sein Gedachtwerden, und der Begriff von einem wirkli-

chen Gegenstände möglich, wenn man seine bloße Denkbarkeit reflektirt. — Ferner werden daselbst die idealen Begriffe auch formale und die realen materiale genannt. Dieß mag an sich zulässig seyn, nur nicht in Hinsicht der logischen Modalität. Denn ein materialer Begriff kann ebenso wohl als ein bloß möglicher Denkakt, wie ein formaler als ein wirklicher betrachtet werden.

§. 48.

Ein wirklicher Begriff kann wieder betrachtet werden entweder als zufälligen oder als nothwendiger Denkakt. Im ersten Falle heißt er selbst ein zufälliger oder schlechtweg ein wirklicher (im engern Sinne), im zweyten ein nothwendiger Begriff. Zufällig oder schlechtweg wirklich ist also der Begriff, wiefern er ohne einen nöthigenden Grund, nothwendig, wiefern er vermöge eines solchen gedacht wird, mithin gedacht werden muß.

Anmerkung.

Der nöthigende Grund kann logisch erwogen nichts anders seyn, als ein andrer Begriff, mit welchem der gedachte Begriff als Folge zusammenhangt. Denn daß ein Begriff auch durch sich selbst (*absolute*) und nicht bloß in Beziehung auf etwas Andres

(relative) nothwendig seyn könne, davon wird hier, wo von der logischen Modalität die Rede ist, gänzlich abstrahirt. Wenn daher JAKOB in seiner Logik (§. 155.) die realen (wirklichen) Begriffe zufällig und nothwendig nennt, „je nachdem ihr Inhalt „durch die Einwirkung der Objekte bestimmt ist „oder sie die Bedingung der Bestimmung aller Objekte enthalten, sie folglich selbst die Objekte „(ihrer Form nach) bestimmen“ — so ist dies eine durchaus metaphysische Erklärung von der Zufälligkeit und Nothwendigkeit der Begriffe. Denn nach dieser Erklärung hängt ihre Zufälligkeit von ihrem empirischen und ihre Nothwendigkeit von ihrem transzendentalen Charakter (als sogenannte Kategorien oder reine Verstandesbegriffe) ab, wovon die Logik nichts wissen kann. Die Logik kann also die Zufälligkeit und Nothwendigkeit der Begriffe bloß nach dem in ihr einheimischen Prinzip der Synthese (Satz des Grundes und der Folge, §. 20. nebst Anm. 2.) beurtheilen. — Wenn dagegen KRIEGER in seiner Logik (§. 94.) sagt, die Logik habe es bloß mit möglichen Begriffen zu thun, und dennoch nicht nur von wirklichen und nothwendigen Begriffen handelt, sondern auch hinterher (§. 95.) ausdrücklich hinzusetzt, die Logik könne von nothwendigen Begriffen reden, sofern dieselben durch die Form der Verbindung nothwendig werden: so ist dies wohl nichts anders als ein Widerstreit mit sich selbst, der aus einer falschen Ansicht der logischen Modalität der Begriffe entstanden zu seyn

scheint. An und für sich betrachtet ist freylich jeder Begriff bloß möglich, gleichsam ein Denkproblem, das, wenn es nicht gelöst werden kann, den Begriff als Denkakt unmöglich macht. Sobald aber die Begriffe im Verhältnisse zu einander und zum Verstande betrachtet werden, so können sie auch als wirkliche und nothwendige Begriffe im Bewusstseyn vorkommen. Es erhellet aber zugleich hieraus, daß der modale Unterschied der Begriffe sie selbst nicht affizirt, weil er nur ihre Verhältnisse betrifft. Es kann daher ein und derselbe Begriff möglich, wirklich und nothwendig heißen, je nachdem er sich als Denkakt so oder anders verhält. So ist der Begriff von organischen Wesen auf andern Weltkörpern außer der Erde ein möglicher Begriff, insoferne kein Widerspruch in ihm enthalten ist, ein wirklicher, insoferne jemand schlechtweg dergleichen Wesen denkt, und ein nothwendiger, insoferne jemand durch irgend einen nöthigenden Grund in seiner Gedankenreihe auf diesen Begriff geführt wird. Nimmt man die Gegensätze jener Prädikate mit denselben zusammen, so kann man mit Recht sagen: Die Begriffe sind in modaler Hinsicht entweder möglich oder unmöglich, die möglichen entweder wirklich oder nicht wirklich, und die wirklichen entweder zufällig oder nothwendig.

A n h a n g.

Von einigen besonders benannten Funktionen des Verstandes
des bey der Bearbeitung seiner Begriffe.

§. 49.

Wenn wir unsre Begriffe gehörig bearbeiten wollen, so müssen wir das Gemüth theils von gewissen Merkmalen eines Begriffs ablenken, so dafs sich dieselben im Bewußtseyn verdunkeln, theils auf die übrigen hinlenken, so dafs sie im Bewußtseyn vorzüglich klar werden. Jenes heifst das Abstrahiren (*abstrahere animum ab aliqua re*), dieses das Reflektiren (*reflectere animum ad aliquam rem*). Dadurch werden gewisse Vorstellungen von andern abgesondert oder besonders vorgestellt; daher das Abstrahiren (in seiner Verbindung mit dem Reflektiren) auch ein Absondern (*separatim cogitare*) genannt wird. Dergleichen Vorstellungen heißen ebendarum abgesonderte (*abstractae*); diejenigen hingegen, welche noch mit andern in Verbindung gedacht werden, gemischte (*concretae*).

Anmerkung 1.

Abstrahiren und Reflektiren sind eigentlich stets mit einander verbunden. Denn man kann nicht auf etwas reflektiren, ohne zugleich von etwas zu abstrahiren, und man abstrahirt nur darum von etwas, um auf etwas zu reflektiren. An und für sich betrachtet (*absolute*) ist daher jeder Begriff, der sich auf mehre Gegenstände zugleich bezieht, mithin jeder Geschlechtsbegriff (§. 43.), ein abstrahirter (und reflektirter) oder abstrakter Begriff. Denn da er sich eben auf mehre Dinge zugleich beziehen soll, so muß man bey dem Denken desselben von ihrer Differenz (d. h. von allen eigenthümlichen Merkmalen, wodurch sie verschieden sind) abstrahiren und bloß auf ihre Identität (d. h. ihre gemeinschaftlichen Merkmale, wodurch sie einerley sind) reflektiren. Konkret ist in dieser Hinsicht nur der Begriff von einem einzelnen Gegenstande, weil hier Eigenthümliches und Gemeinschaftliches zusammengemischt ist. Da es aber verschiedne Grade der Abstraktion und Reflexion giebt, indem man von mehr oder weniger abstrahiren und auf weniger oder mehr reflektiren kann, so kann man vergleichungsweise (*comparative s. relative*) jeden höheren Begriff (Gebäude) in Ansehung seiner niedern (Wohnhaus, Schauspielhaus, Kirche u. d.) einen abstrakten, und jeden niedern in Ansehung seines höhern einen konkreten nennen, weil man von den eigenthümlichen Merkmalen der niedern abstrahiren muß, wenn man den höhern denken

will, wenn man aber die niedern denken will, die eigenthümlichen eines jeden und die gemeinschaftlichen aller wieder konkretisieren müssen. Je abstrakter also in dieser Hinsicht die Begriffe werden, desto mehr verliert, je konkreter, desto mehr gewinnt die Erkenntniß an Inhalt; aber sie gewinnt dort eben so sehr an Umfang, als sie hier daran verliert; denn hier nähern sich die Begriffe dem Individuum, während sie sich dort dem höchsten Geschlechte nähern. Dort erkennt man also an Vielem wenig, hier an Wenigem viel.

Anmerkung 2.

Hieraus läßt sich leicht verstehen, was es heiße, etwas *in abstracto* oder *in concreto* vorstellen. Dort stellt man es abgesondert von allem Andern vor, was nicht dazu gehört (Tugend überhaupt und an sich), hier in Verbindung mit demselben (Tugend dieses oder jenes Menschen, eines Sokrates, Cato u. d. wo sie mit andern Eigenschaften, die sie vielleicht auf mancherley Weise beschränken, vermischt angetroffen wird). Daher ist jedes Beyspiel (selbst das so eben angeführte) ein *in concreto* dargestellter Begriff, wodurch aber das *Abstractum* selbst in seiner Allgemeinheit bey weitem nicht erreicht wird. Für den wissenschaftlichen Gebrauch müssen folglich die Begriffe durchaus *in abstracto* mit der größten Präzision aufgestellt werden; denn sonst bekommt man keinen bestimmten und netten Begriff von der Sache; obwohl nebenher auch Beyspiele zur

Erläuterung (*illustrationis non probationis caussa*) angeführt werden mögen. Für den populären Gebrauch hingegen müssen die Begriffe *in concreto* dargestellt werden; denn dieser Gebrauch für die Ungeübten im abstrakten Denken fodert Versinnlichung, mithin möglichste Individualisirung der Begriffe. So wird der Moralphilosoph die Tugend, welche in jedem Menschen mit gewissen Einschränkungen erscheint und dem inneren Charakter nach aus dem äußeren Verhalten nicht einmal gehörig beurtheilt werden kann, *in abstracto* als Vernunftidee, der Prediger *in concreto* als Muster zur Nachahmung darstellen. Es ist daher höchst ungereimt, über den Vorzug des Gebrauchs der Begriffe *in abstracto* und *in concreto* zu streiten und wohl gar das Abstrahiren als die Quelle alles Irrthums in den Wissenschaften und besonders in der Philosophie zu verschreyen. *)

*) Dem Verfasser schrieb wirklich einmal ein sehr berühmter Mann, der Grundfehler der neuern Philosophie bestehe im Abstrahiren, vermuthlich um vor diesem Fehler wohlmeynend zu warnen. Der gute Mann vergaß aber dem Verfasser zu melden, wie man es anzufangen habe, um ohne zu abstrahiren dennoch zu philosophiren, oder nur überhaupt zu denken. Freylich meynte er wohl nur das zu weit getriebne Abstrahiren. Aber wer möchte sich hier anmaßen, das Zu viel und Zu wenig zu bestimmen? In der That fehlen selbst im gemeinen Leben die Meisten oft nur darin, daß sie zu wenig abstrahiren. Mancher würde viel glücklicher seyn, wenn er nur in seiner Vorstellung von der Glückseligkeit von dem außerwesentlichen Merkmale des Reichthums oder des Ranges abstrahiren könnte.

Jeder Gebrauch der Begriffe hat in seiner Sphäre seinen Werth; auſerhalb derſelben taugt er freylich nichts. Man darf aber nur wiſſen, was Abſtrahiren heiſt, um einzusehen, daſs ohne Darſtellung der Begriffe in *abstracto* gar keine Wiſſenſchaft, am wenigſten Philoſophie, möglich wäre. Selbſt der Mathematiker muſs ſeine Gröſſen erſt in *abstracto* vorſtellen, ehe er ſie in *concreto* behandeln kann. Oder ſind ſeine Buchſtaben, die er ſtatt allerley beſtimmter und unbeſtimmter Gröſſen braucht, und ſeine $+$ und $-$, $=$ und $>$, womit er die Verhältniſſe dieſer Gröſſen bezeichnet, in Begriffe aufgelöst etwas anders als *Abstracta*?

Anmerkung 3.

Wenn das mit dem Abſtrahiren verbundene Reflectiren zur Vergleichung der Begriffe geſchieht, ſo heiſt es ein Ueberlegen, weil man dadurch die Begriffe gleichſam über einander legt, um ſie genau zu betrachten. Sieht man dabey hauptſächlich auf ihren Inhalt (durch welchen nothwendig auch ihr Umfang beſtimmt iſt), ſo kann man ſie vergleichen in Anſehung ihrer Einerleyheit und Verſchiedenheit (§. 37.), ihres Einſtimmens und Widerſtreitens (§. 38.), ihres Innern und Außern (§. 39.) und ihrer Materie und Form (§. 40.) Daher heiſſen die Begriffe von dieſen Verhältniſſen auch Reflexionsbegriffe. Dieſe Reflexion iſt indessen bloß logiſch. Es giebt aber auch eine metaphyſiſche oder tranſcendental, wo die Begriffe in An-

sehung ihres Ursprungs (ob sie empirisch oder rein sind) verglichen werden, welche Reflexion anderwärts zu erwägen ist.

§. 50.

Eine Folge des Abstrahirens und Reflektirens ist das Determiniren und Kombiniren. Durch jenes wird ein gewisses Merkmal dem Gegenstande eines Begriffes beygelegt und dieser dadurch näher bestimmt oder gleichsam in engere Gränzen eingeschlossen; durch dieses wird jenes Merkmal mit den übrigen zu demselben Begriffe gehörigen Vorstellungen zusammengefaßt.

Anmerkung 1.

Determinazion und Kombinazion begleiten einander ebenfalls wie Abstraktion und Reflexion. Denn wenn man determinirt, so muß man das Merkmal, wodurch man determinirt, mit den übrigen kombiniren; und wenn man kombinirt, so wird der Gegenstand durch das mit andern zu kombinirende Merkmal determinirt. Man kann aber beydes nicht, ohne vorher von andern Merkmalen abstrahirt und auf das, wodurch determinirt und womit kombinirt werden soll, reflektirt zu haben. Durch die fortgesetzte Determinazion und Kombinazion entstehen immer niedrigere Begriffe, die den höheren untergeordnet und einander beygeordnet werden kön-

nen. Daher ohne Determinazion und Kombinazion der Begriffe auch keine Subordinazion und Koordination der Begriffe möglich ist (§. 41.). Durch die vollendete Determinazion und Kombinazion würde ein durchgängig bestimmter Begriff (*notio omnimode determinata*) d. h. ein solcher, zu dem keine Bestimmung weiter hinzugedacht werden könnte, entstehen. Da aber der möglichen (affirmativen und negativen oder kontradiktorisch opponirten) Prädikate, welche einem Dinge beygelegt werden können, unendlich viele sind, so kann die logische Determinazion nie vollendet seyn d. h. es kann keinen durchgängig bestimmten Begriff geben. Denn wenn wir auch den Begriff unmittelbar auf ein einzelnes Ding beziehen und ihn dadurch individualisiren, so ist doch die Bestimmung, wieferne sie im Verstande vorkommt, nicht durchgängig, sondern das Ding bleibt in Ansehung einer Menge von Prädikaten noch unbestimmt (z. B. wenn jemand einen Begriff von Moses oder Sardanapal hat). Nur für den Sinn (in der äußern und innern Wahrnehmung) ist jedes Ding durchgängig bestimmt, worüber aber die Logik weiter keine Auskunft geben kann.

Anmerkung 2.

Bey der Bearbeitung der Begriffe erscheint demnach das Denken theils als Abstrakzion und Reflexion, theils als Determinazion und Kombinazion, mithin der Verstand selbst oder das Denkvermögen theils als Abstraktions- und Reflexionsvermögen,

theils. als Determinazions - und Kombinationsvermögen. So wie aber jene Funkzionen bloße mit besondern Namen bezeichnete Modifikationen der Denkhätigkeit sind, so sind diese Vermögen auch bloße Wirkungsarten des Denkvermögens. — Uebrigens ist einleuchtend, daß allen diesen Verstandesfunkzionen bey der Behandlung unsrer Begriffe ein gewisses Urtheilen zum Grunde liegt, mithin das Denkvermögen sich in denselben schon als Urtheilskraft äußert. Denn wenn die Frage ist, wovon soll abstrahirt, worauf reflektirt, wodurch determinirt und was kombinirt werden, so müssen wir urtheilen, und alle diese Thätigkeiten werden auch nur zum Behufe des Urtheilens vollzogen. Es läßt sich also schon hieraus die Folgerung ziehen, daß die Handlungsweise des Denkvermögens in Ansehung der Begriffe der Handlungsweise desselben in Ansehung der Urtheile analog seyn oder daß die Begriffsformen den Urtheilsformen entsprechen müssen. Diese Folgerung ist indessen erst für die Metaphysik von Wichtigkeit. Hier interessirt uns jetzt nur die Frage: Was ist urtheilen und auf wie vielerley Art urtheilt der menschliche Geist? — Diese Frage soll nun in der folgenden Abtheilung näher beantwortet werden.

Des zweyten Hauptstücks
zweyte Abtheilung.

Von den Urtheilen.

§. 51.

Urtheilen (*judicare*) heisst denken, wie sich Vorstellungen in Beziehung auf ein dadurch vorzustellendes Objekt verhalten, mithin ihr Verhältniß zur Einheit des Bewußtseyns bestimmen. Ein Urtheil (*judicium*) besteht also in der bestimmten Vorstellung dieses Verhältnisses und heisst, wiefern es durch Worte ausgedrückt wird, ein logischer Satz (*enunciatio s. propositio logica*).

Anmerkung 1.

In jedem Urtheile kommen mehrere Vorstellungen vor, durch die irgend ein Objekt vorgestellt werden soll. (Der Magnet zieht das Eisen an — Die Magnetnadel hat nicht immer und überall einerley Richtung — Wenn jemand lügt, so verdient er Verachtung — Das gelbe Fieber kann sich leicht in Europa verbreiten). Aber mehrere Vorstellungen, die mit oder nach einander ins Bewußtseyn treten, machen noch kein Urtheil aus. (Magnet — Eisen — anziehen). Es muß erst ihr Verhältniß zur Einheit

des Bewußtseyns bestimmt d. h. es muß gedacht werden, wie sich diese Vorstellungen in Beziehung auf ein durch sie vorzustellendes Objekt verhalten, ehe man sagen kann, daß man wirklich urtheile. Daher kann jeder Begriff, von dem sich ein einzelnes Merkmal absondern läßt, in ein Urtheil aufgelöst werden, wenn man das Verhältniß dieses Merkmals zu ihm, mithin ihr Verhältniß zur Einheit des Bewußtseyns bestimmt. (Der Zirkel ist rund). Ja es kann schon dadurch, daß man einen Begriff in einem bestimmten Verhältnisse zu sich selbst denkt, so daß, indem man ihn mehrmals denkt, die Einheit des Bewußtseyns dieses mehrmals Gedachten vorgestellt wird, ein Urtheil gebildet werden. (Der Zirkel ist ein Zirkel). *) Es kann aber auch dadurch, daß man einen Begriff durch irgend ein in ihm noch nicht enthaltenes Merkmal näher bestimmt und beyde im Verhältnisse zu einander denkt, ein Urtheil gebildet werden. (Die Peripherie des Zirkels wird von den Mathematikern in 360 Grade getheilt). In allen diesen Fällen denken wir, wie gewisse Vorstellungen sich zu einander in Rücksicht eines gewissen Objektes, worauf sie sich beziehen sollen, verhalten; und sobald wir dies denken, ur-

*) Daher ist es unrichtig, wenn es in KANT's Logik (§. 17.) heißt: „Ein Urtheil ist die Vorstellung der Einheit des Bewußtseyns verschiedner Vorstellungen.“ Die Vorstellungen können auch identisch seyn, wie wohl alsdann freylich das Urtheil nichts weiter als diese Identität selbst aussagt.

theilen wir. Im Urtheile findet daher, wie im Begriffe, die Beziehung eines Mannichfaltigen auf die Einheit des Bewußtseyns statt, und der Unterschied zwischen beyden besteht bloß darin, daß das Mannichfaltige und dessen Verhältniß zu einander im Urtheile bestimmt und deutlich vorgestellt wird, im Begriffe als solchem aber nicht. Wenn daher Begriffe verdeutlicht werden sollen, so kann es nicht anders als durch Urtheile (Erklärungen und Eintheilungen) geschehen (§. 33. und 34.). Darum kann man auch jedes Urtheil als einen deutlich dargestellten Begriff betrachten, indem in demselben ein Begriff entweder analytisch (durch Auflösung in seine Merkmale und abgesonderte Vorstellung derselben) oder synthetisch (durch Hinzufügung anderweiter Merkmale) dargestellt werden kann.

Anmerkung 2.

Wenn die innere Gemüthshandlung, welche ein Urtheil heist, durch Worte bezeichnet wird, so entsteht ein logischer Satz, welcher von dem rhetorischen (der aus vielen logischen, mit einander zu einem Ganzen grammatisch verbundenen, Sätzen bestehen kann) wohl zu unterscheiden ist. Ein mit Worten ausgedrücktes Urtheil heist aber nicht etwa darum ein Satz, weil darin immer etwas gesetzt würde — denn es kann auch etwas aufgehoben werden — sondern weil dadurch das gedachte Urtheil äußerlich fixirt oder konstituiert wird. Daher heist auch der Satz im Lateinischen nicht *positio*,

tio, sondern *propositio* oder *enunciatio*. Urtheil aber heisset jene Gemüthshandlung, weil sie eine ursprüngliche Theilung des in einem bestimmten Verhältnisse Zusammengedachten voraussetzt. *)

§. 52.

Zu jedem Urtheile gehört wesentlich eine gewisse Materie und eine gewisse Form. Jene (der Stoff oder Gehalt) besteht in den Vorstellungen selbst, deren Verhältniß zur Einheit des Bewußtseyns bestimmt werden soll, und die daher aufser diesem Verhältnisse gedacht als These und Antithese zu betrachten sind; diese (die Gestalt) in der Art und Weise jener Bestimmung, wodurch die Synthese in Ansehung jener Vorstellungen entsteht. Da nun die Logik vom Inhalte der Erkenntniß abstrahirt, so hat sie bloß auf dasjenige zu sehen, was den Urtheilen in Ansehung ihrer Form zukommt, und zu untersuchen, wie vielerley Urtheilsformen es überhaupt geben kann.

*) Ob, wie einige Logiker behaupten, nur assertorische Urtheile Sätze genannt zu werden verdienen, wird tiefer unten bey dieser Art der Urtheile untersucht werden.

Anmerkung 1.

Zu einem vollständigen Urtheile gehören als **Materie** desselben wenigstens zwey Vorstellungen (die identisch oder verschieden seyn können, §. 51. Anm. 1.), deren Eine **Subjekt** und die Andre **Prädikat** genannt wird. **Subjekt** des Urtheils (oder besser im Urtheile — denn **Subjekt** des Urtheils ist eigentlich das urtheilende Subjekt, der Verstand oder das Gemüth überhaupt, wie das vorstellende Subjekt auch **Subjekt** der Vorstellung genannt wird) heist nämlich derjenige Bestandtheil desselben, von dem etwas ausgesagt wird oder der das Objekt selbst vorstellt, worüber geurtheilt wird; **Prädikat** aber derjenige, in welchem das, was ausgesagt wird, oder die auf das Objekt zu beziehende **Bestimmung** vorgestellt wird. Gewöhnlich geht jenes diesem voraus (Die Scheuern sind gefüllt); bey grammatischen oder rhetorischen Inversionen aber kann auch die umgekehrte Ordnung stattfinden, ohne daß dadurch das logische Verhältniß der Vorstellungen verändert würde (Gefüllt sind die Scheuern). Man muß aber diese Inversionen von der weiter unten zu erwägenden logischen Konversion wohl unterscheiden. Denn diese ist Umkehrung des Urtheils, jene bloße Umkehrung des Satzes. Diese affizirt die Begriffe selbst, jene nur die Worte. Zuweilen kann auch das Subjekt zu fehlen scheinen (Man sagt — Es spukt — es donnert und blitzt); dann muß aber ein unbestimmtes Subjekt (welches eben durch *man* und *es* angedeutet wird) hinzugedacht werden.

Anmerkung 2.

Die Form des Urtheils liegt in demjenigen Momente der Handlung, welches man gewöhnlich die Kopel (*copula*) nennt und durch das Wörtchen ist (*est*) andeutet. Doch ist dieß nicht immer der Fall, indem die Kopel unmittelbar mit dem Prädikate verbunden seyn (die Sonne scheint = ist scheinend), oder ganz anders bezeichnet werden kann (dieß kann oder wird oder muß geschehen = ist ein solches, welches u. s. w.). In Existenzialsätzen (Gott ist, nämlich existirend — *deus existit*) hat das ist eine viel höhere Bedeutung als die der bloßen Kopel. In den negativen Urtheilen scheint die Form in einer Nicht-Kopel zu liegen, so wie sie in den hypothetischen in dem wenn und so und in den disjunktiven in dem entweder und oder liegt. Indessen läßt sich doch, wenn man das Wort Kopel im weitern Sinne von der Beziehung der Vorstellungen auf einander zur Bestimmung eines Denkobjectes im Bewußtseyn versteht, dasselbe von allen Arten der Urtheile brauchen. Denn es findet in allen, und selbst im negativen Urtheile, eine solche Synthese von Vorstellungen statt; wie sich bey der nähern Erwägung derselben von selbst ergeben wird. *)

*) Urtheile oder eigentlich Sätze, in welchen Subjekt, Prädikat und Kopel deutlich ausgedrückt sind, heißen bey den alten Logikern vollständige (*propositiones logice perfectae*), in welchen aber Eins von diesen Stücken zu fehlen scheint, unvollständige oder versteckte (*imperfectae s. crypticae*). Diese heißen ferner *propositiones omissi subjecti*, wenn das Subjekt, *prop. om. praedicati*,

Anmerkung 3.

Da die Art und Weise der Bestimmung des Verhältnisses der zu einem Urtheile gehörigen Vorstellungen sehr verschieden seyn kann: so läßt sich die Urtheilsform selbst als ein Mehrfaches betrachten oder es giebt mehrere Formen der Urtheile (positive, negative, kategorische, hypothetische u. s. w.). Diese Urtheilsformen müssen *a priori* bestimmt seyn; denn sie müssen ihren Grund in der ursprünglichen Handlungsweise des menschlichen Geistes in Ansehung des Urtheilens haben. (Fund. §. 74. nebst Anm. 4.) Die Aufgabe der Logik in dieser Abtheilung ist also keine andre, als jene Urtheilsformen vollständig und in ihrer natürlichen Ordnung, mithin systematisch darzu stellen.

§. 53.

Da sich jedes Urtheil auch als ein deutlich dargestellter Begriff betrachten läßt (§. 51. Anm. 1.), so müssen sich die Urtheile

wenn das Prädikat, *prop. om. copulae*, wenn die Kopel zu fehlen scheint. Solche Sätze heißen auch *enunciata secundi adjecti* (Cajus kränkelt), vollständige hingegen *enunciata tertii adjecti* (Cajus ist krank). Die Imperativen: Geh, stirb, bete u. d. könnte man auch *enunciata unius adjecti* nennen. Sie bedeuten eigentlich: Du bist einer, der da gehen, sterben, beten u. d. soll. Subjekt, Kopel und Prädikat sind hier in Einen Ausdruck zusammengepreßt. Alle diese Benennungen betreffen also nicht das innere Wesen, sondern nur den äußern Ausdruck des Urtheils.

wie die Begriffe aus dem vierfachen Gesichtspunkte der Quantität, Qualität, Relation und Modalität betrachten und die Formen der Urtheile nach diesen vier Hauptmomenten ausfindig machen lassen.

Anmerkung 1.

Bey jedem Urtheile läßt sich fragen:

1.) Wie groß ist die Sphäre dessen, worauf sich die Aussage bezieht oder von wie vielen Dingen wird etwas ausgesagt — Umfang des Subjektes — Quantität des Urtheils.

2.) Was wird ausgesagt oder wie ist die Aussage beschaffen — Beschaffenheit des Prädikats — Qualität des Urtheils.

3.) In welchem Verhältnisse stehen beyde gegenseitig zu einander — wechselseitiges Verhältniß des Subjekts und Prädikats — Relation des Urtheils.

4.) In welchem Verhältnisse steht die Verknüpfung der Vorstellungen im Urtheile zum Denkvermögen — Art und Weise des Denkens dieser Verknüpfung — Modalität des Urtheils.

Anmerkung 2.

Man sieht leicht ein, daß, da es bey der Form eines Urtheils auf das Verhältniß der in ihm zu verknüpfenden Vorstellungen ankommt, auf dieses Verhältniß nur in jener vierfachen Hinsicht reflektirt werden kann. Bey der Quantität des Urtheils sieht man nämlich bloß auf das Verhältniß des Sub-

jekts zum Prädikate, bey der Qualität blofs auf das Verhältniß des Prädikats zum Subjekte, bey der Relazion auf das gegenseitige Verhältniß beyder zu einander, und bey der Modalität auf das Verhältniß derselben zusammengekommen zum Denkvermögen oder zum urtheilenden Subjekte. Bey den zwey ersten Hauptmomenten (I) sieht man also blofs auf Eins von beyden Elementen des Urtheils und zwar (1) entweder blofs auf das Subjekt oder (2) blofs auf das Prädikat; bey den zwey letzten aber (II) sieht man auf beyde zusammen und zwar (1) entweder in ihrem objektiven Verhältnisse (zu einander) oder (2) in ihrem subjektiven Verhältnisse (zum Denkvermögen). Mehr Hauptmomente kann es also in Ansehung des Urtheilens nicht geben. Wenn wir daher die Formen der Urtheile nach diesen vier Gesichtspunkten ausgemittelt haben werden, so können wir versichert seyn, daß sie vollständig dargestellt seyen, soferne sie in der ursprünglichen Handlungsweise unsers Geistes ihren Grund haben müssen.

Anmerkung 3.

Auf diese Eintheilung der Urtheilsformen nach gewissen Hauptmomenten läßt sich auch die bekannte Frage: *Quae, qualis, quanta (propositio)?* reduzieren, wenn man die Ordnung umkehrt: *Quanta, qualis, quae?* Alsdann kann man das *Quae* auf das Verhältniß des Urtheils (sowohl das objektive, welches schlechtweg Relazion, als das subjektive, wel-

ches Modalität heisst) beziehen. Ob also gleich jetzt diese Frage, als ein spöttischer Ausraf im Disputiren zur Andeutung der Ungereimtheit einer Behauptung gebraucht wird, so kündigt sich doch darin eine ursprüngliche Beziehung auf die Hauptmomente, aus welchen jede Behauptung als logisches Urtheil erwogen werden kann, sehr deutlich an.

§. 54.

In Ansehung der Quantität der Urtheile giebt es drey Urtheilsformen. Denn entweder kann man etwas von einem einzigen oder von mehreren oder von allen Dingen einer gewissen Art aussagen. Im ersten Falle heisst das Urtheil ein einzelnes (*singulare s. individuale*), im zweyten ein besonderes (*particulare, speciale s. plurativum*), im dritten ein allgemeines (*universale s. generale*). Im ersten Falle verhält sich also das Subjekt zum Prädikate (objektiv gedacht) wie Einheit, im zweyten wie Vielheit, im dritten wie durch Einheit bestimmte Vielheit d. h. wie Allheit.

Anmerkung 1.

Logisch streng genommen sind die Urtheile der Quantität nach entweder allgemeine oder besondere. Denn die Sphäre eines Begriffs ist entweder ganz oder nur zum Theil in der Sphäre eines

andern Begriffes enthalten. (Alle Thiere sind organische Wesen — Einige Thiere sind Vögel). Wenn nun das Subjekt ein Individuum ist (Dieses Thier ist ein Vogel), so ist es ebenfalls ganz in der Sphäre des Prädikates begriffen oder das Prädikat gilt vom Subjekt ohne alle Ausnahme. Daher wird das einzelne Urtheil logisch dem allgemeinen gleichgeschätzt, und der Unterschied zwischen beyden ist bloß material. Es muß aber doch in der Logik mit darauf reflektirt werden, wenn man eine vollständige Einsicht in die Quantität der Urtheile erlangen oder alle möglichen Verhältnisse des Subjektes zum Prädikate kennen lernen will.

Anmerkung 2.

Die Wörter, welche man in einer Sprache braucht, die Quantität der Urtheile anzudeuten, heißen Umfangszeichen (*signa quantitatis*). Dergleichen sind z. B. für die allgemeinen Urtheile: Alle, jeder, (*omnes, quicunque*) — für die besondern: Einige, Manche, Viele (*quidam, multi*) — für die einzelnen: Dieser, jener (*hic, ille*) oder auch die Eigennamen (*nomina propria*), unter welchen in der Logik, so wie in der Rechtsgelehrsamkeit, die Namen CAIUS, TITIVS und SEMPRONIUS eine Art von Zelebrität erlangt haben, indem sie statt aller andern gebraucht werden. Wenn nun ein Urtheil dergleichen Zeichen hat, so kann man es bezeichnet (*designatum*), im Gegenfalle unbezeichnet (*indesignatum*) nennen. (Nicht defi-

nitum und *indefinitum*, wie manche Logiker sagen; denn diese Ausdrücke müssen entweder auf den gleich folgenden Unterschied oder auf die Qualität der Urtheile bezogen werden). Ob nun unbezeichnete Urtheile (z. B. das menschliche Herz ist ein veränderlich Ding — *forma bonum fragile est*) allgemein oder mit Einschränkung zu verstehen seyn, muß nach anderweiten Gründen in Rücksicht ihres Inhaltes beurtheilt werden. Gemeinlich sollen sie allgemein seyn. Auch unterscheidet man in Ansehung der Quantität bestimmte (*determinata*) und unbestimmte (*indeterminata*) Urtheile. Sollen nun diese Ausdrücke von den vorbergehenden verschieden seyn, so kann man unter den bestimmten keine andern als die allgemeinen (und einzelnen), unter den unbestimmten aber die besondern verstehen, weil dort die Sphäre des Subjektes in bestimmte Grenzen eingeschlossen ist, hier aber nicht.

Anmerkung 3.

In Ansehung der allgemeinen Urtheile unterscheiden Manche auch die universalen, in welchen etwas von der ganzen Sphäre eines Begriffs ausgesagt wird (alle Planeten bewegen sich in elliptischen Bahnen), von den generalen, in welchen nur überhaupt etwas Allgemeines behauptet wird (man muß gründlich beweisen). In logischer Hinsicht sind aber beyde Arten der allgemeinen Urtheile gleichgeltend, indem der Unterschied bloß die Materie betrifft. — Eben so ist der Unterschied zu

beurtheilen zwischen den nothwendig partikulären Urtheilen, wo das Subjekt ein weiterer und das Prädikat ein ihm untergeordneter engerer Begriff ist (einige Pflanzen sind Bäume), und den zufällig partikulären, wo dieses Verhältniß nicht stattfindet (einige Pflanzen sind rothfarbig — der rothfarbigen Dinge kann es nämlich auch auſſer dem Pflanzenreiche geben, der Bäume aber nicht). Auch dieſer Unterſchied geht die Logik nichts an.

§. 55.

In Anſehung der Qualität der Urtheile giebt es ebenfalls drey Urtheilsformen. Denn entweder kann man etwas in das Subjekt aufnehmen (setzen) oder vom Subjekte ausschließen (aufheben) oder durch Aufhebung des Einen etwas Andres setzen. Im ersten Falle heißt das Urtheil ein bejahendes (*affirmativum* s. *positivum*), im zweyten ein verneinendes (*negativum*), im dritten ein verneinend-bejahendes (*negativo - affirmativum*) oder einschränkendes (*limitativum*). Im ersten Falle verhält sich also das Prädikat zum Subjekt (objektiv gedacht) wie Realität, im zweyten wie bloſſe Negazion, im dritten wie durch Negazion bestimmte Realität d. h. wie Limitazion.

Anmerkung 1.

Logisch streng genommen sind die Urtheile der Qualität nach entweder affirmativ oder negativ. Denn ein Prädikat kommt einem Subjekte entweder zu oder nicht (A ist entweder B oder es ist es nicht). Nun kann es aber Prädikate geben, die scheinbar etwas setzen, im Grunde aber etwas aufheben (z. B. sterben, wodurch die Fortdauer des Lebens, endlich seyn, wodurch die Absolutheit der Realität überhaupt negirt wird). Wenn also ein solches Prädikat selbst negirt wird, so wird eben dadurch die vorher aufgehobne Realität wieder gesetzt (*duplex negatio affirmat*); mithin ist alsdann das Prädikat nicht negirend, sondern negativ affirmirend. Das Urtheil, in dem es vorkommt, ist es folglich auch (die menschliche Seele ist unsterblich — Gott ist unendlich). Daher wird ein solches Urtheil logisch mit Recht den affirmativen gleich geschätzt, und der Unterschied zwischen beyden ist nur material. Denn dafs es Prädikate geben könne, welche negativ affirmiren, kann man nicht wissen, wenn man nicht auf den reellen Gehalt der Begriffe Rücksicht nimmt. Indessen müssen wir doch in der Logik auf jenen Unterschied aus demselben Grunde reflektiren, aus welchem wir vorhin auch auf die einzelnen Urtheile reflektiren mußten (§. 54. Anm. 1.).

Anmerkung 2.

Die negativ affirmirenden Urtheile nannte man sonst unendliche (*infinita*), die schlechtweg affir-

mirenden aber endliche (*finita*), weil diese das Subjekt in eine bestimmte Sphäre von Dingen, denen ein gewisses Merkmal zukommt, jene hingegen dasselbe in eine unendliche (eigentlich unbestimmte) Sphäre von andern Dingen versetzen. Der Ausdruck scheint indessen nicht passend. Denn die Sphäre, in welche ein Subjekt durch ein negativ affirmirendes Prädikat versetzt wird, ist in der That nicht unendlich, sondern nur nicht so bestimmt, wie die, in welche ein Ding durch ein schlechtweg affirmirendes gesetzt wird. Man sollte also lieber die schlechtweg bejahenden Urtheile bestimmt setzende oder bestimmte (*definite positiva* s. *definita*), die verneinend bejahenden aber unbestimmt setzende oder unbestimmte (*indefinite positiva* s. *indefinita*) nennen, statt daß man diese Ausdrücke sonst auch auf die Quantität der Urtheile bezieht (§. 54. Anm. 2.). Neuerlich hat sie KANT einschränkende oder limitative Urtheile genannt, und diese Benennung ist in der That weit schicklicher als jene, wenn man auf den eigentlichen Charakter dieser Art von Urtheilen sieht. Denn ein bloß negatives Prädikat ist im Gegensatze eines positiven allerdings als ein unendliches zu betrachten, weil es das Ding, dem es beygelegt wird, aus einer gewissen Sphäre herausreißt, aber in keine andre versetzt (§. 38. Anm. 3.). Wenn aber durch Negation affirmirt wird, so wird die unendliche Sphäre des bloß Negativen wieder beschränkt, indem dadurch das Ding in eine andre Sphäre versetzt wird.

Denn Schranke heist eben dasjenige, was mich hindert, mit meiner Thätigkeit ins Unendliche hinauszugehen, mich also nöthigt, mit derselben innerhalb einer gewissen Sphäre zu bleiben. Schranke ist also gleichsam die Gränze des Positiven und Negativen. Daher ist ein Staat beschränkt durch die Gränzen des Territorium's d. h. diejenigen Punkte im Raume, wo das Positive (sein Grundeigenthum) aufhört und das Negative (was nicht ihm sondern andern Staaten gehört) anhebt, und daher ist jeder Einzelne bey seinem Freyheitsgebrauche beschränkt durch die Gränzen seines Rechtsgebiets d. h. diejenigen Punkte in der Sphäre seiner Würksamkeit, wo das Positive (das Recht) aufhört und das Negative (das Unrecht) anhebt.

Anmerkung 3.

Sonst bestimmte man auch den Unterschied der blofs negativen und der sogenannten unendlichen so, daß in jenen die Kopel, in diesen aber das Prädikat durch die Negazion affizirt werde. *) So-

*) Selbst in KANT's Logik (§. 22. Anm. 3.) heist es: „In verneinenden Urtheilen affizirt die Negazion immer „die Kopel; in unendlichen wird nicht die Kopel, sondern „das Prädikat durch die Negazion affizirt, welches sich im „Lateinischen am besten ausdrücken läßt.“ Nämlich durch die darin mögliche verschiedne Stellung des Negazionszeichens: *Non est*, *Est non*. Hieraus würde aber folgen, daß es eigentlich gar keine negativen Urtheile gebe, und ihr Unterschied von den unendlichen blofs von der zufälligen oder beliebigen Wortstellung abhänge.

bald man daher die Negazion von der Kopel weg zum Prädikate ziehe, so verwandle sich das verneinende Urtheil in ein unendliches. So sey das Urtheil: Die Seele ist - nicht — sterblich (*animus non - est — mortalis*) verneinend; hingegen das Urtheil: Die Seele ist — nicht - sterblich = unsterblich (*animus est — non - mortalis = immortalis*) unendlich. Allein 1.) gehört die Negazion logisch (d. h. im Urtheile als einer Synthese von Vorstellungen) nie zur Kopel, sondern immer zum Prädikate, sie mag grammatisch (d. h. im Satze, der jene Synthese mit Worten bezeichnet) stehen, wo, und verbunden werden, womit sie wolle. *) Denn eine negative Kopel d. h. eine Kopel, durch die nicht kopulirt wird, ist ein Widerspruch, und ein Urtheil mit einer negativen Kopel wäre ein Urtheil ohne irgend eine Synthese von Vorstellungen, mithin kein Urtheil. Aber ein negatives Prädikat d. h. ein Prädikat, durch das etwas aufgehoben oder von einem Subjekte ausgeschlossen wird, läßt sich sehr wohl denken, mithin auch ein Urtheil mit einem solchen Prädikate. Man kann

*) Sie kann sogar vorn stehen und scheinbar mit dem Subjekte verknüpft seyn: Kein Mensch ist allwissend. Aber auch hier gehört sie zum Prädikate: Alle Menschen sind nicht - allwissend. Gehörte sie zum Subjekte, so beschränkte sie bloß die Allheit: Nicht alle d. h. Einige Menschen sind allwissend; welches einen ganz entgegengesetzten Sinn gäbe. Man muß daher bey den Urtheilen das logische und grammatische Verhältnisse der Vorstellungen immer sorgfältig unterscheiden.

daher wohl negirend prädiciren (gleichsam zu gewissen Vorstellungen Nein sagen); wie man aber negirend kopuliren könne, möchte schwer zu begreifen seyn. Hieraus folgt nun 2.) von selbst, daß der Unterschied zwischen einem bloß negativen Prädikate (nicht sterblich — *non 'mortalis*) und einem negativ affirmirenden (unsterblich — *immortalis*) nicht darin bestehe, daß in jenem die Negazion zu irgend einer Kopel (die dort nicht einmal da ist) hinzugedacht, in diesem aber auf das Prädikat selbst bezogen werde; sondern darin, daß dort schlechtweg aufgehoben, hier aber durch Aufheben etwas andres gesetzt wird. *) So kann man sagen: Der Stein ist nicht sterblich, nicht glücklich, nicht gelehrt u. s. w., weil er dadurch bloß aus der Klasse der sterbenden, glücklichen und gelehrten Dinge ausgeschlossen wird und, was nicht lebt, weder sterben, noch glücklich, noch gelehrt seyn kann; aber nicht: Der Stein ist unsterblich, unglücklich, ungelehrt u. s. w., weil er dadurch in eine andre Klasse von Dingen, nämlich von solchen, die leben, glücklich und gelehrt seyn können, versetzt würde. Eben so kann man von der Welt sagen, sie sey

*) Die reine Affirmazion, die reine Negazion, und Position durch Negazion verhalten sich gegen einander, wie \dagger 1, 0, und $-$ 1, oder wie Vermögen haben, Nichts haben, und Schulden haben. Die Größe, welche in der Mathematik das *Minus* - Zeichen ($-$) hat, heißt zwar daselbst schlechtweg negativ; sie ist aber in der That eben so positiv als die, welche das *Plus* - Zeichen (\dagger) hat.

nicht endlich; denn ihr Ende (Gränze in Raum und Zeit) ist uns nicht gegeben; aber nicht, sie sey unendlich; denn dadurch würde ihr ein ganz andrer Charakter beygelegt. Wie, wo und warum dieß alles so sey, kann aber freylich die Logik nicht beurtheilen. *)

§. 56.

Man bezeichnet in der Logik zum Behufe der Syllogistik die Urtheile in Rücksicht ihrer Quantität und Qualität mit den Buchstaben A, E, I, und O, so daß A einen allgemein bejahenden, E einen allgemein verneinenden, I einen besonders bejahenden und

*) Schön REIMARUS in seiner Vernunftlehre (§. 116.) sagt: „Das Verneinungszeichen geht das Verneinte an und „muß also das Hinterglied“ — so nennt er das Prädikat — „betreffen.“ — Eben so richtig hat BARDILI in seinem Grundrisse der ersten Logik (§. 12.) bemerkt, daß die Negazion so wenig zum Est als logischer Kopel in einem kategorischen Urtheile, als zur Kopel in einem hypothetischen d. h. zur Konsequenz, oder zur Kopel in einem disjunktiven d. h. zur Disjunkzion, oder zur Kopel in einem Schlusse d. h. zur Konklusion gezogen werden könne. Nur ist der Grund, welchen er anführt, nicht gültig, daß nämlich das Denken als Denken keinen Qualitätsunterschied leide (s. oben §. 25. Anm. 2.). Denn alsdann müßte es einerley seyn, A ist B und A ist nicht B, zu denken. Der wahre Grund ist bloß der, daß die Kopel nicht Kopel seyn kann, wenn die Negazion zu ihr gezogen wird, indem dadurch alle Synthese, wodurch allein das Urtheilen möglich ist, aufgehoben würde.

und O einen besonders verneinenden andeutet.

Anmerkung.

Diese ganze Bezeichnungsart der Urtheile beruht auf der Kombinazion der beyden Gesichtspunkte, aus welchen bisher die Urtheile betrachtet worden sind. Da es nämlich logisch streng genommen in Ansehung der Quantität nur allgemeine und besondere (§. 54. Anm. 1.) und in Ansehung der Qualität nur bejahende und verneinende (§. 55. Anm. 1.) Urtheile giebt: so kann es, wenn man beyde Gesichtspunkte verbindet, nur viererley Arten von Urtheilen geben, indem die individuellen den universellen und die limitativen den affirmativen in logischer Hinsicht gleich geschätzt, mithin, wenn ihre Quantität und Qualität bezeichnet werden soll, auch auf gleiche Weise mit denselben bezeichnet werden müssen. (Gott ist unendlich, muß also mit A — Cajus ist nicht reich, mit E bezeichnet werden). Was nun diese Bezeichnungsart selbst betrifft, so wird davon erst in der Lehre von den Schlüssen Gebrauch gemacht, indem dadurch der quantitative und qualitative Werth der zu einem Schlusse gehörigen Sätze kurz angedeutet werden soll. A und I, womit die (allgemein und besonders) bejahenden Urtheile bezeichnet werden, sind aus *Affirmo*, E und O, womit die (allgemein und besonders) verneinenden bezeichnet werden, aus *Nego* entlehnt. Die Regel der Bezeichnung drücken die beyden bekannten Verse aus:

*Asserit A, negat E, sed universaliter ambo;
Asserit I, negat O, sed particulariter ambo.*)*

§. 57.

In Ansehung der Relazion der Urtheile giebt es wieder drey Urtheilsformen. Denn entweder kann man etwas von einem Subjekte schlechtweg oder bedingungsweise oder so aussagen, daß man ein mehrfaches Prädikat aufstellt, wovon unter gewissen Bedingungen das Eine oder das Andre stattfinden könne. Im ersten Falle heist das Urtheil ein schlechthin bestimmendes (*categoricum*), im zweyten ein bedingt bestimmendes oder bedingtes (*hypotheticum*), im dritten ein durch Entgegensetzung bestimmendes (*disjunctivum*). Im ersten Falle verhal-

*) Ein berühmter deutscher Gelehrter hat sich das unsterbliche Verdienst erworben, jene schlechten lateinischen Verse durch folgende noch schlechtere deutsche zu übersetzen:

Das A bejahet allgemein,
Das E spricht auch von allen nein!
Das I bejaht, doch nicht von allen,
So läßt auch O das Nein erschallen.

Daß GOTTSCHED, geschmacklosen Andenkens, Vater dieser erbaulichen Verselein sey, sieht man ihnen wohl beym ersten Blick an.

ten sich also die im Urtheile auf einander zu beziehenden Vorstellungen (objektiv gedacht) wie Dinge, deren eins dem andern inhärrt, im zweyten wie Dinge, deren eins vom andern dependirt, im dritten wie Dinge, deren Dependenz durch Inhärenz bestimmt ist d. h. die ein gemeinschaftliches Ganze ausmachen und dadurch in Wechselwirkung stehen.

Anmerkung 1.

Im kategorischen Urtheile wird von einem Subjekt etwas schlechthin ausgesagt (es sey bejahend: A ist B, oder verneinend: A ist nicht B). Man denkt also in demselben ein Objekt und ein gewisses (positives oder negatives) Merkmal in ihrem Verhältnisse zu einander, und dieses Verhältniß ist ein inneres, wie dasjenige, welches, wenn das Objekt ein reales ist, zwischen Substanz und Akzidenz stattfindet. Es ist aber sehr irrig, wenn manche Logiker die Ausdrücke: Subjekt, Prädikat und Kopel, bloß auf die kategorischen Urtheile beziehen. Denn obgleich diese Urtheilselemente in der kategorischen Form am deutlichsten in die Augen springen (besonders wenn das Urtheil ein vollständiger Satz oder ein *enunciatum adjecti tertii* ist — §. 52. Anm. 2. am Ende): so kann doch ohne jene drey wesentlichen Stücke durchaus kein Urtheil stattfinden. Es muß überall etwas von etwas ausgesagt oder das Verhält-

nifs eines Subjektes und Prädikates zu einander bestimmt werden, es geschehe nun schlechthin (*categorice*) oder unter einer gewissen Bedingung (*hypothetice*) oder durch Entgegensetzung (*disjunctive*). Selbst, wenn etwas von sich selbst ausgesagt wird, muß es in der zwiefachen Beziehung als Subjekt und Prädikat gedacht werden (*A ist A*). Weil es aber alsdann gleichgültig ist, welches von beyden in der einen oder andern Beziehung gedacht werden mag, so heißt ein solches Urtheil, in welchem Subjekt und Prädikat absolut identisch sind, reziprokabel. Ein solches Urtheil kann auch die hypothetische Form haben (*wenn A ist, so ist A*), aber nicht die disjunctive, weil in diesem Falle keine wirkliche Entgegensetzung stattfinden kann.

Anmerkung 2.

Im hypothetischen Urtheile wird etwas nur bedingungsweise ausgesagt (*wenn A ist, so ist B*). Es wird nämlich etwas als Folge von etwas anderem als Grunde ausgesagt. Z. B. Wenn es schneyet, so wird es weifs — Wenn Gott gerecht ist, so wird das Böse bestraft — Wenn Cajus ein glaubwürdiger Zeuge ist, so ist Titius kein Mörder. Subjekt und Prädikat stehen also hier im Verhältnisse des Grundes und der Folge d. h. die zum hypothetischen Urtheile gehörigen Vorstellungen werden nicht in einem innern (wie beym kategorischen) sondern in einem äußern Verhältnisse zu einander gedacht. Das

Bestraftwerden des Bösen z. B. soll nicht als Merkmal von dem gerechten Gotte als Objekt, sondern der gerechte Gott als Grund gedacht werden, von dem man das Bestraftwerden des Bösen als Folge zu denken habe. Das Eine soll nicht dem Andern inhäriren, sondern von ihm dependiren. Man prädicirt also wohl etwas in Beziehung auf ein Subjekt; aber es verhalten sich Subjekt und Prädikat nicht wie Gegenstand und Merkmal, sondern wie Grund und Folge, welche, wenn sie real sind, Ursache und Wirkung genannt werden. Da nun Grund und Folge aufser und nach einander gedacht werden müssen, so kann auch schon jedes für sich, ohne das andre, gedacht werden. Es ist daher natürlich, daß das hypothetische Urtheil als ein doppeltes erscheint, deren Eines, welches die Bedingung enthält, das Erste oder Vorhergehende, auch der Vordersatz (*prius* [*membrum*], *antecedens* [*membrum* u. *propositio*], *conditio*, *hypothesis*), das Andre, welches das Bedingte enthält, das Letzte oder Nachfolgende, auch der Nachsatz (*posterius*, *consequens*, *conditionatum*, *thesis*) genannt wird. Der Zusammenhang zwischen beyden heist die Konsequenz (*consequentia*) und wird im Deutschen durch Wenn und So ausgedrückt, welche Wörtchen daher *particulae consecutivae* heißen. In dieser Konsequenz (wenn ist . . . so ist . . .) besteht eben die Kopel beym hypothetischen Urtheile, indem dadurch die Vorstellungen auf einander zur Bestimmung eines Denkobjectes im Bewußtseyn bezo-

gen werden, mithin in ihr die Synthese der Vorstellungen, welche das hypothetische Urtheil ausmachen, liegt (§. 52. nebst Anm. 2.) *) — Ob nun aber gleich das hypothetische Urtheil als ein doppeltes erscheint und in zwey verschiedene Urtheile zerfällt werden kann, so ist es doch kein zusammengesetztes Urtheil. Denn es kommt durch einen einfachen Denkkakt zu Stande, in welchem das Wenn und So (Bedingung und Bedingtes) als unzertrennlich zusammengedacht wird. **) Wenn A ist, so ist B, heist nämlich so viel als: B ist durch A. Diefes ist aber ein eben so einfacher Denkkakt, als wenn man kategorisch denkt: A ist B, d. h. B ist in A. Eben darum läßt sich aber auch ein hypothetisches Urtheil nicht in ein kategorisches verwandeln. Denn der Gedanke: B ist durch A, ist ein ganz andrer als der: B ist in A. Wenn also auch

*) Es ist also ganz falsch, wenn JAKOB in seiner Logik (§. 202.) sagt, die Konsequenz sey von der Kopel spezifisch verschieden. Auch ist der beygefügte Unterschied zwischen Bedingungsurtheil und bedingtes Urtheil in logischer Hinsicht von keiner Bedeutung. Das hypothetische Urtheil ist in Hinsicht auf den Vorderatz Bedingungsurtheil, auf den Nachsatz bedingtes Urtheil.

**) Weder: Wenn Gott gerecht ist, noch: So wird das Böse bestraft, ist abgesondert gedacht ein Urtheil, sondern nur beydes zusammen. Denkt man aber: Gott ist gerecht, und: Das Böse wird bestraft, jedes für sich, so ist alle Synthese zwischen beyden Gedanken aufgehoben, und man hat nichts weiter als zwey isolirte kategorische Urtheile. Das Wenn — So, worin die Synthese liegt, ist nur ein einziger Denkkakt.

ein hypothetisches und kategorisches Urtheil in Ansehung der Denkmaterie überhaupt einerley sind, so sind sie doch in Ansehung der Denkform wesentlich verschieden. *) — Dafs aber ein hypothetisches Urtheil für sich betrachtet noch kein Schluss ist, erhellet schon daraus, dafs es als Obersatz in einer gewissen Schlussform (die ebendäher die hypothetische heifst) gebraucht und alsdann daraus ein kategorischer Schlusssatz abgeleitet werden kann. Wenn man daher sagte: Gott ist gerecht, also wird das Böse bestraft — so wäre dieß freylich ein Schluss; er setzte aber zu seiner Gültigkeit den hypothetischen Obersatz voraus: Wenn Gott gerecht ist, so wird das Böse bestraft. Sobald man hingegen nur dieses Wenn und So zusammendenkt, ohne daraus etwas kategorisch herzuleiten, so schließt man nicht, sondern man urtheilt bloß. — Uebrigens darf man die hypothetischen Urtheile nicht schlechtweg Kaus-

*) Die Urtheile: Wenn Gott gerecht ist, so wird das Böse bestraft, und: Ein gerechter Gott bestraft das Böse, sind gar sehr verschieden, ungeachtet ihr Denkmaterie überhaupt einerley ist. Jenes Urtheil betrachtet die Bestrafung des Bösen als eine Folge von der Gerechtigkeit Gottes, dieses aber als ein Merkmal von einem gerechten Gotte. Da nun die Folge als ein Dependentes, das Merkmal hingegen als ein Inhärentes anzusehen ist, so sind es zwey ganz verschiedene Gesichtspunkte, aus welchen in beyden Fällen geurtheilt wird. Das hypothetische Urtheilen (B ist durch A) ist also von dem kategorischen (B ist in A) eben so wesentlich verschieden, als das partikuläre Urtheilen (Einige A sind B) von dem universalen (Alle A sind B).

salurtheile nennen. Denn ob der logische Grund und die logische Folge auch ein realer Grund (Ursache) und eine reale Folge (Wirkung) sey, ist eine ganz andre Frage, welche den objektiven Gehalt oder die Materie des Urtheils betrifft (§. 20. Anm. 5.).

Anmerkung 3.

Im disjunktiven Urtheile wird in Beziehung auf ein Subjekt etwas Mehrfaches prädicirt, jedoch so, daß ihm nicht das Mehrfache zugleich beygelegt, sondern nur geurtheilt wird, es könne unter gewissen Bedingungen das Eine oder das Andre stattfinden. (A ist entweder B oder C — Die Menschen sind entweder tugendhaft oder lasterhaft). Es wird also keins von beyden wirklich gesetzt, sondern nur angenommen, daß eins von beyden gesetzt werden könne und zwar so, daß, wenn das Eine gesetzt werde, das Nichtgesetztwerden des Andern, und wenn das Andre gesetzt werde, das Nichtgesetztwerden des Einen die Folge davon sey. Sie werden also gegenseitig als Grund und Folge gedacht in Ansehung ihres Gesetzt- und Nichtgesetztwerdens, zugleich aber werden sie als Vorstellungen gedacht, die zusammen genommen eine Sphäre ausmachen, welche das Subjekt ist, in Beziehung worauf das Mehrfache prädicirt wird. Also werden die zu einem disjunktiven Urtheile gehörigen Vorstellungen in einem äußern und innern Verhältnisse zugleich gedacht, wie die Theile eines

Ganzen, die sich wechselseitig bedingen. Die sich einander entgegengesetzten Bestimmungen im disjunktiven Urtheile heißen die Trennungstücke (*disjuncta* scil. *membra*), deren jedes des andern Ergänzung zum Ganzen (*complementum ad totum*) ist, und ihr Verhältniß zu einander die Disjunkzion (*disjunctio*), welches im Deutschen durch Entweder und Oder ausgedrückt wird, daher diese Wörtchen *particulae disjunctivae* heißen. Eben darin aber; daß etwas entweder . . . oder . . . ist, besteht die Kopel bey dem disjunktiven Urtheile, indem dadurch die Vorstellungen auf einander zur Bestimmung eines Denkobjekts im Bewußtseyn bezogen werden, mithin eine Synthese von Vorstellungen zu Stande kommt. — Ob nun aber gleich das disjunktive Urtheil wegen seines mehrfachen Prädikats in verschiedne Urtheile aufgelöst werden kann, so ist es doch kein zusammengesetztes Urtheil. Denn es entsteht durch einen einfachen Denkkakt, in welchem das Entweder und Oder (das Entgegengesetzte gewisser Bestimmungen in Ansehung eines Subjektes) als unzertrennlich (in Eine Sphäre gehörig) zusammengedacht wird. *) Es läßt sich daher

*) Weder: Die Menschen sind entweder tugendhaft, noch: Oder sie sind lasterhaft, ist abgesondert gedacht ein Urtheil, sondern nur beydes zusammen. Denkt man aber: Einige Menschen sind tugendhaft, und: Einige Menschen sind lasterhaft, jedes für sich, so ist alle Synthese zwischen beydem Gedanken aufgehoben, und man hat nichts weiter als zwey getrennte kategorische Urtheile.

auch ein disjunktives Urtheil nicht in ein kategorisches verwandeln. Denn da in dem kategorischen Urtheile ein Prädikat einem Subjekte schlechtweg beygelegt oder abgesprochen wird, so geschieht dagegen un- disjunktiven keines von beyden, sondern es wird nur die Entgegengesetztheit gewisser Bestimmungen in Beziehung auf ein Subjekt prädicirt. Wenn daher auch ein disjunktives und ein kategorisches Urtheil in Ansehung der Denkmaterie eine gewisse Aehnlichkeit haben sollten, so ist doch in beyden die Denkform eine ganz andre, und darum ist die disjunktive Urtheilsform von der kategorischen ebenfalls wesentlich verschieden.

Anmerkung 4.

Hypothetische und disjunktive Urtheile sind der Quantität nach immer allgemein. Denn durch einen Grund ist jede Folge desselben ohne alle Einschränkung gesetzt und durch die Disjunkzion wird die Sphäre des Subjekts so bestimmt, daß die entgegengesetzten Bestimmungen von der ganzen Sphäre gelten müssen. Zwar kann es zuweilen scheinen, als wenn in solchen Urtheilen etwas nur von Einigen ausgesagt würde, mithin dieselben partikulär wären; z. B. Wenn einige Menschen gelehrt sind, so sind andre ungelehrt — Diejenigen Menschen, welche gelehrt sind, sind entweder Philosophen oder nicht. Allein man sieht leicht ein, daß dergleichen Urtheile ihrem Wesen nach dennoch allgemeine sind. Im ersten Urtheile ist eigentlich der

Nachsatz: So sind alle übrigen ungelehrt, und im zweyten das Subjekt: Alle Gelehrte. Dafs aber ein hypothetisches und disjunktives Urtheil, welches sich auf ein Individuum bezieht (wenn Cajus nicht ehrlich ist, so traue ihm nicht — Cajus ist entweder ehrlich oder nicht) als ein allgemeines Urtheil gelten müsse, folgt schon aus §. 54. Anm. 1. — Der Qualität nach ist das hypothetische und disjunktive Urtheil im Ganzen oder als solches immer positiv. Denn die Folge als *thesis* ist durch den Grund als *hypothesis*, und die Trennungstücke als solche d. h. in ihrer Entgegengesetztheit sind durch die Sphäre des Subjekts stets als gesetzt zu betrachten. Zerfällt man freylich ein hypothetisches oder disjunktives Urtheil in mehrere kategorische Urtheile, so können daraus auch negative Sätze entstehen, wie in den zuletzt angeführten Beyspielen. Dadurch wird aber der positive Charakter jener Urtheilsformen im Ganzen nicht aufgehoben. Es ist daher sehr unrichtig, wenn JAKOB in seiner Logik (§. 204.) sagt: „Der Qualität nach können die hypothetischen Urtheile bejahend (*in modo ponente*) oder „verneinend (*in modo tollente*) seyn, je nachdem „ein Urtheil durch das andre als Folge gesetzt oder „nicht gesetzt wird.“ — Sonach urtheilte man auch hypothetisch, wenn man ein Urtheil durch das andre als Folge nicht setzte, nicht ein Urtheil als These mit einem andern als Hypothese synthetisirte? *) —

*) Auch in KANT's Logik (§. 26.) wird von einem *modus ponens* und *modus tollens* in hypothetischen Ur-

Ferner heist es ebendasselbst (§. 208.): „Der Qualität nach können die disjunktiven Urtheile bejahend oder verneinend seyn.“ — Aber es wird nicht erklärt, in welchem Falle sie jenes oder dieses seyn sollen. Wenn die Disjunkzion logisch streng d. h. kontradiktorisch (entweder A oder nicht A) ist, so hat man im disjunktiven Urtheile immer ein positives und ein negatives Prädikat. Wollte nun jemand bloß hierauf sehen, so müßte er behaupten, daß das disjunktive Urtheil zugleich positiv und negativ sey. Allein es wird ja in einem solchen Urtheile nicht zugleich gesetzt und aufgehoben, sondern es wird nur die Disjunkzion selbst gesetzt (Cajus ist entweder A oder nicht A). Welches von beyden Trennungstücken stattfindet, bleibt völlig unbestimmt. *) Vielleicht könnte aber jemand sagen, es

theilen gehandelt. Allein dieser ganze Unterschied gehört nicht in die Lehre von den Urtheilen, sondern von den Schlüssen. Wenn man nämlich zum hypothetischen Urtheile eine Subsumption und Konklusion hinzufügt, so entsteht ein hypothetischer Schluss entweder in *modo ponente* (*Si hoc, etiam illud — Atqui est prius — Ergo et posterius*) oder in *modo tollente* (*Si hoc, etiam illud — Atqui non est posterius — Ergo nec prius*). In beyden Fällen ist die Form des hypothetischen Urtheils als Obersatzes dieselbe. Also kann auch von diesen beyden Moden in Ansehung hypothetischer Urtheile nicht die Rede seyn. Das *ponere* und *tollere* liegt nur in dem kategorischen Unter- und Schlusssatze.

*) KIESEWETTER in seiner Logik (§. 123.) bemerkt richtig, daß die disjunktiven Urtheile nur bejahend seyen; in Ansehung der hypothetischen aber (§. 121.) meynt es

gebe doch disjunktive Urtheile, die durchaus negativ seyen, z. B. Weder Steine noch Metalle sind lebendig, oder umgekehrt: Das Lebendige ist weder Stein noch Metall. Allein ein solches Urtheil ist gar nicht disjunktiv, sondern bloß negativ zusammengesetzt. Weder, noch, bedeutet: und nicht. Der eigentliche Sinn ist also: Das Lebendige ist kein Stein und kein Metall, oder umgekehrt: Sowohl Steine als Metalle sind nicht lebendig. Hier ist folglich gar keine Disjunkzion vorhanden.

Anmerkung 5.

In logischer Hinsicht sind alle Urtheile, welche eine Disjunkzion (Entgegensetzung von Prädikaten durch entweder, oder) enthalten, einander gleich und heißen ohne Unterschied disjunktiv. In realer oder materialer Hinsicht aber muß man die subjektiv disjunktiven von den objektiv disjunktiven unterscheiden. Es kann nämlich der Fall seyn, daß gewisse Prädikate eines Dinges einander nicht objektiv (in Beziehung auf einen zu erkennenden Gegenstand) sondern nur subjektiv (in Beziehung auf das urtheilende Subjekt) entgegengesetzt sind. So ist es bey der Wahrnehmung einer geradlinigen Bewegung, wo-

ebenfalls, daß sie entweder bejahend oder verneinend seyen, weil ihr Nachsatz affirmativ und negativ seyn könne. Allein er verwechselt hier die Qualität des Nachsatzes mit der Qualität des ganzen Urtheils. Dess allgemeine Form ist: Wenn A ist, so ist auch B. B wird also gesetzt, es mag für sich betrachtet etwas aufheben oder nicht.

durch sich zwey Körper (A und B) einander nähern oder von einander entfernen, in Ansehung des Resultats der Bewegung (der Annäherung oder Entfernung im Raume) völlig gleichgültig, ob man sich vorstellt, daß die Bewegung in A sey und B ruhe, oder daß sie in B sey und A ruhe. Das Urtheil: Die Bewegung ist entweder in A oder in B, ist also nur subjektiv disjunktiv und kann daher auch alternativ heißen, weil man ein Prädikat statt des andern setzen kann (A ist bewegt und B ruht — B ist bewegt und A ruht). Wenn hingegen die Prädikate einander auch objektiv entgegengesetzt sind, so daß es nicht beliebig ist, welches von beyden man in der Vorstellung annehmen will, so ist das Urtheil objektiv oder im strengen Sinne disjunktiv. So ist es bey der Wahrnehmung einer Kreisbewegung, wodurch sich ein Körper um einen andern herumbewegt, nicht gleichgültig, ob A oder B als bewegt angesehen werden solle. Das Urtheil: Die Bewegung ist entweder in A oder in B, ist daher disjunktiv im engern Sinne. Von beyden Arten der Urtheile muß man aber die distributiven unterscheiden, wo gar keine Disjunkzion stattfindet, sondern etwas unter verschiedene Dinge gleichmäßig vertheilt wird. Wenn z. B. ein Körper dem andern Bewegung mittheilt, mithin beyde in Wechselwirkung begriffen sind, so kann man nicht sagen: Die Bewegung ist entweder in A oder in B, sondern es muß heißen: Sie ist sowohl in A als in B. Ein solches Urtheil ist eigentlich kategorisch

und besteht aus zwey solchen Urtheilen: A ist bewegt und B ist bewegt. Wenn dergleichen Urtheile negativ sind, so entstehen solche Urtheile, wie die am Ende der vorigen Anmerkung angeführten, indem sich das positive: Sowohl, als auch — in das negative: Weder, noch — verwandelt. Vergl. KANT's metaphysische, Anfangsgründe der Naturwissenschaft, S. 148. Anm. *) nach der 2. Aufl.

Anmerkung 6.

Die hypothetische und disjunktive Urtheilsform lassen sich sehr leicht mit einander verbinden, indem man in den Nachsatz eines hypothetischen Urtheils eine Disjunkzion aufnimmt; z. B. Wenn sich Körper bewegen, so müssen sie sich entweder durch eigene oder durch fremde Kräfte bewegen — oder: Wenn die Erde keine Kugel wäre, so müßte sie entweder eine runde Scheibe oder ein eckiger Körper seyn. Diese Kombinazion ist bloß wegen der hypothetisch - disjunktiven Schlüsse, welche Dilemmen heißen, zu bemerken, und wird daher tiefer unten weiter erwogen werden. Hier wollen wir nur noch hinzufügen, daß manche Logiker die kategorischen Urtheile, Urtheile der ersten, die hypothetischen und disjunktiven aber, Urtheile der zweyten Ordnung oder auch abgeleitete Urtheile nennen. Diese Benennungen können auch allenfalls zugelassen werden, soferne dadurch nur nicht geläugnet werden soll, daß die hypothetische und disjunktive Form auf einem eigenthümlichen und einfachen Akte der Urtheilskraft beruhe.

§. 58.

Endlich giebt es auch in Ansehung der Modalität der Urtheile dreyerley Urtheilsformen. Denn entweder betrachtet man die Synthese der Vorstellungen im Urtheile bloß als denkbar, oder schlechtweg als gedacht oder als sagedacht, daß sie nicht anders denkbar sey. Im ersten Falle heist das Urtheil ein mögliches (*problematicum*), im zweyten ein wirkliches (*assertorium*), im dritten ein nothwendiges (*apodicticum*). In allen drey Fällen verhalten sich also die Urtheile zum Denkvermögen, wie sich Objekte zum Erkenntnißvermögen verhalten können, nämlich im ersten als etwas Mögliches, im zweyten als etwas Wirkliches und im dritten wie etwas, dessen Gegentheil unmöglich ist (ein Wirkliches, das nicht anders möglich ist) d. h. wie etwas Nothwendiges.

Anmerkung 1.

Die Modalität der Urtheile betrifft nicht das, worüber geurtheilt und was im Urtheile ausgesagt wird, sondern nur das Urtheil in Ansehung seines Verhältnisses zum Denkvermögen oder zum urtheilenden

lenden Subjekte. Man reflektirt also aus diesem Gesichtspunkte nur auf die Art und Weise, wie etwas ausgesagt oder im Urtheile als gültig bestimmt wird. Betrachtet man das Urtheil als eine Synthese von Vorstellungen, die in Ansehung ihrer Gültigkeit noch nicht bestimmt, aber doch der Bestimmung fähig d. h. das Urtheilen als einen Denkkakt, dessen Vollziehung nur mit dem Bewußtseyn der Möglichkeit verknüpft ist, so ist das Urtheil problematisch; z. B. der Mond kann verfinstert werden. Betrachtet man aber jene Gültigkeit als bestimmt, mithin den Denkkakt als vollzogen, so ist das Urtheil mit dem Bewußtseyn der Wirklichkeit verknüpft (assertorisch im weitern Sinne) und zwar entweder der bloßen Wirklichkeit oder der nicht anders möglichen Wirklichkeit d. h. der Nothwendigkeit. Das assertorische Urtheil im weitern Sinne ist daher entweder schlechtweg assertorisch (assertorisch im engern Sinne) oder apodiktisch - assertorisch (apodiktisch); z. B. der Mond ist verfinstert — der Mond muß zu gewissen Zeiten verfinstert werden. Es kann seyn, es ist, es muß seyn, sind daher die gewöhnlichen äußern Kennzeichen der Modalität eines Urtheils. Doch braucht das assertorische Urtheil nicht immer bejahend zu seyn, sondern es kann auch verneinend seyn. Denn es ist in Ansehung der Modalität gleichgültig, ob das Prädikat positiv oder negativ ist. *Asserere* ist also nicht einerley mit *affirmare*, sondern es bedeutet überhaupt, etwas als wirklich oder

gültig annehmen, behaupten (*statuere, contendere sive affirmando sive negando*). Daher ist auch kategorisch und assertorisch nicht einerley. Denn das kategorische Urtheil kann problematisch, assertorisch und apodiktisch, und das assertorische kategorisch, hypothetisch und disjunktiv seyn.

Anmerkung 2.

Manche neuere Logiker wollen nur die assertorischen Urtheile Sätze genannt wissen. (S. KANT's Logik, §. 30. Anm. 3. JAKOB's Logik, §. 211. und KIESEWETTER's Logik, §. 117. nebst der weitem Auseinandersetzung, S. 194.). KANT sagt sogar, ein problematischer Satz sey eine *contradictio in adjecto*, und KIESEWETTER will auch die disjunktiven Urtheile nicht Sätze genannt wissen. *) Dafs sich nun zuvörderst der Sprachgebrauch an diese Einschränkung der Bedeutung des Wortes: Satz, nicht kehre, leidet keinen Zweifel. Niemand wird Bedenken tragen, die Urtheile: Der Mond kann verfinstert werden — der Mond ist entweder erleuchtet oder nicht, Sätze zu nennen, wenn er nicht schon durch jene willkürliche Bestimmung eingenommen ist. **) Allein auch die Gründe, welche

*) Nämlich in der zuletzt angeführten Stelle, wo doch gesagt wird, dafs man assertorische und folglich auch apodiktische Urtheile Sätze nenne. Gleichwohl heifset es §. 122., die disjunktiven Urtheile seyen der Modalität nach apodiktisch. Ist dies kein Widerspruch?

**) Auch werden problematische Urtheile in Schlüssen ohne Ausnahme Sätze genannt. In dem Schlusse: Alle

KANT und JAKOB anführen. — KIESEWETTER führt gar keine an, sondern sagt bloß: „Nur die assertorischen und folglich auch die apodiktischen Urtheile nennt man Sätze;“ als wenn alle Logiker hierin einstimmen und die Sache gar keinen Zweifel litte — sind nicht hinreichend. Sie sagen nämlich erstlich, die Erklärung des Satzes als eines durch Worte ausgedrückten Urtheils sey darum ungültig, weil man ohne Worte gar nicht urtheilen könne, mithin Urtheil und Satz auf diese Art gar nicht zu unterscheiden wären. Allein so wie man Begriff (das innerlich Gedachte) und Wort (den äußern Ausdruck von jenem) unterscheidet, so kann man auch Urtheil und Satz auf gleiche Weise mit Recht unterscheiden. Dafs man ohne Worte gar nicht denken (Begriffe haben und urtheilen) könne, ist eine ganz falsche Behauptung. Wie sollten denn Taubstumme und überhaupt alle Kinder, denen doch die Sprache nicht angeboren ist, ihre Gedanken (Begriffe und Urtheile) durch Worte bezeichnen lernen, wenn der innere Akt des Denkens nicht auch ohne Worte möglich wäre? Und wie hätten denn die, welche zuerst redeten, Worte zur Bezeichnung ihrer Gedanken brauchen können, wenn sie unabhängig von den Worten noch gar nichts gedacht hätten? Etwas anders ist denken überhaupt und deutlich und be-

Menschen können wahnsinnig werden — Cajus ist ein Mensch — Also kann er wahnsinnig werden, nennt jedermann das erste und dritte Urtheil Sätze (Obersatz, Schlusssatz), ob sie gleich problematisch sind.

stimmt denken. Jenes ist auch ohne Worte möglich, wenn gleich nicht dieses. *) — Ferner heist es bey KANT: „Im Urtheile wird das Verhältniß „verschiedner Vorstellungen zur Einheit des Bewusstseyns bloß als problematisch gedacht; in einem „Satze hingegen als assertorisch.“ — Und eben so bey JAKOB: „Im Urtheile überhaupt „wird das Fürwahrhalten desselben noch problematisch, im Satze aber als assertorisch gedacht.“ — Dies ist jedoch kein neuer Grund, sondern bloße Wiederholung der Behauptung, daß ein Satz ein assertorisches Urtheil sey. Es würde aber zugleich hieraus folgen, daß eigentlich alle Urtheile problematisch seyen. Wenn endlich JAKOB sagt: „Assertorisch urtheilen heist setzen“ — und gleichwohl am Ende des Paragraphen hinzufügt: „In problematischen Urtheilen wird bloß das Problematische gesetzt“ —: so widerlegt er sich eben dadurch selbst. Denn wenn auch in problematischen Urtheilen gesetzt wird, so kann setzen nicht assertorisch urtheilen

*) Schon der Umstand, daß wir oft Worte hören oder lesen, ohne sogleich die Begriffe und Urtheile zu denken, welche dadurch bezeichnet werden sollen; oder daß wir oft den Gedanken haben, ohne sogleich passende Worte dafür finden zu können — schon dies beweist, daß urtheilen und das Urtheil in Worten aufstellen zwey ganz verschiedene Dinge sind und daß daher der Satz (*propositio, enunciatio*) als ein in Worten aufgestelltes Urtheil (*judicium verbis propositum s. enunciatum*) von dem Urtheile selbst gar wohl zu unterscheiden sey.

bedeuten, und das problematische Urtheil muß eben so gut wie das assertorische ein Satz genannt werden können, weil in jenem etwas als möglich oder das Problematische selbst gesetzt wird. Es wird daher wohl bey der alten Erklärung: Satz sey ein durch Worte ausgedrücktes Urtheil, sein Bewenden haben müssen. Vergl. §. 51. Anm. 2.

Anmerkung 3.

Ueber die Modalität der hypothetischen und disjunktiven Urtheile scheinen die Logiker auch nicht recht einig zu seyn, *) Man muß aber, wenn man dieselben in dieser Hinsicht richtig beurtheilen will, das ganze Urtheil von seinen Theilen unterscheiden. Im Ganzen kündigt sich jedes hypothetische und disjunktive Urtheil als apodiktisch an. Denn in dem Wenn — so und dem Entweder — oder liegt das Bewußtseyn der Nothwendigkeit. Man kann daher das Müssen stets hinzudenken, wenn es auch nicht in dem Ausdrücke des Urtheils angedeutet ist; z. B. wenn der Mond in den Erd-

*) HOFBAUER in seinen Anfangsgründen der Logik (§. 228.) meynt, die hypothetischen und disjunktiven Urtheile könnten sowohl problematisch, als assertorisch und apodiktisch seyn. Er nimmt aber dabey auf die materielle Wahrheit dieser Urtheile Rücksicht, wovon die Logik abstrahiren muß. Sie steht bloß auf die Form des Urtheils; und da sind die hypothetischen und disjunktiven Urtheile durch ihr Wesen in Ansehung der Modalität eben so auf ein einziges Moment beschränkt, als in Ansehung der Quantität und Qualität (§. 57. Anm. 4.), indem die eine Form mit der andern nothwendig verknüpft seyn kann, wenn eine die andre zugleich mit bestimmt.

schatten tritt, so wird er verfinstert = muß er verfinstert werden — Der Mond ist entweder rund oder nicht rund = muß seyn u. s. w. Betrachtet man hingegen die hypothetischen und disjunktiven Urtheile theilweise, so sind sie nur problematisch. Denn im hypothetischen Urtheile läßt man es dahin gestellt seyn, ob das, was im Vordersatze ausgesagt wird, wirklich sey oder nicht; und insofern hat der Nachsatz, wenn ich ihn nicht als Folge auf seinen Grund beziehe, auch nur problematische Dignität. (Es kann A, es kann B gesetzt werden). Das Apodiktische liegt ganz allein in der Synthese von beyden oder der Konsequenz, welche, wenn sie vorhanden ist, das Eine durch das Andre nothwendig macht. (Wenn ich A setze, muß ich auch B setzen). Eben so wird im disjunktiven Urtheile weder das eine noch das andre Prädikat als wirklich gesetzt; man läßt es dahin gestellt seyn, welches von beyden zu setzen sey; jedes für sich wird nur als problematisch betrachtet. (A kann B, A kann Nicht - B seyn). Das Apodiktische liegt wieder nur in der Synthese von beyden, welche hier als Disjunkzion erscheint, weil die entgegengesetzten Prädikate Theile Eines Ganzen sind. In Beziehung auf einander schliessen sie sich also zwar aus und es ist problematisch, welches von beyden stattfindet; in Beziehung auf das Ganze aber sind sie nothwendig vereinigt. (A muß B oder Nicht - B seyn). *)

*) Wenn man die Theile des hypothetischen und disjunktiven Urtheils ganz von einander losreist und jeden

§. 59.

Es giebt demnach zwölf ursprüngliche oder *a priori* bestimmte Urtheilsformen, nämlich:

I.) in Ansehung der Quantität:

- 1.) individuelle,
- 2.) partikuläre,
- 3.) universelle Urtheilsform.

II.) in Ansehung der Qualität:

- 1.) affirmative,
- 2.) negative,
- 3.) limitative Urtheilsform.

III.) in Ansehung der Relazion:

- 1.) kategorische,
- 2.) hypothetische,
- 3.) disjunktive Urtheilsform.

als ein Urtheil für sich hinstellt, dann erscheint jedes dieser Urtheile freylich als assertorisch (im engern Sinne). So werden aus dem hypothetischen Urtheile: Wenn es regnet, so wird's nass, die Urtheile: Es regnet — es wird nass; und aus dem disjunktiven: Die Sonne ist entweder über oder unter dem Horizonte, die Urtheile: Die Sonne ist über dem Horizonte — die Sonne ist unter dem Horizonte. Dann ist aber die hypothetische und disjunktive Form gänzlich verschwunden und man hat vier kategorische Urtheile erhalten, die in gar keiner Beziehung auf einander weiter stehen. Man muß also die Modalität des ganzen Urtheils von der Modalität seiner Theile sorgfältig unterscheiden.

IV.) in Ansehung der Modalität:

- 1.) problematische,
- 2.) assertorische,
- 3.) apodiktische Urtheilsform.

Anmerkung.

Ursprünglich oder *a priori* bestimmt heißen diese Urtheilsformen, weil es die ursprüngliche oder *a priori* bestimmte Einrichtung unsers Denkvermögens als Urtheilskraft so mit sich bringt, daß wir gerade nach diesen Formen urtheilen. In ihnen kündigt sich also die ursprüngliche Handlungsweise des Verstandes als Vermögen zu urtheilen an; sie sind das Resultat der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit unsers Geistes in Ansehung derjenigen Thätigkeit, welche man das Urtheilen nennt (Fund. §. 74.). Jedes Urtheil, es mag in Ansehung seines objektiven Gehalts bestimmt seyn, wie es wolle, muß also nach jedem Hauptmomente einer von diesen Formen angemessen seyn. So ist das so eben aufgestellte Urtheil über die Urtheile selbst in Ansehung der Quantität allgemein, der Qualität bejahend, der Relation kategorisch, und der Modalität apodiktisch. Für die Vollständigkeit obiger Tafel der Urtheilsformen bürgt uns schon die Art und Weise, wie wir diese Formen aufgesucht und gefunden haben. Da- bey wird dem aufmerksamen Leser die Bemerkung nicht entgangen seyn, daß die unter jedem Titel enthaltenen Formen zu einander im Verhältnisse der These, Antithese und Synthese stehen, und daß

selbst jene Haupttitel diesem Verhältnisse angepaßt werden können. Dann die beyden letzten Titel zusammen genommen bedeuten nichts anders als die Relazion des Urtheils überhaupt, welche theils objektiv (Relazion der Vorstellungen im Urtheile zu einander) theils subjektiv (Relazion derselben in ihrer Vereinigung zum Verstande) seyn kann. Während also nach den beyden ersten Gesichtspunkten entweder bloß auf das Subjekt oder bloß auf das Prädikat (These und Antithese) reflektirt wird, reflektirt man nach den beyden letzten Gesichtspunkten auf beydes zugleich (Synthese) in seinem Verhältnisse zu einander und zum Verstande.

§. 60.

Wenn die Urtheile als Sätze aufgestellt werden (§. 51. Anm. 2. vergl. mit §. 58. Anm. 2.): so kann dieß ebenfalls auf mannichfaltige Art geschehen. Hieraus ergeben sich mehre Formen der Sätze, die aber von den Urtheilsformen wesentlich verschieden sind. Sie lassen sich systematisch auf folgende Art darstellen: Die Sätze (und mithin auch die durch sie dargestellten Urtheile, oder die Urtheile als Sätze) sind:

I.) einfache (*simplices*).

II.) zusammengesetzte (*compositae* s. *expandibiles sensu latiori*).

- 1.) offenbar zusammengesetzte.
 - a.) Verbindungssätze (*copulativae*).
 - b.) Vergleichungssätze (*comparativae*).
- 2.) versteckt zusammengesetzte (*exponibiles sensu strictiori*).
 - a.) Ausschlussungssätze im weitern Sinne (*exclusivae sensu latiori*).
 - α.) Ausschlussungssätze im engern Sinne (*exclusivae sensu strictiori*).
 - β.) Ausnahmesätze (*exceptivae*).
 - b.) Einschränkungssätze im weitern Sinne (*restrictivae sensu latiori*).
 - α.) Einschränkungssätze im engern Sinne (*restrictivae sensu strictiori*).
 - β.) Wiederholungssätze (*reduplicativae*).

Anmerkung 1.

Die Urtheilsformen, welche bisher betrachtet worden sind, beruhen auf der im Verstande selbst gegründeten Mannichfaltigkeit der Art und Weise Vorstellungen zu synthetisiren, um daraus Urtheile zu konstruiren. Sie sind daher nothwendige und wesentliche Bestimmungen des Denkaktes beym Urtheilen. Die Sätze als die äußern Bezeichnungen der Urtheile können nun ebenfalls auf mannichfaltige

Weise konstruirt werden. Dieß sind aber nur aufserwesentliche und zufällige Modifikationen jenes Denkaktes, welche größtentheils von der Willkür des Darstellenden oder dem Sprachgebrauche, der zum Theil nur eine höhere oder allgemeinere Willkür als die des Einzelnen ist, abhängen. So ist es ganz willkürlich, ob ich die vier Sätze: Cajus ist reich, Titius ist reich, Cajus ist schön, Titius ist schön, so einzeln nach einander hinstellen oder in den Einen Satz: Cajus und Titius sind reich und schön, zusammenfassen will. Das, was in dieser Bezeichnungsart wesentlich und nothwendig ist (was daher auch Objekt der sogenannten allgemeinen oder philosophischen Grammatik ist), liegt bloß in den Urtheilsformen selbst, wovon freylich die Formen der Sätze zum Theil auch abhängig seyn müssen. Wollte man daher die Formen der Sätze auch Urtheilsformen nennen, so müßten sie aufserwesentliche oder zufällige Urtheilsformen heißen. Noch schicklicher könnte man sie (zum Unterschiede von den ursprünglichen) Urtheilsformen der zweyten Ordnung oder abgeleitete nennen, wenn nicht einige Logiker schon diesen Namen für die hypothetischen und disjunktiven Urtheile usurpirt hätten (§. 57. Anm. 6.).

Anmerkung 2.

Wenn der Satz einen einzigen Urtheilsakt darstellt, so heißt er einfach, es mögen übrigens

die Begriffe des Subjektes und Prädikates einfach oder zusammengesetzt, und das Urtheil selbst ein partikuläres oder universelles, hypothetisches oder disjunktives u. s. w. seyn. (A ist B — Einige A sind B — Alle A sind B — Wenn A ist, so ist B — A ist entweder B oder nicht). Wenn daher dasjenige Hauptwort, wodurch Subjekt oder Prädikat zunächst angedeutet wird, gleich noch ein Wort als Nebenbestimmung bey sich hat, so ist der Satz dennoch einfach; z. B. Ein gerechter Richter läßt sich nicht durch das Ansehen der Person bestimmen. Wenn hingegen mehrere Urtheilsakte durch Worte so dargestellt werden, daß sie als Ein Satz erscheinen, so ist dieser zusammengesetzt. (A und B sind C, und auf mancherley andre Art, wovon in der Folge Beyspiele vorkommen werden). Sobald also eine solche Vielfachheit im Satze liegt, daß durch die Trennung des Vielfachen eine Mehrheit von Sätzen entsteht (A ist C und B ist C, u. d.), so findet eine Zusammensetzung statt. Ein solcher Satz heißt daher auch erklärungsfähig überhaupt (auch auflösbar oder zerlegbar) oder exponibel im weitern Sinne. Da aber die Zusammensetzung zuweilen so offenbar seyn kann, daß der Satz keiner Exposition bedarf, zuweilen aber auch so versteckt, daß diese nöthig ist, um den ganzen Gehalt des Satzes zu durchschauen: so kann man die versteckt zusammengesetzten Sätze exponibel im engern Sinne oder er-

klärungsbedürftig nennen. *) — Durch die Vereinigung mehrerer Urtheile können zusammengesetzte Sätze von verschiedner Quantität, Qualität, Relazion und Modalität entstehen; z. B. Alle Menschen und einige Thiere sind zweyfüßig; wo ein universelles und ein partikuläres Urtheil kombinirt sind — Cajus ist schön aber nicht reich; wo ein affirmatives und ein negatives Urtheil zusammentreten **) — Wenn die Welt vernichtet werden sollte,

*) Die Logiker unterscheiden nicht die Exponibilität im weitem und engern Sinne, sondern brauchen den Ausdruck bald so bald anders. So nennt JAKOB alle zusammengesetzten Sätze exponibel (Logik §. 214.), KIESEWETTER aber nur die versteckt zusammengesetzten (Log. weitere Auseinandersetzung, S. 214.). In KANT's Logik (§. 31.) heißen diejenigen Sätze exponibel, in denen eine Bejahung und Verneinung zugleich, aber versteckter Weise, enthalten ist. Hier wird also der Ausdruck auch im engern Sinne genommen. Da aber alle zusammengesetzten Sätze exponirt werden können, so können sie auch alle exponibel heißen.

**) KIESEWETTER (ebend. S. §10.) will nicht zugeben, daß Urtheile von verschiedner Qualität in Einem Satze kombinirt werden könnten, und meynt, wenn es dennoch so scheine (wie im Urtheile: Cajus ist gelehrt und nicht krank), so sey das negative Urtheil eigentlich ein Unendliches. Allein das Urtheil: Cajus ist nicht krank, ist schlechtweg negativ. Der Fehler liegt darin, daß K. bey dem negativen Urtheile die Negazion zur Kopel gezogen wissen will, wo es freylich ungereimt wäre, anzunehmen, daß in einem und demselben Satze eine Kopel und eine Nicht-Kopel stattfinden solle. Da aber die Negazion stets zum Prädikate gehört (§. 55. Anm. 3.), so kann man von Einem Subjekte sehr wohl zugleich affirmiren und negiren, nur in verschiedner Hinsicht.

so müßte sie entweder durch sich selbst oder durch ein höheres außerweltliches Wesen vernichtet werden; wo jedoch eigentlich nicht zwey Urtheile, sondern nur zwey Urtheilsformen (die hypothetische und disjunktive, §. 57. Anm. 6.) kombinirt sind — Alle Menschen müssen einerley Grundvermögen haben und können dieselben auf verschiedne Weise ausbilden; wo ein apodiktisches und problematisches Urtheil Einen Satz ausmachen. Ein hypothetischer Satz kann im Vorder- und Hintersatze zusammengesetzt seyn. Denn es läßt sich sowohl ein zusammengesetzter Grund als eine zusammengesetzte Folge denken. (Wenn A und B ist, so muß auch C und D seyn). *) Ein disjunktiver Satz kann nur in

*) KIESEWETTER (a. a. O.) will die hypothetischen Sätze nur dann in Ansehung des Vordersatzes als zusammengesetzt angesehen wissen, wenn die Zusammensetzung durch oder, nicht aber, wenn sie durch und geschieht. Der Satz: „Wenn Cajus klüger oder weniger nachlässig gewesen wäre, so hätte er den Kontrakt nicht geschlossen“ — soll ein zusammengesetzter — hingegen der Satz: „Wenn es nicht so stark gefroren und die Patrioten in Holland es nicht mit den Franzosen gehalten hätten, so hätten die letzten Holland so bald nicht erobert“ — ein einfacher Satz seyn, weil die leichtere Eroberung von Holland nicht in dem starken Frost allein oder in der Begünstigung der Patrioten allein, sondern in beyden zusammen gegründet sey, mithin beyde Urtheile nur Einen Grund ausmachen. Allein man muß wohl unterscheiden einen Grund überhaupt und einen für sich allein hinlänglichen oder zureichenden Grund. Jeder Theil des Vordersatzes in dem zuletzt angeführten Beispiele ist allerdings ein Grund, nur nicht ein für sich allein hinreichender Grund,

Ansehung des Subjektes zusammengesetzt seyn. (A und B ist entweder C oder nicht). Denn das Entweder — oder ist keine Komposizion, sondern eine Disjunkzion, die mit dem Subjekte zusammengedacht nur Einen Urtheilsakt ausmacht (§. 57. Anm. 3.). — Wenn ein gemeinschaftliches Prädikat auf mehrere Subjekte bezogen wird (Thiere und Pflanzen sind organisch — Cajus und Titius sind reich): so werden diese als einander in Ansehung der extensiven Quantität eines anderweiten Begriffs koordinirt betrachtet; sie sind also disjunkte Begriffe. Wenn aber auf ein gemeinschaftliches Subjekt mehrere Prädikate bezogen werden (Die Menschen sind razional und animalisch — Cajus ist reich und gelehrt): so werden diese als einander in Ansehung der intensiven Quantität eines anderweiten Begriffs koordinirt betrachtet; sie sind also disparate Begriffe. (Vergl. §. 41. Anm.). — Sobald übrigens ein zusammengesetzter Satz wirklich exponirt worden ist, so heißen die in ihm enthaltenen und besonders dargestellten Sätze erklärende (*exponentes*), und wenn die Zusammensetzung versteckt war, so heißt derjenige von den erklärenden Sätzen, welcher in dem Satze selbst deutlich vor Augen liegt, der ausgedruckte (*praejacens*), derjenige aber, welcher erst durch die Entwicklung gefunden wird, der versteckte (*postjacens*). Wenn z. B. der Satz: A allein ist B,

um die ganze Folge durch ihn als bestimmt zu denken. Der Vordersatz ist also in dem zweyten Satze ebenfalls zusammengesetzt, mithin auch der ganze Satz.

in die Sätze: A ist B, und: Was nicht A ist, ist auch nicht B, aufgelöst wird, so sind diese beyden Sätze die erklärenden, und zwar jener der ausgedruckte, dieser der versteckte.

Anmerkung 3.

Zu den offenbar zusammengesetzten Sätzen gehören

1.) diejenigen, in welchen mehrer Subjekte oder Prädikate mit einander schlechtweg verbunden sind. Sie heißen daher *kopulativ*, und sind es entweder von vorn (*a parte ante*) — z. B. Ceres, Pallas und Juno sind wahrscheinlich ehemals Ein planetarischer Körper gewesen — oder von hinten (*a parte post*) — z. B. Die Planeten bewegen sich um die Sonne und empfangen ihr Licht von derselben — oder von beyden Seiten (*utrinque*) — Saturn und Uranus sind die beyden entferntesten Planeten unter den bis jetzt bekannten und haben Monden, wie Jupiter und die Erde. Die Zusammensetzung ist hier so deutlich, daß eine Exposition dieser Sätze überflüssig seyn würde. Der exponirenden Sätze müssen immer so viele werden, als Subjekte oder Prädikate vorhanden sind.

2.) diejenigen, in welchen eine Vergleichung zwischen mehrern zugleich betrachteten Dingen angestellt wird. Sie heißen daher *komparativ*, und können es seyn sowohl in Ansehung des Subjektes — z. B. Die Römer waren mächtiger als die Griechen — als auch in Ansehung des Prädikates

tes

tes — z. B. Cajus hat mehr Glück als Verstand. Zerlegt man diese Sätze, so erhält man folgende Exponenten: Die Griechen waren mächtig, aber die Römer waren noch mächtiger — Cajus ist wohl nicht ohne Verstand, aber er hat noch mehr Glück. Bey solchen Sätzen hat man zu sehen sowohl auf die verglichenen Dinge selbst (*comparata*), von denen, wenn sie einander nicht gleich-gesetzt werden, das Eine das Größere (*comparatum majus*) und das Andre das Kleinere (*comparatum minus*) heisst, als auch auf den Vergleichungs-punkt (*tertium comparationis*), wenn die Richtigkeit der Vergleichung beurtheilt werden soll. So werden Römer und Griechen im obigen Urtheile in Ansehung der politischen, nicht der intellektuellen (szientifischen und ästhetischen) Macht verglichen. Denn in der letzten Hinsicht müßten jene diesen weit nachgesetzt werden.

Anmerkung 4.

Zu den versteckt zusammengesetzten Sätzen gehören

1.) diejenigen, in welchen eine Ausschließung überhaupt vorkommt. Sie heißen daher *exklusiv* und zwar im weitern Sinne, indem die Ausschließung auf doppelte Art gemacht werden kann. Die erste Art ist, wenn etwas mit Ausschließung andrer ihm ähnlichen Dinge behauptet wird. Dann ist der Satz *exklusiv* im engern Sinne. In diesem Falle kann entweder einem Subjekte mit Ausschließung

andrer Subjekte ein Prädikat oder ein Prädikat mit Ausschließung andrer Prädikate einem Subjekte beygelegt werden; z. B. Gott allein ist untrüglich — Cajus ist ein bloßer Gedächtnisgelehrter. Der erste Satz will aufgelöst sagen: Gott ist untrüglich, und er ist es allein, mithin kein Wesen außer ihm; der zweyte Satz: Cajus ist ein Gelehrter, aber er hat seine Kenntnisse nur durch Auswendiglernen, nicht durch eignes Nachdenken erworben. Bey solchen Sätzen ist also in der Bejahung immer eine gewisse Verneinung versteckt. Wenn daher der exklusive Satz negativ ist, so wird durch die Exposition eine versteckte Bejahung zum Vorschein kommen; z. B. Der Satz: Diese Malerey ist nur nicht korrekt in der Zeichnung, will aufgelöst sagen: Diese Malerey ist nicht korrekt in der Zeichnung, hat aber sonst viele Vorzüge in Erfindung, Kolorit u. d. Bey exklusiven Sätzen haben also die *propositio praeciacens* und *postjacens* immer verschiedene Qualität. Dies ist auch der Fall bey der zweyten Art derselben, wo etwas mit einer gewissen Ausnahme (d. h. mit Ausschließung eines Theils vom Ganzen) behauptet und deshalb der Satz *exzeptiv* genannt wird; z. B. Cajus ist ehrlich, außer im Spiele — Das Wasser ist trinkbar, außer dem Meerwasser. Diese Sätze bedeuten aufgelöst: Cajus ist sonst ehrlich; aber im Spiele ist er es nicht — Das Wasser ist sonst trinkbar; aber das Meerwasser ist es nicht. Der Quantität nach gehören diese Sätze zu den allgemeinen. Denn obgleich von der Sphäre des Sub-

jektes ein Theil ausgeschlossen wird, so gilt doch das Prädikat von dem Reste der Sphäre durchaus, so daß dieser Rest eine ganze Sphäre für sich ausmacht, worauf das Prädikat zu beziehen ist.

a.) diejenigen, in welchen eine Einschränkung überhaupt vorkommt. Sie heißen daher restriktiv und zwar im weitern Sinne, indem die Einschränkung auf doppelte Art geschehen kann. Die erste Art ist, wenn man durch einen besondern Beysatz, der eine genauere Bestimmung des Subjektes oder Prädikates enthält, einschränkt. Dann ist der Satz restriktiv im engern Sinne; z. B. Die praktische Philosophie als bloße Glückseeligkeitslehre verliert ihren moralischen Gehalt — Ein menschenfreundlicher Richter ist gern gütig, sofern es mit den Gesetzen der Gerechtigkeit bestehen kann. Die Exponenten sind beym ersten Satze: Die praktische Philosophie ist von moralischem Gehalt; aber sie ist es nicht, wenn sie als bloße Glückseeligkeitslehre behandelt wird — beym zweyten: Ein menschenfreundlicher Richter ist gütig; aber er ist es nicht, wenn es die Gesetze der Gerechtigkeit nicht erlauben. Auch hier sind die erklärenden Sätze von verschiedner Qualität. Drückt man die Einschränkung als Bedingung der Gültigkeit des Urtheils aus, so bekommt man einen einfachen hypothetischen Satz: Wenn die praktische Philosophie als Glückseeligkeitslehre behandelt wird, verliert sie ihren moralischen Gehalt — Wenn es die Gesetze der Gerechtigkeit erlauben, so ist ein menschenfreundlicher

Richter auch gütig. — Es kann aber zweytens die Einschränkung auch durch bloße Wiederholung oder Verdoppelung des Hauptworts angedeutet werden. Dann heist der Satz reduplikativ; Die Tugend als Tugend kann nie schädlich seyn — Der Richter als Richter soll keine Geschenke nehmen. Diese Sätze bedeuten aufgelöst: Die Tugend kann wohl zuweilen schädlich werden; aber sie ist es nicht vermöge ihres Wesens, sondern nur durch zufällige Umstände — Der Richter darf wohl Geschenke nehmen; aber er soll sie nicht in Beziehung auf die Ausübung seines Richteramtes nehmen. Die Qualität der Exponenten ist also hier ebenfalls verschiedenen. *)

§. 61.

Wenn man mehre gegebne Urtheile oder Sätze mit einander vergleicht, so müssen sich aus dieser Vergleichung gewisse Verhältnisse ergeben. In Beziehung auf diese Verhältnisse haben die Urtheile und Sätze von den Logikern noch besondere Namen bekommen, die sich aber nicht verstehen

*) Ueber andre Arten der Sätze, z. B. Anrufungssätze (*exclamativae*), Darreichungssätze (*exhibitivae*) u. s. w. befrage man die Grammatik und Rhetorik. Die Namen aber, welche die Sätze in Beziehung auf ein wissenschaftliches System erhalten, sollen tiefer unten angezeigt werden.

lassen, wenn man nicht zugleich auf die Materie der Urtheile reflektirt.

§. 62.

Wenn Materie und Form zweyer Urtheile, die verglichen werden, völlig dieselbe ist, so nennt man dieselben einerley (*identica*), gleich oder gleichgeltend (*paria s. aequipollentia*); im Gegenfalle aber verschieden (*diversa*). Sind sie nur in gewisser Hinsicht einerley (in andrer aber verschieden), so können sie verhältnißmäßig einerley (*relative identica*), ähnlich (*similia*) oder verwandt (*affinia s. cognata*) genannt werden.

Anmerkung.

Wenn Urtheile in Ansehung der Materie und Form im Verhältnisse der Einerleyheit (*identitas*), Gleichheit oder Gleichgültigkeit (*pariatio s. aequipollentia*) stehen: so machen sie objektiv nur einen und denselben Urtheilsakt aus. Sie können also dann bloß subjektiv unterschieden werden, und zwar 1.) in Ansehung der Personen, welche sie denken, 2.) in Ansehung der Zeiten, in welchen sie gedacht werden, und 3.) in Ansehung der Worte, in welche dasselbe Subjekt oder verschiedne Subjekte ein Urtheil einkleiden. Im letzten Falle hat

man zwar verschiedene Sätze, aber nur ein und dasselbe Urtheil vor sich; z. B. Gott vermag alles — Das höchste Wesen ist allmächtig. Solche Sätze heißen auch tautologisch. *) Es kann aber die Einerleyheit auch nur in gewisser Hinsicht stattfinden, wo sie relativ heißt; und zwar sowohl in Ansehung der Materie bey verschiedner Form; z. B. Alle Pflanzen sind organisch — Keine Pflanze ist unorganisch; als auch in Ansehung der Form bey verschiedner Materie; z. B. Alle Zirkel sind rund — Alle Triangel sind eckig. Solche Urtheile stehen im Verhältnisse der Aehnlichkeit (*similitudo*) oder Verwandtschaft, welche letzte Kognazion heißen muß, wenn sie das Wesent-

*) In KANT's Logik (§. 57.) wird ein Satz an und für sich betrachtet tautologisch genannt, wenn Subjekt und Prädikat identische Begriffe sind; z. B. Der Mensch ist Mensch. Allein ein solches Urtheil heißt reziprokabel, weil man Subjekt und Prädikat mit einander verwechseln kann, ohne daß das Urtheil im mindesten verändert wird (§. 57. Anm. 1.). Tautologisch können nur zwey mit einander verglichene Sätze heißen, die in Ansehung der Worte verschieden, aber in Ansehung des Sinnes einerley sind. Solche Sätze heißen auch Wechselsätze (*propositiones reciprocae*), weil man beliebig einen für den andern setzen kann. Man muß also wohl unterscheiden ein reziprokables Urtheil und reziproke oder tautologische Sätze. Oft nennt man aber auch schon solche Sätze reziprok oder tautologisch, die in Ansehung ihres Sinnes beynahe einerley oder einander sehr ähnlich sind; z. B. Es ist Tag. — Es ist hell; oder: Cajus ist ein Todtschläger — Cajus ist ein Mörder.

liche, Affinität aber, wenn sie das Zufällige betrifft. Da nun bey gegebenen Urtheilen, die mit einander verglichen werden, die materiale Identität das Wesen derselben näher angeht, als die bloß formale, so werden material identische Urtheile kognate, formal identische affine zu nennen seyn. Vergl. §. 37. nebst den Anmerkungen.

§. 63.

Wenn zwey Urtheile sich bloß durch ihre Quantität unterscheiden, mithin das Eine ein allgemeines, das Andre ein besonderes ist, so heißen sie untergeordnete (*subalterna*) und ihr Verhältniß zu einander die Unterordnung (*subalternatio*). Insonderheit heißt jenes Urtheil das unterordnende (*subalternans*) und dieses das untergeordnete (*subalternatum*).

Anmerkung.

Wenn ich sage: Alle A sind B, und daneben das Urtheil stelle: Einige A sind B, so unterscheiden sich diese beyden Urtheile durch gar nichts als ihre Quantität, mithin bloß durch ihre Form. Sieht man aber zugleich mit auf die Materie, so können auch zwey allgemeine Urtheile subaltern genannt werden, sobald der Subjektbegriff des Einen ein höherer und der des Andern ein niederer, mithin die Sphäre des letzten ganz in der Sphäre des ersten

enthalten ist; z. B. Alle Thiere sind belebt — Alle Vögel sind belebt. Das zweyte Urtheil ist zwar an und für sich betrachtet auch ein allgemeines, allein in Vergleichung mit dem ersten ist es doch ein besondres, mithin sind beyde zusammengenommen subalterne Urtheile, weil Thier und Vogel subordinirte Begriffe sind (§. 41. und 42.). Wenn daher der Begriff Thier durch A bezeichnet wird, so behält der erste Satz seine Quantität: Alle A sind belebt; der zweyte aber verliert dieselbe: Einige A (nämlich die Vögel) sind belebt. Uebrigens ist einleuchtend, daß nicht bloß zwischen kategorischen Urtheilen (wie KRIEHWETTER, Log. §. 140. und JAKOB, Log. §. 218. behaupten), sondern auch zwischen hypothetischen und disjunktiven Urtheilen dieses Verhältniß stattfinden kann. Denn obgleich hypothetische und disjunktive Urtheile an und für sich betrachtet in Ansehung ihrer Quantität nur einer einzigen Form fähig sind (§. 57. Anm. 4.): so können sie doch in Beziehung auf einander weiter und enger, mithin subaltern seyn; z. B. Wenn alle Thiere belebt sind, so sind es auch alle Vögel; und: Wenn alle Vögel belebt sind, so sind es auch alle Kolibris — Oder: Alle Geschöpfe sind entweder belebt oder unbelebt; und: Alle belebte Geschöpfe sind entweder vernünftig oder unvernünftig. Es wird ja bey der Subalternation der Urtheile nicht auf ihre absolute, sondern auf ihre relative Quantität Rücksicht genommen.

§. 64.

Wenn von zwey (oder mehreren) Urtheilen das Eine aufhebt, was das Andre setzt, mithin dieselben sich durch ihre Qualität als Gegensätze unterscheiden, so heißen sie entgegengesetzt (*opposita*), auch widerstreitend oder widersprechend im weitern Sinne (*repugnantia s. contradictoria sensu latiori*), und ihr Verhältniß die Entgegensetzung oder der Gegensatz, eigentlich Entgegengesetztheit (*oppositio*), auch der Widerstreit oder Widerspruch im weitern Sinne (*repugnantia s. contradictio sensu latiori*). Da nun die Entgegengesetztheit der Begriffe entweder direkt (*per simplicem negationem*) oder indirekt (*per positionem alterius*) seyn kann (§. 38. Anm. 2.): so können auch die Urtheile auf beyderley Art entgegengesetzt, mithin entweder widersprechend im engern Sinne (*negative opposita — contradictoria sensu angustiori*) oder widerstreitend im engern Sinne (*positive opposita — repugnantia sensu angustiori s. contraria*) seyn. Im ersten Falle heißt ihr Verhältniß schlechtweg der Widerspruch, im zwey-

ten Widerstreit; mithin beydes im engeren Sinne (*contradictio* \rightarrow *contrarietas*). Findet keiner von beyden Fällen statt, so sind die Urtheile einstimmig (*consonantia*). Mithin sind die sogenannten subkonträren Urtheile keine wahren Gegensätze, sondern bloße Nebensätze.

Anmerkung 1.

A ist B, und: A ist nicht B, sind einander direkt oder negativ entgegengesetzt, mithin kontradiktorisch. Hingegen: A ist B — A ist C — A ist D u. s. w. sind (vorausgesetzt daß B, C, D u. s. w. nicht mit einander bestehen können) einander indirekt oder positiv entgegengesetzt, mithin konträr. Dort giebt es nur zwey, hier kann es nach Beschaffenheit der Umstände auch mehr als zwey entgegengesetzte Urtheile geben. Alles dies folgt nothwendig aus demjenigen, was oben vom Widerstreite der Begriffe gesagt worden ist und hier nicht wiederholt zu werden braucht. Aber eine hieher besonders gehörige Frage ist, ob bey Beurtheilung der Entgegengesetztheit der Urtheile auch auf ihre Quantität Rücksicht zu nehmen sey. Es behaupten nämlich einige Logiker (z. B. KIESEWETTER in seiner Logik, §. 141. nebst der weit. Auseinanders. S. 238. ff. und JAKOB in seiner Logik, §. 219.), daß Kontradikzion nur zwischen einem allgemeinen und einem besondern (A und O,

E und I), Kontrarietät aber nur zwischen allgemeinen (A und E)-Urtheilen stattfinden könne.*) Nun heisst es gleichwohl bey KIESEWETTER (a. a. O.): „Zwey Urtheile sind einander kontradiktorisch entgegengesetzt (widersprechend), wenn eins das andre völlig aufhebt“ — und weiterhin: „In einem allgemein bejahenden kategorischen Urtheile wird von der ganzen Sphäre eines Begriffs etwas ausgesagt; das Gegentheil davon, welches das vorige Urtheil ganz aufhebt, ist offenbar, wenn ich von einem Theile der Sphäre ebendasselbe Prädikat verneine.“ — Allein hierin liegt selbst ein Widerspruch. Denn wenn ich nur von einem

*) Auch sollen nach diesen Logikern nur die konträren Urtheile Gegensätze heissen, obgleich die kontradiktorischen auch einander entgegengesetzt seyen! — Von der Entgegengesetztheit überhaupt giebt aber insonderheit KIESEWETTER eine sonderbare Erklärung. Er sagt nämlich: „Urtheile sind entgegengesetzt, wenn beyde gleichen Subjektbegriff und gleiche Prädikate und „(entweder bey gleicher oder verschiedner Quantität) „verschiedne Qualität haben.“ — Wie können denn aber Urtheile von gleichen Prädikaten verschiedene Qualität haben? Und haben denn die Urtheile: Der Rock des Cajus ist roth — Der Rock des Cajus ist grün, gleiche Prädikate? Oder sind sie sich darum nicht entgegengesetzt, weil sie nicht gleiche Prädikate haben? — Man merkt wohl, daß K. bey dem Ausdrücke: gleiche Prädikate, nur an kontradiktorische Begriffe (roth, nicht roth) dachte und meynte, im negativen Urtheile (der Rock des Cajus ist nicht roth) gehöre die Negazion zur Kopel; mithin habe das negative Urtheil mit dem affirmativen einerley Prädikat.

Theile dasjenige verneine, was ein Andrer vom Ganzen bejaht, so heb' ich ja sein Urtheil nicht völlig, nicht ganz auf. Sagt Einer: Alle A sind B, und ich sage dagegen: Einige A sind nicht B, so gebe ich zu, daß einigen unter A enthaltenen Dingen das Prädikat B zukomme, und spreche es bloß gewissen andern unter demselben A enthaltenen Dingen ab. Ferner heist es: „Urtheile sind „konträr entgegengesetzt (widerstreitend), wenn „das Eine das Andre nicht bloß aufhebt, sondern „noch etwas Neues setzt“ — und dies Verhältniß soll stattfinden bey allgemeinen Urtheilen von verschiedner Qualität. Allein zu welcher Klasse von entgegengesetzten Urtheilen sollen alsdann die individuellen Urtheile von verschiedner Qualität gerechnet werden? Sind die Urtheile: Cajus ist schwarz (von Hautfarbe), und: Cajus ist nicht schwarz, kontradiktorische oder konträre? — Kontradiktorische? — Aber es sollen ja nur allgemeine und besondre Urtheile von verschiedner Qualität kontradiktorisch seyn, und individuelle Urtheile gelten logisch den allgemeinen gleich! — Also konträre? — Aber was wird denn in dem Urtheile: Cajus ist nicht schwarz, Neues gesetzt? Daß er weiß sey? Keineswegs. Oder gelb? Auch nicht. Es wird vielmehr gänzlich unbestimmt gelassen, welche Hautfarbe dem Cajus zukomme, indem bloß die schwarze schlechtweg aufgehoben wird. Die Urtheile sind also in der That kontradiktorisch, ungeachtet ihrer gleichen Quantität. Eben dies ist auch der Fall

hey reziprokabeln Urtheilen, wenn man ihre Qualität verändert: Der Mensch ist Mensch — der Mensch ist nicht Mensch; oder: Cajus ist Cajus — Cajus ist nicht Cajus. Beyde Urtheile haben dieselbe Quantität und sind doch kontradiktorisch. Es folgt demnach hieraus, daß zur Erklärung der Entgegengesetztheit der Urtheile ihre Quantität zuvörderst aus dem Spiele gelassen und ihre Qualität für sich allein betrachtet werden müsse. Hernach kann und muß aber auch gefragt werden, wie sich Urtheile von gleicher oder ungleicher Quantität zu einander verhalten, wenn ihre Qualität verschieden ist. Und da läßt sich leicht einsehen, daß die Urtheile: Alle A sind B, und: Kein A ist B, logisch erwogen bloß konträr sind, weil in dem letzten nicht bloß verneint wird, daß B allen A zukomme, sondern auch behauptet wird, daß A ein solches Ding sey, dem B überhaupt widerstreite. Nun kann es aber der Fall seyn, daß A als höherer Begriff oder größere Sphäre C und D als niedere Begriffe oder kleinere Sphären unter sich enthalte, und B ein Merkmal sey, wodurch sich eben die eine kleinere Sphäre von der andern unterscheidet. In diesem Falle widerstreitet also B nicht dem A überhaupt, sondern nur einem Theile von A; es ist also auch nicht nothwendig, daß B entweder allen oder keinem A zukomme, sondern es kommt dann einigen zu, andern nicht. Sagt z. B. jemand: Alle Menschen sind gelehrt, und ein Anderer: Kein Mensch ist gelehrt, so negirt er nicht bloß die Gelehrsamkeit

von allen Menschen, sondern er setzt die Ungelehrsamkeit in Ansehung Aller. Dazwischen aber liegen die wahren Sätze: Einige Menschen sind gelehrt, Andre sind nicht gelehrt. Dießes Verhältniß findet nun zwar nicht bey allen allgemein bejahenden und verneinenden Urtheilen statt. Denn wenn das Prädikat ein weiterer Begriff ist als das Subjekt (z. B. Alle Menschen sind organische Wesen — Kein Mensch ist ein organisches Wesen), mithin das Subjekt (A) schon unter dem Prädikate (B) enthalten ist, so ist es nicht möglich, daß einige A (Menschen) B (organisch), andre nicht B (nicht organisch) wären. Daß aber ein solches Verhältniß zwischen Subjekt und Prädikat in einem allgemeinen Urtheile statthinde, kann man nicht logisch (aus der bloßen Form) beurtheilen, sondern man muß auf den Inhalt der Begriffe Rücksicht nehmen. Daher muß man freylich logisch annehmen, daß zwey allgemeine Urtheile von verschiedner Qualität nur als konträre Urtheile anzusehen seyn, weil man logisch nicht wissen kann, ob Einer von Beyden statthinden müsse oder ob Beyde falsch seyn. Nur bey individuellen Sätzen, deren Prädikat eine allgemeine Vorstellung ist, muß das Subjekt als Individualvorstellung allemal enger seyn, als das Prädikat; es muß also auch das Prädikat dem ganzen Subjekte entweder zukommen oder nicht. Bey reziprokabeln Sätzen aber sind Subjekt und Prädikat identisch; sie haben also dieselbe Sphäre; mithin muß das Prädikat dem ganzen Subjekte ebenfalls entweder zukom-

men oder nicht. Folglich liesse sich die Regel allgemein so fassen: Allgemeine Urtheile von verschiedener Qualität (Alle A sind B — Kein A ist B) sind kontradiktorisch, wenn das Prädikat weiter oder von gleicher Sphäre ist als das Subjekt, konträr, wenn jenes enger ist als dieses. Denn im ersten Falle muß das weitere oder das gleichumfassende Prädikat der ganzen Sphäre des Subjektes entweder zukommen oder nicht; im letzten Falle aber kann das engere Prädikat dem einen Theile der Sphäre zukommen, dem andern nicht. Welches Prädikat aber weiter und enger sey als das Subjekt, läßt sich nicht logisch, sondern nur aus dem Inhalte der Vorstellungen bestimmen. — Wenn hingegen Urtheile von verschiedener Quantität und Qualität (Alle A sind B — Einige A sind nicht B; oder: Kein A ist B — Einige A sind B) einander entgegengesetzt werden, so sind sie freylich jederzeit kontradiktorisch. Denn in dem Satze: Einige A sind nicht B, wird schlechtweg negirt, daß allen A das B zukomme, ohne etwas anderweit zu behaupten. Und in dem Satze: Kein A ist B, wenn er dem partikulären Satze: Einige A sind B, entgegensteht, wird bloß negirt, daß einigen A das B zukomme, ohne etwas anderweit zu behaupten. Es findet also eine *simplex negatio* (*negatio sine positione alterius*) statt. Die Sätze widersprechen also einander schlechthin oder im engern Sinne.

Anmerkung a.

Bey hypothetischen Urtheilen (wenn A ist, so ist B — wenn du säest, so wirst du erndten) kann die Entgegensetzung sich entweder auf die Konsequenz (wenn A ist, so folgt nicht, daß B ist — wenn du säest, so folgt nicht, daß du erndtest) oder auf den Nachsatz (wenn A ist, so folgt, daß nicht B ist — wenn du säest, so folgt, daß du nicht erndtest) beziehen. Dort wird das hypothetische Urtheil selbst aufgehoben, hier ein ganz andres Urtheil statt desselben aufgestellt. Die erste Art der Entgegensetzung hebt also direkt (so daß schlechtweg negirt wird) auf; denn indem der eine Satz behauptet, es hänge etwas als Grund und Folge zusammen (das Erndten ist eine Folge des Säens), so läugnet eben dies der Andre (das Erndten ist keine Folge des Säens). Die zweyte Art der Entgegensetzung hebt indirekt (so daß etwas andres gesetzt wird) auf; denn indem der eine Satz behauptet, es sey etwas Folge von einem gewissen Grunde (das Säen ist Grund des Erndtens), so sagt der andre, diese Folge finde nicht nur nicht statt, sondern es entspringe aus demselben Grunde eine ganz andre Folge (das Säen ist Grund des Nicht-Erndtens, welches weit mehr behauptet ist, als: Das Säen ist kein Grund des Erndtens. Denn man könnte wohl zugeben, daß aus dem Säen das Erndten nicht, wenigstens nicht immer, folge; daß aber aus dem Säen selbst das Nicht-Erndten folge, wäre eine ungereimte Behauptung). Die erste Art der Ent-

Entgegensetzung (wo die bloße Konsequenz verneint wird) ist also kontradiktorisch, die zweyte (wo eine ganz andre Folge durch die Verneinung gesetzt wird) ist konträr. Da nun hypothetische Urtheile immer als allgemeine zu betrachten sind (§. 57. Anm. 4.), so folgt auch hieraus, daß der Unterschied der kontradiktorischen oder konträren Entgegensetzung an und für sich nicht von der Quantität der Urtheile abhängig sey. Nächstdem ist offenbar, daß dem Urtheile: Wenn A ist, so ist B, nicht das Urtheil: Wenn A nicht ist, so ist auch B nicht, entgegenstehe. Denn soferne man B als Folge durch A als Grund setzt, soferne nimmt man auch an, daß B wegfallt, wenn A wegfällt. Also: Zwey hypothetische Urtheile, deren Vorder- und Nachsätze zugleich entgegengesetzt sind, sind doch nicht einander im Ganzen entgegengesetzt, sondern einstimmig. Wer daher sagt: Wenn du säest, so wirst du erndten, der will dadurch auch zu verstehen geben: Wenn du nicht säest, so wirst du nicht erndten. Indessen kann es doch auch der Fall seyn, daß eine Folge nicht von Einem, sondern von mehreren Gründen abhängig ist. In diesem Falle steht dem Urtheile: Wenn A ist, so ist B, auch nicht entgegen das Urtheil: Wenn A nicht ist, so ist B. Denn B als Folge kann durch einen andern Grund als A bestimmt seyn. Also: Zwey hypothetische Urtheile, deren bloße Vordersätze entgegengesetzt sind, sind einander doch

nicht selbst entgegengesetzt, sondern können einstimmen, wenn die Folge durch mehr als einen Grund denkbar ist. So können die Urtheile: Wenn du säest, so wirst du erndten, und: Wenn du nicht säest, so wirst du erndten, wohl zusammen bestehen, indem jemand auch wohl erndten kann, ohne gesäet zu haben (z. B. durch Kauf oder Raub). Sobald aber in den Nachsätzen ein Gegensatz angetroffen wird, so sind die Urtheile selbst entgegengesetzt, indem das Eine die Folge des Andern aufhebt, mithin die These des Einen sich als Antithese des Andern ankündigt.

Anmerkung 3.

In disjunktiven Urtheilen wird ein Gegensatz selbst bloß aufgestellt, ohne Eins von den Entgegengesetzten zu setzen. Soll also zwischen mehreren disjunktiven Urtheilen eine Art von Entgegensetzung stattfinden, so kann sie bloß auf die Disjunkzion gehen. Ist nun die Disjunkzion rein logisch (A ist entweder B oder nicht B), so wäre die Entgegensetzung (A ist nicht entweder B oder nicht B) nur dann möglich (denkbar), wenn das Subjekt selbst ein unmögliches (undenkbares) Objekt wäre; z. B. Ein rundes Quadrat ist entweder eckig oder nicht eckig. Denn jenes Subjekt soll als keins von beyden und doch auch als beydes zugleich gedacht werden, welches nicht möglich ist. Wenn aber die Disjunkzion nicht rein logisch ist (A ist entweder B oder C), so kann der Fall wohl ein-



treten, daß sich auch ohne ein sprechendes Subjekt ein die Disjunktion aussehender Gegensatz (A ist nicht entweder B oder C) aufstellen lasse. Es könnte nämlich seyn, daß die Disjunktion nicht vollständig wäre, mithin ein Theil der Sphäre des Subjekts fehlte. Dann könnte man sagen: A ist weder B noch C (Das Kleid ist weder roth, noch grün). Oder es könnte seyn, daß die Disjunktion nur scheinbar wäre, mithin entweder ebenfalls keins von beyden, oder beydes zugleich statt fände. Dann könnte man sagen entweder wie vorher: A ist weder B noch C (Lucia ist weder schön noch tugendhaft) oder: A ist sowohl B als C (Lucia ist sowohl schön als tugendhaft). Wenn nun dem disjunktiven Urtheile: A ist entweder B oder C, das Urtheil: A ist nicht entweder B oder C, entgegensteht, so wird durch dieses bloß die Disjunktion von jenem (mithin jenes selbst als disjunktives Urtheil) aufgehoben, ohne zu bestimmen, wie A sonst zu denken sey. Die Entgegensetzung ist also dann direkt oder negativ, mithin kontradiktorisch. Wenn aber jenem Urtheile das Urtheil: A ist weder B noch C, oder: A ist sowohl B als C, entgegensteht, so wird nicht bloß die Disjunktion als ungültig aufgehoben, sondern es werden beyde Prädikate in Beziehung auf A zugleich gesetzt oder aufgehoben, mithin ein ganz andres Urtheil und zwar ein kopulatives in kategorischer Form aufgestellt, welches dann wieder affirmativ und negativ seyn kann. Die Entgegensetzung ist

also indirekt oder positiv, mithin konträr. Da nun die Quantität disjunktiver Urtheile ebenfalls jederzeit dieselbe ist, so folgt auch hieraus wieder, daß die Kontradikzion und Kontrarität der Urtheile an und für sich von der Quantität derselben unabhängig sey, obgleich, wenn die entgegengesetzten Urtheile verschiedene Quantität haben können oder wirklich haben, darauf mit Rücksicht genommen werden muß, um die Art ihrer Entgegengesetztheit zu bestimmen.

Anmerkung 4.

Als eine dritte Klasse entgegengesetzter Urtheile führen die Logiker die sogenannten subkonträren Urtheile auf. Diese sollen nämlich seyn partikuläre Urtheile von verschiedner Qualität: Einige A sind B, Einige A sind nicht B — Einige Menschen sind gelehrt, Einige Menschen sind nicht gelehrt. (Subkonträr heißen solche Urtheile, weil man sie als unter allgemeinen konträren Urtheilen — Alle A sind B, Kein A ist B — enthalten denken kann). Diese Sätze heben aber einander gar nicht auf. Denn man kann von verschiedenen Theilen einer Sphäre etwas setzen und aufheben, ohne daß daraus ein Widerstreit entstünde. Es müssen sogar den Theilen einer Sphäre entgegengesetzte Prädikate zukommen, wenn die Theile sich ausschließen sollen. Die Subkontrarität ist also bloß eine scheinbare Entgensetzung und heißt richtiger Nebensetzung (*juxtapositio*), weil die Theile einer Sphäre

neben einander gestellt werden können. Der Schein der Entgegensetzung entspringt nämlich daher, daß solche Urtheile entgegengesetzte Prädikate haben. Es können aber die Prädikate in zwey Urtheilen entgegengesetzt seyn, ohne daß die Urtheile selbst darum entgegengesetzt sind. Denn wenn die Prädikate sich auf verschiedne Sphären als ihre Subjekte beziehen (Einige — Andre), so können sich die Urtheile nicht aufheben.

§. 65.

Wenn in zwey Urtheilen die zur Materie derselben gehörigen wesentlichen Elemente in umgekehrtem Verhältnisse stehen, so heißen sie selbst umgekehrte oder umgewandte Urtheile (*conversa*) und ihr Verhältniß die Umkehrung oder Umwendung (*conversio*). Diese Umkehrung kann seyn 1.) eine unveränderte — einfache, reine, bloße — (*inmutata — simplex s. simpliciter talis*), wenn Quantität und Qualität der beyden Urtheile dieselbe ist. 2.) eine veränderte (*mutata*) und zwar a.) *per accidens*, wenn die Quantität, b.) *per contrapositionem*, wenn die Qualität verändert ist. Das erste Urtheil heißt insonderheit das umgekehrte (*conversum sensu specialiori*) und das zweyte das umkehrende (*conver-*

ten), und wenn die Umkehrung der letzten Art stattfindet, so heißt jenes das kontraponirte und dieses das kontraponirende. Man kann auch jenes Verhältniß zweyer Urtheile überhaupt die logische Metathese (*transpositio logica*) nennen und sie in die Konversion im engern Sinne und die Kontraposition einteilen.

Anmerkung 1.

Wenn kategorische Urtheile umgekehrt sind, so ist das Subjekt des Einen Prädikat des Andern und das Prädikat des Einen Subjekt des Andern ($A = B$, $B = A$). Da nun, wenn ein Prädikat von der ganzen Sphäre des Subjektes gilt oder nicht gilt, hieraus nicht folgt, daß auch das Subjekt von der ganzen Sphäre des Prädikates gelte oder nicht gelte, indem beyde sehr verschiedne (weitere und engere) Sphären haben können: so muß es verschiedne Formen der Umkehrung geben d. h. es müssen die umkehrenden Urtheile zu den umgekehrten in Ansehung der Quantität und Qualität in verschiednen Verhältnissen stehen können oder die Konstruktion der Urtheile mittelst der Umkehrung muß verschiednen Modifikationen in Ansehung der quantitativen und qualitativen Urtheilsformen unterworfen seyn. Es kann nämlich

- 1.) Quantität und Qualität in beyden Urtheilen

dieselbe seyn; z. B. Kein Planet bewegt sich in zirkelrunder Bahn — Kein sich in zirkelrunder Bahn bewegendes Ding ist ein Planet (Kein A ist B — Kein B ist A). — Es kann

2.) die Quantität verändert seyn; z. B. Alle Menschen sind organische Wesen — Einige organische Wesen sind Menschen (Alles A ist B — Einiges B ist A). — Es kann endlich

3.) die Qualität verändert seyn; z. B. Alle Steine sind leblos — Kein nicht-lebloses (lebendiges) Ding ist ein Stein (Alle A sind B — Kein Nicht-B ist A). In diesem Falle wird das Prädikat des ersten Urtheils als Subjekt des zweyten in sein Gegentheil verwandelt und deshalb diese Art der Konversion Kontraposition genannt. Ein vierter Fall scheint zu seyn, wenn Quantität und Qualität zugleich verändert ist. Da aber dieß eine bloße Verbindung des zweyten und dritten Falles ist, so braucht dieselbe hier nicht besonders erwähnt zu werden. In der Syllogistik wird hiervon weiter die Rede seyn, wo auch die Frage beantwortet werden soll, ob und wieferne sich hypothetische und disjunktive Urtheile umkehren lassen. Denn es muß von der Umkehrung, wieferne dadurch ein Urtheil aus dem andern folgerecht abgeleitet werden kann, in der Lehre von den Schlüssen weiter gehandelt werden. Wir haben hier bloß die Umkehrung als ein an und für sich mögliches Verhältniß gegebener Urtheile betrachtet und die verschiedenen möglichen Arten derselben aufgesucht.

Anmerkung 2.

KIESEWETTER (Log. §. 143.) nennt die Umkehrung auch Umänderung. Da aber die Umkehrung in die unveränderte und veränderte eingetheilt wird, so klingt es wenigstens sonderbar, von einer unveränderten und veränderten Umänderung zu sprechen. Derselbe (Log. §. 144.) nennt die Kontraposition *Versetzung*. Allein Versetzung findet ja bey aller Umkehrung statt, wenn sie auch nicht Kontraposition ist. Es müßte wenigstens Entgegensetzung heißen. Da man aber darunter ein andres Verhältniß der Urtheile (Opposition — §. 64.) versteht, so behält man den lateinischen Ausdruck am schicklichsten bey. Wichtiger ist, daß sowohl KIESEWETTER (Log. §. 145. und Auseinanders. S. 251.) als JAKOB (Log. §. 221.) die Kontraposition selbst in die unveränderte und veränderte eintheilen, und meynen (jener §. 144. dieser §. 217.), die Kontraposition sey von der Konversion wesentlich verschieden, weil sich diese auf die Relazion, jene auf die Modalität der Urtheile beziehe, indem durch die Kontraposition aus einem assertorischen Urtheile ein apodiktisches werde. *)

*) Auch in KANT's Logik (§. 54.) wird dies behauptet, aber erst in der Lehre von den Schlüssen von diesem Verhältnisse der Urtheile gehandelt. Wenn aber, wie KIESEWETTER mit Recht behauptet, auch hypothetische und disjunktive Urtheile kontraponirt werden können, so kann durch die Kontraposition nicht ein assertorisches Urtheil in ein apodiktisches verwandelt werden, da ja jedes hypothetische und disjunktive Urtheil schon an sich apodiktisch ist.

Allein das kontraponirende Urtheil behält an und für sich dieselbe Modalität, welche das kontraponirte hatte. Nur wenn man in einem Schlusse *per contrapositionem* jenes als aus diesem abgeleitet betrachtet, erscheint dieses als apodiktisch. Dieß ist jedoch auch der Fall bey der Konversion, die nicht Kontraposition ist. Nur kann hier in der Lehre von den Urtheilen dieser Zusammenhang der umgekehrten Urtheile nicht erwogen werden. Sieht man nun bloß auf das Verhältniß zweyer kontraponirten Urtheile, so ist die Kontraposition nichts weiter als eine Unterart der Konversion, nämlich eine veränderte Umkehrung. Ist sie aber dieß, so kann die Kontraposition nicht wieder in die unveränderte und veränderte eingetheilt werden. Das, was jene Logiker unveränderte Kontraposition nennen, ist Konversion mit veränderter Qualität allein, und was sie veränderte nennen, ist Konversion mit veränderter Quantität und Qualität zugleich, also nichts weiter als Verbindung der *Conversio per accidens* und *per contrapositionem*. Will man indessen das Wort Konversion in einem engerm Sinne nehmen, so kann man die Kontraposition auch wohl als eine Nebenart von der Konversion betrachten und die Oberart oder Gattung von beyden Metathese nennen. Dann muß man aber die logische Metathese, welche das Urtheil selbst betrifft, von der grammatischen oder rhetorischen unterscheiden, welche nur im Ausdrucke liegt, indem man das Prädikat zuerst im Satze

aufstellt und das Subjekt folgen läßt (z. B. Allmächtig ist Gott, statt: Gott ist allmächtig), wodurch aber das logische Verhältniß der Vorstellungen nicht umgekehrt wird (§. 52, Anm. 1.).

§. 66.

Wenn zu gegebenen Vorstellungen, denen zu einem vollständigen Urtheile noch irgend etwas fehlt, dieses Fehlende gesucht wird, so wird gefragt (*quaeritur* s. *interrogatur*), und wenn das Fehlende angegeben wird, so wird geantwortet (*respondetur*). Fragen und Antworten (*quaestiones* s. *interrogationes et responsiones*) machen also eigentlich nicht für sich betrachtet, sondern nur in ihrer Verbindung gedacht ein vollständiges Urtheil aus. Die aus dieser Verbindung hervorgehenden Urtheile oder Sätze sind aller möglichen Formen fähig.

Anmerkung 1.

Das Fehlende zu einem vollständigen Urtheile kann von mancherley Art seyn; mithin kann es auch mancherley Arten von Fragen und Antworten geben. Es kann gesucht werden das Subjekt: Wer ist unendlich? Antwort: Gott. Oder das Prädikat: Was für ein Wesen ist Gott? Antwort: ein unendliches. Oder die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Subjekt und Prädikat:

Ist Gott unendlich? Antwort: er ist's. Aus solchen Fragen entspringt in Verbindung mit ihren Antworten immer ein kategorisches Urtheil: Gott ist unendlich. Man kann sie daher auch selbst wegen ihrer Tendenz zur kategorischen Urtheilsform kategorische Fragen nennen. — Es kann ferner gesucht werden der Grund von einer Folge: Wenn wird man wohlhabend? Antwort: Wenn man arbeitet, spart und Glück hat. Oder die Folge von einem Grunde: Was wird man, wenn man arbeitet, spart und Glück hat? Antwort: wohlhabend. Oder der Zusammenhang zwischen Grund und Folge: Wird man wirklich wohlhabend, wenn man arbeitet, spart und Glück hat? Antwort: man wird's. Aus solchen Fragen entspringt in Verbindung mit ihren Antworten immer ein hypothetisches Urtheil: Wenn man arbeitet, spart und Glück hat, so wird man wohlhabend. Man kann sie daher auch selbst wegen ihrer Tendenz zur hypothetischen Urtheilsform hypothetische Fragen nennen. — Es kann weiter nach den Theilen einer gegebenen Sphäre gefragt werden: Die Menschen sind entweder tugendhaft oder? Antwort: lasterhaft. Oder nach der Sphäre von gegebenen Theilen: Wer ist entweder tugendhaft oder lasterhaft? Antwort: die Menschen. Oder nach der Entgegengesetztheit und Vollständigkeit der Theilungsglieder: Sind die Menschen entweder tugendhaft oder lasterhaft? Antwort: sie sind's. Aus solchen Fragen entspringt in Verbindung mit ihren Antworten

ten immer ein disjunktives Urtheil: Die Menschen sind entweder tugendhaft oder lasterhaft. Man kann sie daher auch selbst wegen ihrer Tendenz zur disjunktiven Urtheilsform disjunktive Fragen nennen. Hieraus erhellet, daß an und für sich betrachtet keine Frage weder kategorisch, noch hypothetisch, noch disjunktiv genannt werden kann, sondern daß sie nur insofern, so heißen, als aus ihnen in Verbindung mit den dazu gehörigen Antworten dergleichen Urtheile hervorgehen. *) — In Ansehung der Modalität ist eigentlich jede Frage bloß problematisch. Denn es wird durch sie nur ein mögliches Urtheil angedeutet, wenn auch nachher aus ihrer Verbindung mit der Antwort ein assertorisches oder gar ein apodiktisches Urtheil hervorgeht. — In Ansehung der Qualität sind alle Fragen wegen ihres problematischen Charakters unbestimmt. Denn es wird durch keine an und für sich betrachtet etwas bejaht oder verneint, sondern dem Antwortenden anheim gestellt, ob und was zu setzen oder aufzuheben sey. — Von der Quantität

*) Es ist daher unrichtig, wenn KIRKSWETTER (der erst am Ende seiner Logik §. 330 ff. bey Gelegenheit der erotematischen Methode von Fragen und Antworten handelt, wiewohl die Erwägung derselben schicklicher zur Lehre von den Urtheilen gerechnet werden kann) die Frage nach dem Ganzen von gegebenen Theilungsgliedern nicht für disjunktiv, sondern für kategorisch gehalten wissen will. Es entspringt ja aus derselben in Verbindung mit der Antwort eben so wohl ein disjunktives Urtheil als aus den übrigen Arten disjunktiver Fragen.

der Fragen endlich kann nur dann die Rede seyn, wenn in den Fragen selbst die Sphäre von Dingen angezeigt ist, in Beziehung worauf gefragt wird, z. B. Sind alle Menschen vernünftig? Sind einige Menschen gelehrt? Ist Cajus reich? — Ist jene Sphäre nicht angegeben, so kann auch der Frage, da sie an und für sich noch kein Urtheil ist, keine Quantität beygelegt werden. — Was aber die aus Frage und Antwort hervorgehenden Urtheile betrifft, so können sie von verschiedner Quantität, Qualität und Modalität seyn, soferne nicht ihr Charakter in diesen Hinsichten schon durch ihre Relation nothwendig bestimmt ist (§. 57. Anm. 4. und §. 58. Anm. 3.).

Anmerkung 2.

Wenn in einer Frage das zur Vollständigkeit des Urtheils Fehlende nicht so angedeutet ist, daß sie ohne Vorausschickung anderweiter Fragen gehörig beantwortet werden kann, so ist sie unbestimmt; z. B. welche Strafe verdient ein Verbrechen? Diese Frage müßte erst durch die Frage, von welchem Verbrechen die Rede sey, näher bestimmt werden, ehe man darauf eine bestimmte Antwort geben könnte. Eben so ist eine Antwort unbestimmt, wenn sie das Fehlende nicht genau angiebt, so daß sie noch anderweite Fragen nöthig macht; z. B. wenn jemand auf die Frage: Welche Strafe verdient der Meuchelmord? antwortete: eine fühlbare. Eine unbestimmte Frage nöthigt also den

Antwortenden; und eine unbestimmte Antwort den Fragenden zu anderweiten Fragen. Die Bestimmtheit der Fragen und Antworten ist verschiedner Grade fähig. Je bestimmter die Fragen und Antworten sind, desto besser sind sie. Doch dürfen die Fragen nicht so bestimmt seyn, daß sie dasjenige, wonach gefragt wird, schon enthalten, weil sie alsdann als ungereimt erscheint. Eine ungereimte Frage (*quaestio domitiana*) ist nämlich eine solche, die keine Antwort zuläßt, sey es, weil keine nöthig ist, indem die Antwort schon in der Frage liegt (z. B. wie lange währte der siebenjährige Krieg? oder: wie viel kostet ein Groschenbrod, wenn der Scheffel Roggen fünf Thaler gilt?) oder, weil keine möglich ist, indem die Frage einen Widerspruch enthält (z. B. ist ein rundes Quadrat eckig? oder: ist ein hölzernes Eisen von Holz?). Eben so ist eine Antwort ungereimt, wenn sie entweder sich selbst oder der Frage widerspricht, oder auch überhaupt auf die Frage nicht paßt (z. B. welche Figuren sind eckig? Antwort: runde Quadrate, oder: Zirkel — warum theilt sich der Lichtstrahl durch ein Prisma in sieben Farben? Antwort: weil zwey mal zwey vier ist). Wenn aber eine Frage mehre und selbst entgegengesetzte Antworten fodert, so ist Frage und Antwort weder unbestimmt noch ungereimt, sondern bloß zusammengesetzt; z. B. Hat Cajus Vieles und Gutes geschrieben? Antwort: er hat Vieles, aber nichts Gutes geschrieben; oder: Ist Cajus mit Titius und Sempronius vergli-

chen groß oder klein? Antwort: er ist groß in Vergleichung mit Titius; aber klein in Vergleichung mit Sempronius. Was eine einfache Frage und Antwort sey, läßt sich hieraus leicht abnehmen. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß man Fragen sowohl sich als andern vorlegen kann. Jenés führt oft zu interessantern Antworten als dieses. Wieferne aber Fragen als didaktisches Mittel zu brauchen sind, wird tiefer unten gezeigt werden. Hier sollte bloß die Theorie von Fragen und Antworten überhaupt, als Elementen möglicher Urtheile, aufgestellt werden.

A n h a n g.

Von einigen besondern Benennungen der Urtheile und Sätze in Rücksicht auf ihren innern Gehalt und wissenschaftlichen Charakter.

§. 67.

In besondrer Rücksicht auf den innern Gehalt der Urtheile und Sätze werden dieselben auch noch eingetheilt in analytische und synthetische, theoretische und praktische, demonstrable und indemonstrable, subjektiv- und objektiv-

gültige. Diese Unterschiede sind aber eigentlich nicht logisch, sondern real.

Anmerkung 1.

In jedem Begriffe, der als Subjekt in einem Urtheile oder Satze aufgestellt wird ($A = \text{Triangel}$), müssen schon ursprünglich gewisse Merkmale ($b = \text{Figur}$, $c = \text{Dreyseitigkeit}$) enthalten seyn, ohne welche er gar nicht gedacht werden kann. Wenn man nun ein solches Merkmal als Prädikat in ebendemselben Urtheile aufstellt ($A \text{ ist } b$, $A \text{ ist } c$), so heisst das Urtheil analytisch, weil es aus der bloßen Analyse des Subjektbegriffes hervorgeht. Es können aber auch auf dasselbe Subjekt Merkmale als Prädikate bezogen werden, welche nicht ursprünglich im Begriffe desselben enthalten waren, sondern erst durch einen besondern Verstandesakt in denselben aufgenommen werden müssen ($x = \text{rechtwinklich}$, $y = \text{gleichseitig}$). Wenn nun ein Urtheil mit einem solchen Prädikate aufgestellt wird ($A \text{ ist } x$, $A \text{ ist } y$), so heisst es synthetisch, weil jener Akt nichts anders als eine Synthese ist und das Urtheil selbst aus dieser Synthese hervorgeht. Dort sagt man also: A , welches aus $b + c$ besteht, ist b — hier: A , welches aus $b + c$ besteht, ist auch x . Hinterher aber, wenn einmal ein gewisses Merkmal in einen Begriff aufgenommen worden ist ($A = b + c + x$), kann es auch durch Entwicklung wieder in demselben gefunden werden. Da nun die Logik von dem synthetischen Denken, wodurch Begriffe

Begriffe überhaupt entstehen, abstrahirt (§. 8.) mithin alle Begriffe mit ihren Merkmalen als gegebne betrachtet: so können auch logisch alle Urtheile als analytische betrachtet werden, ob sie gleich ursprünglich synthetisch seyn mögen.

Anmerkung 2.

Ein Urtheil oder Satz kann etwas zum Behufe entweder des bloßen Wissens oder auch des Handelns aussagen. In jenem Falle heist er theoretisch (z. B. Im Monde sind feuerspeyende Berge), in diesem praktisch (z. B. Mit Hülfe gewisser Luftarten, die spezifisch leichter als die untere atmosphärische und in hohle Körper einzuschliessen sind, kann man sich bis zu einer gewissen Höhe über die Erde erheben). Jene beziehen sich also auf ein Objekt schlechtweg und bestimmen, was ihm zukommt oder nicht. Diese beziehen sich auf eine Handlung, wodurch irgend etwas erst zu Stande kommen soll, welche mithin Bedingung der Möglichkeit eines gewissen Objektes ist. Praktisch im engsten oder strengen Sinne sind nur solche Sätze, welche ein sittliches Gesetz oder ein Prinzip der praktischen Vernunft ausdrücken (Fund. §. 81.). Da indessen die Logik die Urtheile und Sätze bloß insofern erwägt, als in ihnen ein gewisses Verhältniß von Vorstellungen angetroffen wird, ohne nach der anderweiten Beziehung dieser Vorstellungen und ihrer möglichen Realisirung zu fragen: so betrachtet sie alle Urtheile bloß von ihrer theoretischen Seite als Elemente einer möglichen Gedankenreihe.

Anmerkung 3.

Ob ein Urtheil oder Satz demonstrabel oder indemonstrabel (eines Beweises fähig und bedürftig oder nicht — mittelbar oder unmittelbar gewiss) sey, kann die Logik gar nicht bestimmen. Sie handelt bloß (an einem andern Orte) unter der Voraussetzung, daß es indemonstrable Sätze gebe, welche sich als Elementar- oder Fundamentalsätze (Grundsätze, *principia, axioma*) an die Spitze eines Beweises stellen lassen, von der Art und Weise, wie ein Satz durch den andern bewiesen, mithin ein demonstrabler aus indemonstrablen oder bereits demonstrierten abgeleitet werden könne. Uebrigens kann ein Satz in einer niedern wissenschaftlichen Sphäre als indemonstrabel angesehen werden, der in einer höhern wohl demonstrabel ist. Was selbst in der höchsten wissenschaftlichen Sphäre indemonstrabel ist, ist absolut — alles übrige Wissenschaftliche nur relativ — indemonstrabel.

Anmerkung 4.

Ob ein Urtheil oder Satz außer der subjektiven Gültigkeit (welche darin besteht, daß er nichts Widersprechendes enthält) auch noch objektive (welche darin besteht, daß er in das System realer Erkenntnisse gehört) habe, kann die Logik auch nicht bestimmen. Alle ihre Regeln bezwecken unmittelbar und zunächst nur die subjektive Gültigkeit der Gedanken. Daher ist auch der Unterschied

zwischen Wahrnehmungs- und Erfahrungs-urtheilen, wovon jene blofs subjektiv (z. B. Bei Berührung des Steins empfinde ich Wärme), diese objektiv (z. B. Der Stein ist warm) sind, nicht logisch, sondern blofs metaphysisch.

§. 68.

Sieht man aufser dem innern Gehalte der Urtheile oder Sätze auch auf ihren wissenschaftlichen Charakter d. h. auf ihren Werth und ihr Verhältniß zu einander in einem möglichen Systeme von Erkenntnissen (Fund. §. 98.), so bekommen sie nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit in dieser Hinsicht auch noch folgende besondere Namen oder Titel: Axiome, Postulate, Theoreme, Probleme, Kollarien oder Konsektarien, Empireme, Hypothesen, Lemme und Scholien. Diese Ausdrücke können jedoch hier nur vorläufig erklärt werden, indem sie ihre volle Bedeutung erst durch die tiefer unten folgenden Lehren von den Beweisen und der Methode erhalten.

Anmerkung.

Die Grundsätze, von welchen man in einem wissenschaftlichen Systeme ausgeht, heißen, wenn

es theoretische Sätze sind, deren Gewissheit unmittelbar einleuchtet, Axiome (*axiomata*), *) wenn es praktische Sätze sind, deren Ausführbarkeit unmittelbar eingesehen wird, Heischesätze oder Foderungen (*postulata*). **) Axiome und Postulate sind also indemonstrable Sätze, und werden in den Wissenschaften als Elementar- oder Fundamentalsätze gebraucht (§. 66. Anm. 3.). Die theoretischen Sätze hingegen, welche eines Beweises fähig und bedürftig sind, heißen Lehrsätze ***)

*) In KANT's Logik (§. 55.) werden die Axiome als intuitive (in der Anschauung darstellbare) von den Akroamen als diskursiven (nur durch Begriffe darstellbaren) Grundsätzen unterschieden. Wir nehmen hier nach dem älteren Sprachgebrauche das Wort Axiom im weitern Sinne zur Bezeichnung von beyderley Art Grundsätzen.

**) Von den Postulaten in szientifischer Hinsicht müssen die von KANT sogenannten Postulate der praktischen Vernunft unterschieden werden, welche nichts anders als Glaubenswahrheiten bedeuten, die obwohl theoretisch unabweislich dennoch praktisch nothwendig sind. (S. Fund. §. 32. S. 219. und §. 34. S. 238.) In KANT's Logik (§. 38.) werden sie theoretische Postulate zum Behufe der praktischen Vernunft genannt und als theoretische in praktischer Vernunftabsicht nothwendige Hypothesen angesehen.

***) Im engern Sinne nämlich; denn im weitern können alle Sätze, von deren Gültigkeit man erst belehrt werden und die man um nothwendig bestimmender Gründe willen annehmen muß, so benannt werden. Ja im weitestem Sinne könnte jeder Satz, sofern er etwas lehrt, ein Lehrsatz heißen, unangesehen, ob er einen Beweis zulasse und bedürfe, oder nicht.

(*theoremata*), wo also zu dem Satze, der die Lehre selbst enthält (*thesis*), noch einer oder mehrere hinzukommen, welche die Gültigkeit der Lehre darthun (*demonstratio*); die praktischen Sätze aber, deren Ausführbarkeit dargethan werden muß, heißen Aufgaben (*problemata*), wo also zu dem Satze, der die Aufgabe selbst enthält (*quaestio*), sowohl die Anweisung, das Gefoderte auszuführen (*resolutio*) als der Beweis, daß das angezeigte Verfahren der Aufgabe durchaus Genüge leiste (*demonstratio*), hinzukommt. Theoreme und Probleme sind also demonstrable Sätze und werden in den Wissenschaften aus den Elementar- oder Fundamentalsätzen abgeleitet (*deducuntur*). Sätze, die sich aus den vorhergehenden unmittelbar ergeben, ohne daß es eines besondern Beweises bedarf, heißen Folgerungen oder Folgesätze, *) besser Zusätze (*corollaria, consecretaria, porismata*). Sätze, deren Gültigkeit auf Beobachtungen und Versuchen beruht, heißen Erfahrungssätze (*empeiremata — experientiae et experimenta*). Sätze, die man um gewisser nicht nothwendig bestimmender Gründe willen angenommen hat, heißen Voraussetzungen (*hypotheses*). **) Sätze, die man aus andern

*) Im engern Sinne nämlich; denn im weitern ist jeder aus einem andern Satze abzuleitende, mithin jeder demonstrable Satz ein Folgesatz.

**) In den mathematischen Lehrbüchern nennt man die Hypothesen auch willkürliche Sätze und versteht darunter solche, die auf einer gewissen Konvention beruhen,

Wissenschaften entlehnt, indem man sie als daselbst schon erwiesen voraussetzt, heißen Lehrsätze (*lemmata — propositiones peregrinae*), welchen die in einer Wissenschaft einheimischen (*domesticae*) entgegenstehen. Endlich pflegt man auch solche Sätze, die keine Hauptlehren, sondern bloß anderweite zum Systeme selbst nicht nothwendig gehörige Notizen enthalten, Anmerkungen (*scholia*) zu nennen, welche daher von solchen Anmerkungen, die theils zur Erläuterung theils zum Beweise der Hauptsätze dienen, unterschieden werden müssen. — Die Sätze lassen sich demnach in Ansehung ihres wissenschaftlichen Charakters auf folgende Art systematisch klassifiziren:

L.) Hauptsätze.

1.) Einheimische.

A.) Grundsätze.

a.) Axiome.

b.) Postulate.

B.) Abgeleitete Sätze (Folgesätze im weitern Sinne).

a.) aus nothwendig bestimmenden Gründen (Lehrsätze im weitern Sinne).

α) aus eigentlichen Prinzipien.

z. B. daß die Peripherie des Zirkels in 360 Grade eingetheilt wird. In der Philosophie hingegen nimmt man das Wort Hypothese in einem andern Sinne (Fund. §. 111. Anm.). Zuweilen versteht man darunter auch bloß den Vordertheil eines hypothetischen Urtheils oder die in demselben enthaltene Bedingung (§. 57. Anm. 2.).

N.) durch förmlichen Beweis.

aa.) Theoreme (Lehrsätze im en-
gern Sinne).

bb.) Probleme.

2.) durch unmittelbare Folgerung —
Korollarien (Folgesätze im en-
gern Sinne).

β) aus Beobachtungen und Versuchen —
Empeireme.

b.) aus nicht nothwendig bestimmenden
Gründen — Hypothesen.

2.) Entlehnte — Lemme.

II.) Anmerkungen — Scholien.

Uebrigens sind es vorzüglich die Mathematiker, welche wegen der strengern Lehrmethode, deren sie sich bedienen, die Sätze ihrer Wissenschaft unter den eben erklärten Titeln aufführen. Davon hängt aber gar nicht das Wesen und die Evidenz der Wissenschaft ab. Diejenigen also, welche jene Titel auch in die philosophischen Lehrbücher einführten und so der Philosophie selbst einen wesentlichen Dienst zu leisten glaubten, verwechselten das äußere Gewand mit dem innern Wesen der Wissenschaft. Die Philosophie kann, wenn sie auch die mathematische Methode im Aeußern noch so treu nachahmt, es dennoch der Mathematik an Evidenz nicht gleich thun, weil es ihr, an der in der Mathematik allein einheimischen intuitiven Konstruktion der Begriffe fehlt und sie sich mit der diskursiven

Konstruktion begnügen muß, (S. Fund. §. 97. nebst den Anmerkungen).

Des zweyten Hauptstücks

dritte Abtheilung.

Von den Schlüssen oder Syllogistik.

§. 69.

Schliessen (*συλλογίζειν*, *colligere*, *concludere*) heisst so denken, daß man Urtheile auf einander bezieht, um die Gültigkeit des Einen durch das Andre zu bestimmen, mithin die Wahrheit oder Falschheit der Urtheile durch einander zu erkennen. Der **Schluss** (*συλλογισμος*, *collectio* — *conclusio* [*sensu latiori*]) ist also subjektiv (*qua actus*) die Gemüthshandlung des Bestimmens der Gültigkeit der Urtheile oder des Erkennens ihrer Wahrheit und Falschheit durch einander, und objektiv (*qua productum*) ein Inbegriff von Urtheilen, deren Eines das Andre in Ansehung seiner Gültigkeit bestimmt. Die logische Theorie von den Schlüssen heisst die Syllogistik (*συλλογιστική*).

ἐπισημη) und die Geschicklichkeit in der Ausübung dieser Theorie bey dem Denken die syllogistische Kunst (συλλογιστικὴ τέχνη, wiewohl τέχνη auch oft für ἐπισημη steht).

Anmerkung 1.

Das Schließen ist nichts anders als ein sekundäres Urtheilen vermittelt eines primitiven, mithin ein vermitteltes Urtheilen. Ein Schluss muß also mehrere Urtheile enthalten. Wie viele, bleibt hier unbestimmt, indem wir bloß auf den allgemeinen Charakter der Schlüsse Rücksicht nehmen. Man kann daher den Schluss vor der Hand beliebig als einen Inbegriff von zwey, drey oder mehreren Urtheilen denken. Eben darum aber, weil mehr als Ein Urtheil zu einem Schlusse erfordert wird, ist die gewöhnliche Erklärung, der Schluss sey ein mittelbares Urtheil, falsch. Denn sie paßt nur auf einen Theil des Schlusses, nämlich das erschlossene Urtheil, welches zwar im Lateinischen auch *conclusio* [*sensu strictiori*] genannt wird, aber doch nicht den ganzen Schluss enthält. Man muß also den Schluss selbst (*sylogismus*) vom Schlusse des Schlusses (*finis sylogismi*) unterscheiden. Jener ist *conclusio sensu latiori*, dieser *conclusio sensu strictiori*. Uebrigens kann vorläufig folgender Inbegriff von Urtheilen als Beyspiel eines Schlusses überhaupt gelten, ob er gleich nur eine Art von Schlüssen darstellt:

Jeder Verbrecher ist strafbar,
 Cajus ist ein Verbrecher,
 Also ist er strafbar.

Anmerkung 2.

Das Schliessen ist eine besondere Funktion des höheren Erkenntnißvermögens oder des Denkvermögens überhaupt, welches Verstand oder Vernunft in weiterer Bedeutung heisst (§. 23. Anm. 1.). Eigentlich aber hängt es von der höchsten Potenz desselben, welche Vernunft in engerer Bedeutung heisst, ab (ebend. Anm. 2.). Darum nennen die Lateiner das Schliessen auch *rationari*, und den Schluss *rationatio* oder *rationium*; wiewohl jenes eigentlich den Schluss in subjektiver, dieses denselben in objektiver Hinsicht anzeigt. *) Das griechische *συλλογίζεσθαι*, ob es gleich zunächst von *συλλεγειν* (*colligere* scil. *judicia plura*) herkommt, kann doch entfernt auch auf *λογος*, *ratio*, bezogen werden, da *λεγειν* und *λογος* von Einer Wurzel abstammen. Im Deutschen könnte man *rationari*

*) Wenn jeder Schluss von der Vernunft im engern Sinne produziert wird, mithin ein Vernunftschluss ist, so ist der Unterschied, welchen die Logiker zwischen Verstandes- und Vernunftschlüssen machen, wovon jene unmittelbar, diese mittelbar seyn sollen, ungegründet. Dies wird in der Folge noch besonders bewiesen werden. Wenn aber eben diese Logiker den Schluss für ein mittelbares Urtheil angeben, so klingt es wenigstens sehr sonderbar, dass es auch unmittelbare Schlüsse d. h. unmittelbare mittelbare Urtheile geben soll.

durch vernünfteln übersetzen; wenn dieser Ausdruck nicht eine böse Nebenbedeutung hätte und einen sophistischen Gebrauch der Vernunft anzeigte. — Das Wort *argumentari* bedeutet eigentlich beweisen, Gründe für etwas anführen (*argumentis uti*); insofern aber Schlüsse als Beweise dienen, heißen sie zuweilen ebenfalls *argumentationes*.

§. 70.

Wenn ein Urtheil in Ansehung seiner Gültigkeit durch ein andres bestimmt wird, so ist dieses als Grund, jenes als Folge anzusehen. Das Schließen kann also auch als ein Folgern d. h. als ein Ableiten eines Urtheils aus einem oder mehreren andern betrachtet und daher jeder Schluss eine Folgerung genannt werden.

Anmerkung.

Folgern und schließen sind eigentlich nicht weiter unterschieden, als daß man durch jenen Ausdruck das bloße Ableiten der Folge aus dem Grunde, durch diesen das vermittelt jener Ableitung zu bewirkende Erkennen der Gültigkeit eines Urtheils aus andern andeutet. *) Daher kann man

*) Folgern kann man auch in einem einzigen Urtheile, nämlich in dem hypothetischen (§. 57. Anm.); aber nicht schließen. Dazu gehören mehrere Urtheile. Jeder Schluss ist also zwar eine Folgerung, aber nicht jede Folgerung ein Schluss.

den Ausdruck Folgerung nicht bloß auf die sogenannten unmittelbaren Schlüsse einschränken. Denn es wird auch bey diesen die Gültigkeit des einen Urtheils durch das andre bestimmt und erkannt. — Gewöhnlich übersetzt man Folgerung durch *consequentia*; allein dies Wort bedeutet auch den Zusammenhang in der Folgerung oder zwischen dem Vermittelnden und dem Vermittelten. Man muß also *consequentia qua actus* und *consequentia in actu* unterscheiden.

§. 71.

Da die Folge als Bedingtes von dem Grunde als Bedingung abhängig ist, so muß dieser als das Erste (*Prius*) und jene als das Letzte (*Posterius*) gedacht werden. Daher heißt derjenige Theil des Schlusses, welcher den Grund enthält, das Vorausgeschickte (*praemissum*) oder, wiefern er aus mehreren Urtheilen besteht, die Vordersätze oder die Prämissen (*propositiones praemissae*), derjenige Theil aber, welcher die Folge enthält, das Geschlossene, der Hinter — oder Schlufssatz (*conclusum*, *propositio conclusa* s. *conclusio sensu strictiori*). Dieser Theil wird daher gewöhnlich durch das Also (*Ergo*) charakterisirt. Vergl. §. 69. Anm. 1.

§. 72.

Bey jedem Schlusse muß demnach unterschieden werden dessen Gehalt (*materia*) von seiner Gestalt (*forma*). Die Materie besteht in den Urtheilen selbst, welche in ihm verbunden sind, nebst den darin vorkommenden Begriffen; die Form in der Art und Weise, wie jene Urtheile mit einander verknüpft sind, um das Eine durch das oder die Andern in Ansehung seiner Gültigkeit zu bestimmen. In jedem Schlusse kommt also ebenfalls ein Mannichfaltiges vor, welches durch die Vernunft zur Einheit des Bewußtseyns verknüpft wird, mithin These, Antithese und Synthese.

Anmerkung 1.

In jedem Schlusse müssen gewisse Begriffe vorkommen, die schon vorher mit einander zu Urtheilen verbunden sind, welche durch Worte ausgedrückt Sätze heißen (§. 51. nebst den Anm.). Diese Sätze nebst den in ihnen enthaltenen Begriffen machen an und für sich betrachtet den Stoff oder die Materialien des Schlusses aus, in deren Verbindungsart die Schlusform besteht. Bey der Form der Schlüsse aber muß die wesentliche Form von der zufälligen wohl unterschieden werden. Jene besteht in der durch das innere Verhältniß der

Schlussmaterialien zu einander bestimmten Verknüpfungsart derselben zu einem logischen Ganzen; diese hingegen in der Art und Weise, wie die Begriffe und Sätze, welche die Schlussmaterialien ausmachen, äußerlich dargestellt und dadurch in Ansehung ihrer Zahl, Stellung und Folge bestimmt sind. Die verschiedenen Arten der Schlüsse, welche es in Beziehung auf die wesentliche Schlussform geben kann, müssen natürlich zuerst aufgesucht werden; ehe man diejenigen, welche aus der verschiedenen Modifikation der zufälligen Form entspringen, gehörig beurtheilen kann.

Anmerkung 2.

Es ist unrichtig, wenn manche Logiker (KANT's Log. §. 59. JAKOB's Log. §. 252. KISSEWETTER's Log. §. 147.) behaupten, die Materie des Schlusses sey bloß in den Prämissen enthalten oder die Prämissen allein machten die Materie des Schlusses aus, die Form der Schlüsse aber bestehe in der Konklusion. Der Schlusssatz gehört eben so wohl zur Materie des Schlusses als die Vordersätze, und die Form des Schlusses ist eben so wohl durch die Vordersätze als durch den Schlusssatz bestimmt. Man vergleiche z. B. mit dem oben (§. 62 Anm. 1.) angeführten kategorischen Schlusse den hypothetischen:

Wenn Cajus ein Verbrecher ist, so ist er strafbar.

Cajus ist ein Verbrecher,

Also ist er strafbar.

Hier sind die Schlusssätze völlig einerley und die

Formen beyder Schlüsse sind doch ganz verschieden. Aber ohne die Schlusssätze würden sie gar keine Schlüsse seyn. Es gehören also alle einzelnen Sätze, woraus ein Schluß besteht, zur Materie desselben; seine Form aber besteht in der Art und Weise, wie diese Sätze mit einander zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden sind, mithin in der Verknüpfungsart dessen, wovon, und dessen, was abgeleitet wird (*synthesis praemissi et conclusi*). Es erhellet zugleich hieraus, daß auch bey'm Schließen jene drey Elementarfunktionen des Denkens, These, Antithese und Synthese, wieder vorkommen. Denn es muß in jedem Schlusse zuerst etwas gesetzt und dann etwas anders diesem entgegengesetzt werden, ehe eine Gleichsetzung oder Verknüpfung zwischen ihnen gedacht werden kann. Daher müssen auch alle Schlufsregeln unter den obigen Prinzipien der These, Antithese und Synthese enthalten seyn, obgleich jene Regeln vermöge ihrer logischen Natur nicht die Materie, sondern bloß die Form der Schlüsse betreffen können. Denn ob z. B. in dem vorhin aufgestellten Schlusse Cajus der Wahrheit gemäß ein Verbrecher genannt werde, kann man nach logischen Regeln gar nicht beurtheilen.

Anmerkung 3.

Wenn Begriffe, Urtheile und Schlüsse als Grundbestandtheile einer in sich selbst vollendeten Gedankenreihe oder als logische Erkenntniselemente zu einander im Verhältnisse der These, Antithese

und Synthese stehen, und wenn die eigenen Elemente eines jeden Begriffes, Urtheiles und Schlusses für sich betrachtet wieder in demselben Verhältnisse stehen (§. 23. Anm. 1.), wenn also alles unser Denken aus den drey Elementarfunktionen des Setzens, Entgegensetzens und Gleichsetzens oder Verknüpfens besteht: so darf es uns nicht wundern, wenn wir diese Triplizität überall wiederfinden und wenn die Zahl Drey von jeher als eine heilige, geheimnißvolle Zahl betrachtet worden ist. Die Zahl selbst und überhaupt entspringt aus jenem dreyfachen Akte, indem alles Zählen nichts anders als ein ewiges Setzen, Entgegensetzen und Verknüpfen der Einheit ist: $1 + 1 = 2$, $2 + 1 = 3$, $3 + 1 = 4$ u. s. w. Die ganze Arithmetik beruht daher auf jenen drey Elementarfunktionen des Denkens. Denn auch beym Subtrahiren, Multiplizieren und Dividiren stehen die gegebenen Zahlen (Minuend und Subtrahend, Multiplikand und Multiplikator, Dividend und Divisor — welche insgesamt Faktoren oder Produktoren heißen könnten) im Verhältnisse der These und Antithese (nur jedes Paar von Faktoren auf verschiedene Art) und die gefundene Zahl (Rest oder Differenz, Faktum oder Produkt, und Quotient — welche auch insgesamt den mittleren Namen gemeinschaftlich führen könnten) ist die Synthese eines jeden Paares von Faktoren. In der Geometrie wird die Linie als das Element aller Figuren eben so aus Punkten konstruirt, wie in der Arithmetik die Zahl aus Einheiten. Man muß einen Punkt

Punkt (A) im Raume setzen, demselben einen andern Punkt (B) entgegensetzen und dann die Linie als Synthese beyder Punkte ziehen: A — B. Selbst die Erklärung der geraden Linie, sie sey der kürzeste Weg zwischen zwey Punkten, bestätigt diese Behauptung. Ohne irgend einen Punkt im Raume zu setzen und demselben einen andern entgegensetzen, der aber mit jenem verknüpft ist, ist schlechterdings keine Linie, sie sey gerade oder krumm, denkbar. Durch dieselbe dreyfache Funkzion wird aber aus der Linie die Fläche (Synthese zwischen entgegengesetzten Linien) und aus der Fläche der Körper (Synthese zwischen entgegengesetzten Flächen) konstruirt. Und ebendarum hat der Raum selbst drey Dimensionen, welche im Verhältnisse der These, Antithese und Synthese zu einander stehen. Aber auch in der Zeit, ob sie gleich nur Eine Dimension hat, wird dieses Verhältniß angetroffen, wenn wir sie uns als Linie vorstellen. Vergangenheit und Zukunft sind alsdann die These und Antithese und die Gegenwart die Synthese von beyden. In der Fundamentalphilosophie (§. 67. Anm. 1. und §. 119. Anm. 3.) ist gezeigt worden, daß es drey Grundsysteme der Philosophie (ein thetisches = Realism, ein antithetisches = Idealism, und ein synthetisches = Synthetism), so wie auch drey Grundmethoden des Philosophirens (eine thetische = dogmatische, eine antithetische = skeptische, und eine synthetische = kritische) gebe. In eben diesem Verhältnisse stehen die drey Grundkräfte des mensch-

lichen Geistes oder die drey Hauptpotenzen seiner Wirksamkeit, Sensualität, Intellektualität und Rationalität, indem in den Ideen und Prinzipien der letzten die oberste Synthese jener beyden Vermögen enthalten ist (Fund. §. 76. vergl. mit §. 81.). Eben daher zerfallen alle Wissenschaften in drey Hauptklassen: freye, gebundene und gemischte, und eben so alle Künste: tonische, plastische und mimische. *)

§. 73.

Die wesentliche Form eines jeden Schlusses besteht in der Synthese gewisser Sätze, die im Verhältnisse des Grundes und der

*) Vergl. des Verfassers Versuch einer neuen Eintheilung der Wissenschaften. Züllichau. 1805. 8. (besonders S. 30.) und dessen Enzyklopädie der schönen Künste. Leipzig. 1802. 8. (besonders §. 19.). — Hr. Adam Heinrich Müller hat in seiner Schrift: Die Lehre vom Gegensatze (Berlin. 1804. 8.) die, ungeachtet sie viele treffliche Ansichten und Ideen enthält, doch wenig gekannt zu seyn scheint, der Philosophie dadurch ein neues Fundament zu geben gesucht, daß er alles auf den Gegensatz (*thesis et antithesis*) zurückführt. Er würde in seinem Unternehmen vielleicht glücklicher gewesen seyn, wenn er nicht bloß auf die These und Antithese im Denken, sondern auch auf die Synthese, ohne welche das Denken keine Haltung und Vollendung hat, reflektirt hätte. Durch den Mangel an Rücksicht auf die Synthese, worauf alles Denken als auf seinen Ziel- und Ruhepunkt gerichtet ist, welche daher die wesentliche Tendenz alles Gegensatzes (These und Antithese) ausmacht, mußte die Darstellung des Verfassers nothwendig einseitig, verworren und beschränkt werden.

Folge zu einander stehen. Da nun jede Synthese eine These und Antithese voraussetzt, so muß in jedem einfachen, ordentlichen und vollständigen Schlusse das Vorausgeschickte (*praemissum*) aus zwey Sätzen bestehen, welche ebendaher Vordersätze (*praemissae* scil. *propositiones*) heißen (§. 71.).

§. 74.

Es muß nämlich zuerst ein allgemeiner Satz aufgestellt werden, aus welchem mit Sicherheit gefolgert werden könne. Dieser ist das Prinzip der Folgerung, mithin eine Regel, in welcher irgend etwas enthalten ist, was als Bedingung gelten kann. Er heist der Obersatz (*propositio major*). Sodann muß ein andrer Satz aufgestellt werden, welcher bestimmt, daß die Regel mit ihrer Bedingung auf etwas wirklich bezogen werden könne. Er heist der Untersatz (*propositio minor*) oder die Subsumzion. Hierauf muß endlich diese Beziehung selbst vorgenommen und dadurch der Schluß vollendet werden. Der Satz, in welchem dieß geschieht, heist daher der Schlufssatz

(*conclusio sensu strictiori* — §. 71.), auch in Beziehung auf die Vordersätze der Hintersatz.

Anmerkung 1.

Zur Erläuterung vergl. die Beyspiele §. 69. Anm. 1. und §. 72. Anm. 2. Obersatz und Untersatz heißen die Prämissen theils von ihrer gewöhnlichen dem natürlichen Gedankengänge angemessensten Stellung, theils von einem Umstande, der erst in der Folge erörtert werden kann, nämlich weil im Obersatze der Oberbegriff (*terminus major*), im Untersatze der Unterbegriff (*terminus minor*) mit dem Mittelbegriffe (*terminus medius*) verknüpft wird, wenn der Schluss ein ordentlicher kategorischer Syllogismus ist. Weil nun die Worte: *Major* und *Minor*, eine verschiedene Beziehung im Schlusse zulassen, so muß man nicht (wie es in der Kantischen und andern Logiken heißt) der *major*, der *minor* sagen, wenn von den Sätzen eines Schlusses die Rede ist; denn alsdann müßte *terminus* (Begriff) hinzugedacht werden; sondern: die *major*, die *minor*, weil *propositio* ausgelassen ist. — Uebrigens ist es schon im Voraus leicht einzusehen, daß der menschliche Geist bey aller Nothwendigkeit in der Gesetzmäßigkeit seines Denkens auch eine gewisse Freyheit behaupten könne und werde, daß daher die einzelnen Begriffe und Sätze eines Schlusses weder immer und überall in derselben Ordnung auf einander folgen, noch auch

vollständig ausgedrückt und dargestellt seyn werden. Dieß gehört aber zur zufälligen Form der Schlüsse und kann hier, wo bloß von der wesentlichen Form die Rede ist, noch nicht berücksichtigt werden. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß wir unmittelbare Schlüsse, welche die Logiker gewöhnlich Verstandesschlüsse nennen und unter diesem Titel den mittelbaren als Vernunftschlüssen entgegensetzen und in der Theorie voraus schicken, gar nicht zugeben, sondern alle sogenannte unmittelbare Schlüsse für abgekürzte oder versteckte mittelbare halten. Diese Behauptung wird in der Folge bey der Exposizion der verschiednen Schlufsarten streng erwiesen werden. Darum ist es auch ein *Hysteron - Proteron*, wenn man zuerst von den unmittelbaren und dann von den mittelbaren Schlüssen handelt. Denn das Wesen jener kann nicht eingesehen werden, wenn man nicht schon das Wesen dieser kennen gelernt hat. — Was aber den Ausdruck: Verstandesschlüsse, im Gegensatze der Vernunftschlüsse anlangt, so ist es zum mindesten inkonsequent, wenn man das Vermögen zu schliessen überhaupt Vernunft in engerer Bedeutung nennt, wo es dem Verstand in engerer Bedeutung als dem Vermögen der Begriffe entgegensteht, und doch hinterher eine gewisse Art der Schlüsse Verstandesschlüsse nennt. Nur wenn man das Wort Verstand im weiteren Sinne nimmt, können die Schlüsse Verstandesschlüsse heißen. Dann sind aber Verstandesschlüsse und Vernunftschlüsse

gar nicht verschieden, weil die Ausdrücke: Verstand und Vernunft (beyde im weitern Sinne genommen) identisch sind, indem sie das Denkvermögen überhaupt oder das höhere Erkenntnißvermögen bezeichnen. Mithin muß man entweder alle oder gar keine Schlüsse Verstandesschlüsse nennen, wenn man consequent seyn will. (Vergl. §. 69. und die daselbst citirten andern Stellen; auch Fund. §. 81. Anm. 2. S. 213.).

Anmerkung 2.

In KANT's Logik (§. 43.) werden die mittelbaren Schlüsse wieder in Vernunftschlüsse und Schlüsse der Urtheilskraft eingetheilt, die letzten auch hernach (§. 81. ff.) als eine dritte Klasse von Schlüssen abgehandelt, und von neuem in Schlüsse der Induktion und der Analogie eingetheilt. Allein es wird ebendaselbst (§. 84. Anm. 2. und 3.) gleich eingestanden, daß diese Schlüsse keine Nothwendigkeit sondern nur empirische Gewisheit (Wahrscheinlichkeit?) geben; sie seyen daher nur logische Präsumtionen oder auch (?) empirische Schlüsse. Hieraus folgt nun von selbst, daß sie eigentlich gar keine Schlüsse sind, indem man bey der Induktion und Analogie nicht von allgemeinen Regeln ausgeht, sondern dieselben erst aufsucht. Dieses Verfahren der Urtheilskraft findet aber nur bey empirischen Gegenständen statt, und kann daher nicht in der reinen, sondern muß in der angewandten Logik erwogen werden.

Dies hat auch KIESZWETTER (Log. §. 202. Anm.) eingestanden. Gleichwohl handelt er in der reinen Logik von den Schlüssen der Urtheilskraft als einer zweyten Klasse von Schlüssen zwischen den auch von ihm sogenannten Verstandes- und Vernunftschlüssen, ob er gleich früher (§. 24.) die Vernunft für das Vermögen das Besondre im Allgemeinen zu erkennen oder daraus herzuleiten, mithin zu schliessen, erklärt hatte, bey den Schlüssen der Urtheilskraft aber umgekehrt das Allgemeine erst aus dem Besondern hervorgesucht werden soll. Er entschuldigt dies Verfahren (in der weit. Auseinanders. S. 322.) damit, daß nach dem Plane der frühern Auflagen seiner Logik die Schlüsse der Urtheilskraft in die angewandte Logik nicht aufgenommen werden konnten. Ob diese Entschuldigung hinreichend sey, mögen Andre beurtheilen. Wir werden von der Induktion und Analogie, wie es ihr Wesen und die systematische Ordnung mit sich bringt, erst in der angewandten Logik handeln, und bemerken hier nur noch, daß, da die Urtheilskraft von Verstand und Vernunft gar nicht wesentlich verschieden ist, sondern Verstand und Vernunft selbst eben diejenigen Vermögen sind, welche oder durch welche wir urtheilen, und da schliessen nichts anders als mittelbar urtheilen heisst, alle Schlüsse ohne Ausnahme Schlüsse der Urtheilskraft genannt werden könnten, wenn man sonst einen neuen Sprachgebrauch einführen wollte.

§. 75.

Jeder Schluss ist demnach ein Vernunftakt (*ratiocinium*) und als solcher die Bestimmung der Nothwendigkeit eines Urtheils durch die Subsumzion unter die in einer allgemeinen Regel enthaltene Bedingung. Die Gültigkeit dieses Verfahrens hängt von dem Prinzip der Synthese (dem Satze des Grundes, — §. 20.) ab, welches sich als oberstes Prinzip der Syllogistik auch so ausdrücken lässt:

Jedes Urtheil ist nothwendig, worauf als Folge die in einer allgemeinen Regel enthaltene Bedingung als Grund bezogen werden kann.

§. 76.

Das Urtheil, dessen Nothwendigkeit durch eine allgemeine Regel bestimmt wird, kann, wenn es auch an und für sich betrachtet selbst ein allgemeines ist, doch in Beziehung auf die Regel als ein besondres angesehen werden. Denn das in einer allgemeinen Regel Gedachte wird immer formal in eine höhere Denksphäre versetzt, als das durch die Regel Bestimmte, wenn

es auch material dieselbe Sphäre erfüllen sollte. Man kann daher den Schluss auch als eine Ableitung des Besondern aus dem Allgemeinen oder als eine Erkenntniß des Besondern durch das Allgemeine erklären.

Anmerkung.

Es könnte zwar zuweilen scheinen, als wenn der Schlusssatz eine gleiche Sphäre mit dem Obersatze hätte, z. B. in dem oben (§. 72. Anm. 2.) angeführten Schlusse, wo von dem Cajus im Ober- und Schlusssatze die Rede ist. Allein der Obersatz: Wenn Cajus ein Verbrecher ist, so ist er strafbar, ist doch seinem Wesen nach von höherer Dignität und umfassenderer Sphäre, als der Schlusssatz: Cajus ist strafbar, obgleich hier die Strafbarkeit von demselben Subjekte ausgesagt wird. Denn der Obersatz ist schon wegen seiner Form (als hypothetischer Satz) allgemein und apodiktisch (§. 57. Anm. 4. und §. 58. Anm. 3.). Der Schlusssatz hingegen ist für sich betrachtet nichts weiter als ein assertorischer Individualsatz; denn er sagt die Strafbarkeit schlechtweg von dem Cajus aus, da sie im Obersatze von dem Cajus als Verbrecher überhaupt mit Nothwendigkeit ausgesagt wurde. Dieser Satz ist daher als ein Allgemeines und jener als ein daraus abgeleitetes Besondres anzusehen, ob er gleich übrigens als Individualsatz mit dem A, wie ein allgemeiner, bezeichnet wird (§. 56. Anm.). Da nun die Ver-

nunft bey'm Schließen immer durch das Allgemeine etwas Besondres als nothwendig bestimmt, mithin dieses selbst als allgemeingültig anerkennt, so kann man das Prinzip der Syllogistik (§. 75.) auch den Grundsatz der Nothwendigkeit oder Allgemeingültigkeit, oder auch der Vernünftigkeit selbst (*principium necessitatis s. rationalitatis*) nennen. Denn ohne Erkenntniß des Allgemeingültigen und Nothwendigen gäbe es überhaupt keine Vernunft.

§. 77.

Alle Verschiedenheit der Schlufsarten (wiefern man dabey nicht auf die zufällige Form eines Schlusses sieht) kann nur auf der verschiedenen Art und Weise beruhen, wie man durch eine allgemeine Regel vermittelt der Subsumzion die Gültigkeit eines Urtheils bestimmt. Nun enthält die Regel eine Bedingung, von welcher eben die Gültigkeit des Schlufssatzes abhängig ist (§. 74. und 75.). Es wird also bey jedem Schlusse hauptsächlich darauf ankommen, wie sich jene Bedingung zur Aussage im Schlufssatze verhält. Dieses Verhältniß kann man daher die Relazion des Schlusses selbst nennen. Da nun ferner dieses Verhältniß sich schon in der allgemeinen Regel, welche die

Bedingung enthält, und in einem ordentlichen und vollständigen Schlusse als Obersatz erscheint, ankündigen muß, so wird die Relazion des Schlusses von der Relazion des Obersatzes abhängen. Und da endlich alle Urtheile und Sätze ihrer Relazion nach entweder kategorisch, oder hypothetisch oder disjunktiv sind (§. 57.), so muß es auch kategorische, hypothetische und disjunktive Schlüsse geben, und es kann in Ansehung der wesentlichen Schlufsform nicht mehr als diese drey Schlufsarten geben.

Anmerkung 1.

Die Logiker behaupten zwar ganz richtig, daß die Eintheilung der Schlüsse in kategorische, hypothetische und disjunktive auf der verschiedenen Relazion des Obersatzes beruhe. Es bleibt aber hiebey die Frage übrig, wie es zugehe, daß die Form des Schlusses von der Form des Obersatzes abhängt, da doch das Aufstellen einer Regel für sich noch keinen Schlufs konstituiert, sondern dazu nothwendig auch das Subsumiren und das Konkludiren (*ergo*) gehört und da in allen drey Schlufsarten Unter- und Schlusssatz gewöhnlich in kategorischer Form erscheint. Warum ist also durch die Relazion des Obersatzes die Relazion des ganzen Schlusses bestimmt? Der Grund hievon liegt darin, daß es bey

jedem Schlusse eigentlich auf das Verhältniß der Bedingung im Obersatze zur Aussage im Schlußsatze ankommt, indem der Untersatz nur den Uebergang von jener zu dieser vermittelt. Weil aber dieses Verhältniß in der Regel selbst auf eine eigenthümliche Art bestimmt seyn muß, und durch die Regel die Gültigkeit des Schlußsatzes bedingt ist: so muß die Form des Schlusses schon durch die Form des Obersatzes vollständig bestimmt seyn, und es kann dabey auf die Relazion des Unter- und Schlußsatzes weiter nichts ankommen. — Weniger schwierig ist die Frage, warum man bey Eintheilung der Schlusarten nur auf die Relazion und nicht auch auf die Quantität, Qualität und Modalität der Schlüsse Rücksicht nehme. Jeder Schluß hat nämlich als solcher allgemeine und nothwendige Gültigkeit; *) also haben alle Schlüsse einerley Quantität und Modalität. Und da in der Konsequenz als solcher (dem *Ergo*) keine Negazion liegen kann, so lassen sich die Schlüsse auch der Qualität nach nicht eintheilen, sondern es ist in Beziehung auf das *Ergo* völlig gleichgültig, ob der Schlußsatz affirmativ oder negativ ist. Es ist daher eine Verwechse-

*) Man wird hoffentlich nicht einwenden, daß es auch falsche oder unrichtige Schlüsse gebe. Denn bey Darstellung des Wesens der Schlüsse kann darauf keine Rücksicht genommen werden. Auch macht jeder falsche Schluß wenigstens Anspruch auf allgemeine und nothwendige Gültigkeit.

lung der Quantität und Qualität des Schlufssatzes mit der des Schlusses, wenn man die Schlüsse selbst in Rücksicht ihrer Quantität in allgemeine und besondere, und in Rücksicht ihrer Qualität in bejahende und verneinende eintheilt. Nur den *Modus* eines Schlusses kann man *ponens* oder *tollens* nennen, je nachdem die Konklusion bejahend oder verneinend ist. — Uebrigens wird in KANT's Logik sehr richtig gesagt, daß es grundlos und falsch sey, wenn viele Logiker nur die kategorischen Schlüsse für ordentliche, die übrigen aber für außerordentliche erklären. Nur bleibt jene Logik dieser Behauptung selbst nicht treu, wie sich in der Folge zeigen wird.

Anmerkung 2.

Als Beyspiele der kategorischen, hypothetischen und disjunktiven Schlufsform mögen folgende Syllogismen dienen, auf die wir uns in der Folge bey der Exposition dieser Formen beziehen werden:

1.

Kategorischer Schlufs.

Obersatz.

Alle Körper sind beweglich.

Untersatz.

Nun sind die Fixsterne Körper.

Schlufssatz.

Also sind die Fixsterne beweglich.

2.

Hypothetischer Schluss.

Obersatz.

Wenn die Erde sich in 24 Stunden um ihre Achse dreht, so ist die tägliche Bewegung der Sonne um die Erde nur scheinbar.

Untersatz.

Nun dreht sich die Erde in 24 Stunden um ihre Achse.

Schlussatz.

Also ist die tägliche Bewegung der Sonne um die Erde nur scheinbar.

3.

Disjunktiver Schluss.

Obersatz.

Der ewige Friede ist entweder eine Vernunftforderung oder eine Schimäre.

Untersatz.

Nun ist der ewige Friede eine Vernunftforderung.

Schlussatz.

Also ist der ewige Friede keine Schimäre.

§. 78.

Ein kategorischer Syllogism ist ein Schluss, in welchem die allgemeine Regel, aus welcher gefolgert wird, ein kategorisches Urtheil ist: $A = B$. In diesem Urtheile ist das Subjekt (A) die in der Regel enthaltene Bedingung, von welcher die Gül-

tigkeit des Schlufssatzes abhängig ist. In der Subsumzion muß also bestimmt werden, daß irgend ein andres Subjekt (C) unter dieser Bedingung enthalten sey: $C = A$; woraus alsdann als Schlufssatz sich die Folge ergibt, daß das in der Regel enthaltene Prädikat (B) sich eben so zu diesem Subjekte (C) verhalte, wie es sich zu jenem (A) verhielt. Es kommen also in einem kategorischen Schlusse drey Hauptbegriffe (*termini*) vor, welche so mit einander verbunden werden, daß daraus drey Sätze (*propositiones*) entspringen, in welchen jeder Hauptbegriff zweymal angetroffen wird. Die allgemeine Form des kategorischen Schlusses ist demnach diese:

$$\begin{array}{rcl} A & = & B \\ C & = & A \\ \hline C & = & B \end{array}$$

Anmerkung.

Ein kategorischer Schluß (ordentlich und vollständig ausgedrückt oder dargestellt) besteht aus drey Grundbestandtheilen oder Elementarvorstellungen, welche *termini* heißen: A, B, C. Zwey dieser Elemente sind das Subjekt und Prädikat desjenigen Urtheils, welches vermittelt werden soll, das

Schlusssatzes: C und B. Da nun das Prädikat immer eine weitere Sphäre hat als das Subjekt, *) so heisst jenes der grössere oder Oberbegriff (*terminus major*) und dieses der kleinere oder Unterbegriff (*terminus minor*). **) Da ferner der dritte Begriff (A) die Bestimmung des Verhältnisses zwischen den beyden übrigen (C und B) vermittelt, auch gewöhnlich eine mittlere Sphäre in Ansehung dieser umfaßt, so heisst derselbe der mittlere oder Mittelbegriff (*terminus medius*). Dieser findet daher auch bloß in den Prämissen statt; denn er ist die in der Regel enthaltene Bedingung, unter welche subsumirt wird. Da endlich mit diesem Begriffe in der Regel der Oberbegriff, in der Subsumtion aber der Unterbegriff im Verhältnisse gedacht wird, so heisst jene der Obersatz (*propositio major*)

*) In jedem Urtheile, das nicht reziprokabel ist (d. h. wo Subjekt und Prädikat nicht identisch sind — §. 57. Anm. 1.), läßt es sich wenigstens als möglich denken, daß das Prädikat auch noch andern Dingen ausser dem Subjekte zukomme, wenn es auch in der Wirklichkeit auf die Sphäre des Subjekts beschränkt seyn sollte.

**) In LAMBERT's Organon, Dianoiol. §. 197. heisst der Oberbegriff auch Vorderglied und der Unterbegriff Hinterglied. In WOLF's vernünftigen Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes, Kap. 3. §. 3. und Kap. 4. §. 6. wird aber unter Vorderglied das Subjekt und unter Hinterglied das Prädikat eines Satzes verstanden. Da dieser verschiedene Sprachgebrauch leicht Verwirrungen veranlassen kann, so scheinen die Ausdrücke: Ober- und Unterbegriff besser zu seyn.

jor) und diese der Untersatz (*propositio minor*), wiewohl diese Benennungen auch auf die natürlichste und eben darum auch gewöhnliche Stellung derselben sich beziehen mögen (§. 74. Anm. 1.). Weil nun Ober- und Unterbegriff zusammengenommen das vermittelte Urtheil selbst ausmachen, so erhellt zugleich hieraus, warum jeder von diesen drey Begriffen in jedem kategorischen Schlusse zweymal vorkommen müsse. Obnehin könnten ohne eine solche Verdoppelung aus drey Begriffen nicht drey Sätze konstruirt werden. Wenden wir nun dieß auf den vorhin (§. 77. Anm. 2. Nr. 1.) angeführten Schluß an, so ist in demselben Körper Mittelbegriff, beweglich Oberbegriff, und Fixstern Unterbegriff, und die Beziehung zwischen dem ersten und zweyten giebt den Obersatz, zwischen dem ersten und dritten den Untersatz, und zwischen dem zweyten und dritten den Schlußsatz. Eben dieß wird sich leicht auf folgenden Schluß anwenden lassen:

Vernünftige Wesen sind nicht als Sachen zu brauchen,

Nun sind die Neger vernünftige Wesen,

Also sind sie nicht als Sachen zu brauchen.

Es erhellt zugleich aus diesem Beyspiele und wird in der Folge noch näher erörtert werden, daß in einem kategorischen Schlusse der Ober- und Schlußsatz sowohl bejahend als verneinend seyn können. Manche Logiker stellen daher bloß die Bejahung durch zwey Striche (=), die Verneinung aber durch

Einen Strich (—), mithin die Schlüsse mit verneinendem Ober- und Schlufssatze durch folgendes Schema vor:

$$\begin{array}{rcl} A & - & B \\ C & = & A \\ \hline C & - & B \end{array}$$

Da aber die Negazion nie zur Kopel sondern stets zum Prädikate gehört (§. 55. Anm. 3.), so kann man B sowohl als affirmatives wie als negatives Prädikat denken und daher das im Paragraphe angeführte Schema für alle Schlüsse ohne Unterschied brauchen, da sie ohnehin als Schlüsse im Ganzen einerley Qualität haben (§. 77. Anm. 1.). Uebrigens könnte man in Rücksicht des affirmativen oder negativen Schlufssatzes auch beym kategorischem Schlusse einen *Modus ponens* und *Modus tollens* annehmen, wiewohl man bey dieser Schlufsart sehr vielerley Moden unterschieden hat, wie sich in der Folge zeigen wird.

§. 79.

Die Gültigkeit aller kategorischen Schlüsse beruht auf dem Satze: In welchem Verhältnisse [der Einstimmung oder des Widerstreits] ein gegebenes Merkmal zu einem anderweiten Merkmale eines Dinges steht, in demselben

Verhältnisse steht es auch zu diesem Dinge selbst; oder: Das [positive oder negative] Merkmal eines Merkmales ist auch ein [solches] Merkmal des Gegenstandes, der unter diesem Merkmale steht. Dieser Satz kann daher das Prinzip der kategorischen Schlüsse heißen.

Anmerkung 1.

In jedem kategorischen Schlusse soll ein gegebenes Merkmal (B) als Prädikat auf ein gewisses Ding (C) als Subjekt bezogen werden. Um diese Beziehung zu Stande zu bringen und das Verhältniß jenes Prädikates zu diesem Subjekte (ob es ihm zukommt — einstimmt — oder nicht — widerstreitet) allgemeingültig zu bestimmen, wird es zuvörderst mit einem anderweiten Merkmale (A) in Beziehung gedacht. Da nun das Subjekt unter diesem anderweiten Merkmale steht, so muß das gegebne Prädikat in demselben Verhältnisse zum Subjekte stehen, in welchem es zu dem Merkmale steht, unter welchem das Subjekt enthalten ist. Kommt also das Prädikat dem Merkmale des Subjektes zu, so wird es auch dem Subjekte selbst zukommen; widerspricht es jenem, so wird es auch diesem widersprechen. Man kann daher den obigen Grundsatz

In zwey besondre Sätze auflösen, deren Einer für Schlüsse mit affirmativer Konklusion und der Andre für Schlüsse mit negativer Konklusion gilt. Nämlich:

1.) Was dem Merkmal eines Dinges zukommt, das kommt auch dem Dinge selbst zu. Daher urtheilen wir, daß das Prädikat der Beweglichkeit den Fixsternen zukomme, weil es dem Merkmale derselben, daß sie Körper sind, zukommt.

2.) Was dem Merkmale eines Dinges widerspricht, das widerspricht auch dem Dinge selbst. Daher urtheilen wir, daß das Prädikat des Gebrauchs als einer bloßen Sache den Negern widerspreche, weil es dem Merkmale derselben, daß sie vernünftige Wesen sind, widerspricht.

Anmerkung 2.

Die Logiker drücken das Prinzip der kategorischen Schlüsse auch so aus: *Nota notae est etiam nota rei*. Unter *res* verstehen sie nämlich das Subjekt, von dem etwas prädicirt werden soll, den Unterbegriff; unter der ersten *nota* (¹*nota notae*) das Prädikat, welches dem Subjekte beygelegt werden soll, den Oberbegriff; und unter der zweyten *nota* das vermittelnde Merkmal (*nota intermedia*), unter welchem das Subjekt steht, den Mittelbegriff. Man muß also, wenn man diesen Satz allgemein (auf Schlüsse mit affirmativer und negativer

Konklusion) anwenden will, unter der ersten *nota* sowohl ein affirmatives als negatives Prädikat verstehen. Alsdann ist es nicht nöthig, ihm noch einen andern Satz (*repugnans notae repugnat rei ipsi*) an die Seite zu setzen. Es erhellet aber zugleich hieraus, daß das Prinzip der kategorischen Schlüsse eigentlich nichts anders als das Prinzip der relativen Identität ist, welches oben (§. 20. Anm. 4.) in folgendem Schema dargestellt werde:

$$\begin{array}{c} \text{X} \\ \text{(2.)} // \quad // \text{(1.)} \\ A = B \\ \text{(3.)} \end{array}$$

Denn wenn man jeden Vergleichungsakt in diesem Schema besonders darstellt und die Vergleichung von X und B anhebt, dann zu A und X fortgeht und endlich mit A und B beschließt, so kommt folgendes anderweite Schema heraus:

- (1.) $X = B$
- (2.) $A = X$
- (3.) $A = B$

welches kein andres ist, als das im vorigen Paragraph aufgestellte Schema der Form des kategorischen Schlusses. Man darf nur X in A und A in C verwandeln, B aber unverändert lassen und endlich durch einen Strich das letzte Glied als Konklusion von den beyden ersten als Prämissen absondern, so hat man dasselbe Formular. Nämlich:

$$\begin{array}{rcl}
 X & = & B \\
 A & = & X \\
 \hline
 A & = & B
 \end{array}
 \qquad
 \begin{array}{rcl}
 A & = & B \\
 C & = & A \\
 \hline
 C & = & B
 \end{array}$$

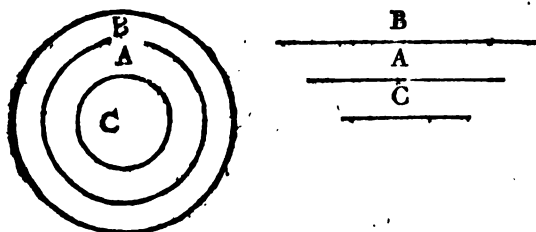
Anmerkung 3.

Das sogenannte *Dictum de omni* (*quicquid de omni valet, valet etiam de quibusdam et singulis*) et *nullo* (*quicquid de nullo valet, nec de quibusdam nec de singulis valet*) ist eigentlich eine bloße Folge aus dem vorigen Grundsatz: *Nota notae* etc. Denn jenes *Dictum* will soviel sagen: Was der Gattung zukommt oder widerspricht, kommt zu oder widerspricht auch allen Arten und Individuen derselben. *) Da nun jeder Gattungsbegriff durch seinen Inhalt ein gemeinschaftliches Merkmal aller der Gegenstände ist, die seinen Umfang ausmachen (§. 42. und 43.), so muß ein Prädikat, das dem Gattungsbegriffe als Merkmal zukommt oder widerspricht (z. B. lebendig und leblos mit dem Begriffe Thier verglichen), auch allen Gegenständen, auf die sich jener Begriff selbst als Merkmal bezieht (z. B. allen Fischen und Vögeln), zukommen oder widersprechen.

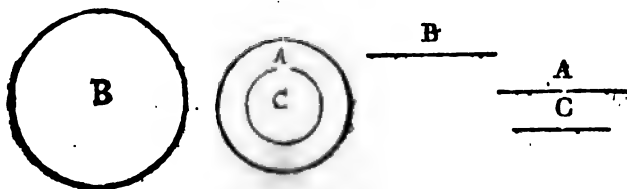
*) Man darf nicht sagen: Was einer Gattung zukommt oder nicht zukommt u. s. w. Denn es kommt manches einer Gattung nicht zu, was gleichwohl den Arten oder Individuen zukommt. Die niedern Begriffe müssen sich je eben von den höheren durch gewisse eigenthümliche Merkmale unterscheiden. Wenn aber ein Merkmal der Gattung widerspricht, so kann es freylich auch den Arten und Individuen nicht zukommen.

Anmerkung 4.

Die Logiker haben sich Mühe gegeben, die Form des kategorischen Schlusses und den Zusammenhang seiner Begriffe und Sätze unter einander auf mancherley Art zu versinnlichen. EULER in seinen Briefen an eine deutsche Prinzessin (Bd. 2. Br. 102. und 103.) bedient sich der Kreislinien, LAMBERT hingegen in seinem Organon (B. I. Hauptst. 4. §. 197 ff.) der geraden Linien zu dieser Versinnlichung. Die Schlüsse mit affirmativer Konklusion werden nach diesen Methoden so konstruirt:



d. h. weil C in A und A in B enthalten ist, so ist auch C in B enthalten. Die Schlüsse mit negativer Konklusion hingegen so:



d. h. weil C in A, aber A nicht in B enthalten ist, so ist auch C nicht in B enthalten.

§. 80.

Die aus dem Wesen der kategorischen Schlüsse hervorgehenden besondern Regeln zur Bildung und Beurtheilung derselben sind folgende:

1.) Ein ordentlicher und vollständiger kategorischer Schluss muß drey Sätze haben, in welchen aber nur drey Hauptbegriffe vorkommen dürfen.

2.) Der Obersatz muß allgemein und der Untersatz bejahend seyn.

3.) Der Schlußsatz muß sich in Ansehung der Quantität nach dem Untersatze und in Ansehung der Qualität nach dem Obersatze richten. Aus diesen drey Regeln lassen sich alle übrigen leicht ableiten.

Anmerkung 1.

Die Natur des kategorischen Schlusses bringt es mit sich, daß, wenn das Verhältniß zweyer Begriffe vermittelt eines dritten bestimmt werden soll, sowohl das Prädikat als das Subjekt des zu vermittelnden Urtheils mit dem dritten Begriffe verglichen werden muß; woraus nothwendig drey Sätze hervorgehen. In diesen Sätzen können daher auch nicht mehr und nicht weniger als drey Hauptbegriffe (*termini*) vorkommen. Hierbey ist aber zu bemerken, daß es zwar oft scheinen kann, als

wenn mehr als drey Begriffe in einem übrigen richtigen Schlusse vorkämen. Allein dann sind die Begriffe zusammengesetzt und durch mehrer Worte bezeichnet. Daher heisst nicht jeder einzelne in einem Schlusse vorkommende und mit Worten bezeichnete Begriff *terminus*, sondern nur derjenige, welcher ein Hauptmoment entweder allein oder mit andern zusammengenommen im Schlusse ausmacht. So sind in dem Schlusse:

Wer seine Wissenschaft gründlich versteht, ist
ein ächter Gelehrter,

Cajus versteht seine Wissenschaft gründlich,

Also ist Cajus ein ächter Gelehrter,
sechs einzelne Begriffe: Wissenschaft — gründlich — verstehen — ächt — Gelehrter — Cajus; aber doch nur drey Hauptbegriffe oder *termini*: Wissenschaft gründlich verstehen — ächter Gelehrter — Cajus. Wenn hingegen der Ausdruck des Mittelbegriffs im Ober- und Untersatze in verschiedner Bedeutung gebraucht ist, so können nur drey Hauptbegriffe da zu seyn scheinen, und es sind im Grunde doch vier vorhanden. In diesem Falle ist der Schluss schon der unrichtigen Form wegen verwerflich, wenn auch alle einzelne Sätze der Materie nach noch so wahr seyn sollten. *) Denn es ist alsdann keine

*) REIMARUS macht in seiner Vernunftlehre (§. 183.) die feine Bemerkung, dass der Mittelbegriff in einem Schlusse den Maassstab der Vernunft vorstelle, wodurch diese die Einstimmung und den Widerstreit der Begriffe erkenne. So unrichtig es nun seyn würde, die Grösse

Vermittlung, mithin keine Konsequenz/im Schlusse.
Z. B.

Die Thiere (*animalia sensu strictiori* = *αλγα*, *bruta*) haben keine Vernunft.

Die Menschen sind Thiere (*animalia sensu latiori* = *ζωα*)

Also

Hieraus folgt demnach von selbst die Regel, daß man die Worte, womit man die Begriffe bezeichnet, in einem Schlusse durchaus in einerley Bedeutung nehmen müsse.

Anmerkung 2.

Der Obersatz: $A = B$ (§. 78.), ist in Ansehung seiner Quantität bestimmt, weil er die allgemeine Regel ist, aus welcher gefolgert wird, in Ansehung seiner Qualität aber unbestimmt, so daß er sowohl bedeuten kann: Alles A ist B; als: Kein A ist B. Denn eine allgemeine Regel kann sowohl affirmativ als negativ seyn, und aus beyderley Art Regeln müssen sich wahre Folgerungen ergeben. Man kann daher das Prädikat B beliebig als bejahend oder als verneinend denken. — Der Untersatz: $C = A$, ist in Ansehung seiner Qualität

von A mit dem ordentlichen Maafstabe (C), die Größe von B mit dem verjüngten (c) zu bestimmen und daraus die Gleichheit oder Ungleichheit von A und B zu folgern, so unrichtig würde es auch seyn, zwey Begriffe durch einen verschiednen Mittelbegriff in Ansehung ihrer Einstimmung oder ihres Widerstreits zu bestimmen.

bestimmt, weil er subsumiren d. h. setzen soll, daß etwas unter einer Bedingung enthalten sey; eine negative Subsumzion wäre also keine Subsumzion; in Ansehung seiner Quantität aber ist er unbestimmt, so daß er sowohl bedeuten kann: Alles C ist A, als: Einiges C ist A. Denn es ist nicht nothwendig, daß unter einem Begriffe alle Dinge einer gewissen Art enthalten seyen. Es muß also der Obersatz in einem ordentlichen Schlusse stets allgemein und der Untersatz stets bejahend seyn. Hieraus folgt nun von selbst die alte logische Regel: *Ex propositionibus mere particularibus et negativis nihil sequitur* d. h. die Prämissen eines Schlusses dürfen beyde zugleich weder partikulär noch negativ seyn. Wären sie partikulär, so hätte man keine allgemeine Regel, unter welche mit Sicherheit subsumirt werden könnte. Z. B.

Einige Menschen sind gelehrt,
Einige Höhlenbewohner sind Menschen,
Also

Wären sie beyde negativ, so wäre gar nicht subsumirt worden. Z. B.

Kein Mensch ist allwissend,
Gott ist kein Mensch,
Also

Indessen muß man in Ansehung der Subsumzion das wirklich Negative von dem scheinbar Negativen wohl unterscheiden. In dem Schlusse:

Wer seine Wissenschaft nicht gründlich versteht,
ist kein ächter Gelehrter,

Titius versteht seine Wissenschaft nicht gründlich,
 Also ist Titius kein ächter Gelehrter,
 ist eine wirkliche Subsumzion vorhanden, obgleich
 der Untersatz negativ ausgedrückt ist. Es liegt
 nämlich hier die Negazion in dem Mittelbegriffe
 selbst: Wissenschaft nicht gründlich-verstehen. Die
 Subsumzion setzt also wirklich, daß Titius ein sol-
 cher sey, als durch den Mittelbegriff bestimmt wird,
 daß er mithin zur Klasse derer gehöre, auf welche
 sich der Mittelbegriff bezieht. Also ist die Subsum-
 zion als solche in der That positiv (setzend), ob
 sie gleich negativ ausgedrückt ist. Dieß leuchtet
 auch sogleich ein, wenn man den Untersatz so aus-
 drückt: Titius ist einer von denen, welche u. s. w.
 Dieser Fall findet auch statt, wenn der Obersatz
 exklusiv ist (§. 60. Anm. 4.). Z. B.

Nur vernünftige Wesen sind frey,
 Der Affe ist kein vernünftiges Wesen,
 Also ist er nicht frey,

Der Obersatz bedeutet eigentlich: Kein unvernünf-
 tiges Wesen ist frey, oder: Was nicht vernünftig
 ist, ist auch nicht frey; mithin will auch der Un-
 tersatz sagen: Der Affe ist ein unvernünftiges We-
 sen, oder: Er gehört zu dem, was nicht vernünftig
 ist. Sobald man nämlich einem Subjekte mit Aus-
 schließung aller andern ein Prädikat beylegt, so
 pegirt man dasselbe von allen andern. Sagt man
 nun, daß etwas zu jenem Subjekte nicht gehöre,
 so behauptet man, daß es zu den andern gehöre,
 man setzt es also in die Klasse der ausgeschlossenen

Dinge, und subsumirt folglich in der That, obgleich der Ausdruck negativ ist. Der Fall aber, wo durch Versetzung der Prämissen ein negativer Obersatz den zweyten und ein partikulärer Untersatz den ersten Platz erhalten hat, gehört nicht hieher. Denn obgleich alsdann der Obersatz durch seine Stellung als Untersatz, und der Untersatz als Obersatz erscheint, so behalten sie doch beyde ihre wahre Dignität, indem jener den Oberbegriff und dieser den Unterbegriff auf den Mittelbegriff bezieht. Was die Relazion und Modalität des Ober- und Untersatzes betrifft, so ist hierüber keine ausführliche Expösizion nöthig. Dafs der Obersatz kategorisch seyn müsse, versteht sich von selbst; desgleichen dafs er alle Grade der Modalität zulasse. Der Untersatz könnte allenfalls auch hypothetisch seyn, wenn man andeuten wollte, dafs die Subsumzion nicht so ganz sicher sey. Disjunktiv aber kann hier nicht subsumirt werden, weil die Disjunkzion in einem ihrer Theile eine Negazion des andern enthält, der Untersatz aber im kategorischen Schlusse bejahend seyn soll. In modaler Hinsicht läfst er ebenfalls jede mögliche Bestimmung zu, wenn er kategorisch ist.

Anmerkung 3.

Der Schlusssatz besteht aus dem Unterbegriff als Subjekte, und dem Oberbegriff als Prädikate. Da ihr Verhältnifs durch den Mittelbegriff bestimmt ist und im Obersatze zuerst mit diesem der Oberbegriff verglichen wird, so mufs derselbe zum Unter-

begriff in der Konklusion in demselben Verhältnisse stehen, in welchem er zum Mittelbegriff im Obersatze stand. Ist also der Obersatz bejahend, so muß es auch die Konklusion seyn; ist aber jene verneinend, so muß es auch diese seyn. Im Untersatze wird der Unterbegriff mit dem Mittelbegriffe verglichen, indem jener unter diesen subsumirt wird. In der Konklusion kann also der Oberbegriff auf nicht mehr Dinge bezogen werden, als im Untersatze subsumirt worden sind. Ist also der Untersatz allgemein, so muß es auch die Konklusion seyn; ist aber jener partikulär, so muß es auch diese seyn. *) Die alten Logiker drücken diese Regel auch so aus: *Conclusio sequitur partem debiliorem*, indem sie sich den partikulären und negativen Satz als den schwächern Theil in den Prämissen eines Schlusses vorstellen. Ist nun in den Prämissen ein negativer Satz (welches nach der vorigen Regel nur der Obersatz seyn kann), so wird sich der Schlufssatz nach demselben in Ansehung dieser schwächern Qualität richten. Ist in den Prämissen ein partikulärer Satz (welches nach der vorigen Regel nur der Untersatz seyn kann), so wird sich der Schlufssatz nach dem-

*) Der Schlufssatz: $C = B$ (§. 78.), ist in Ansehung des Subjektes mit dem Satze: $C = A$, in Ansehung des Prädikates aber mit dem Satze: $A = B$, identisch. Er muß also mit jenem einerley Quantität und mit diesem einerley Qualität haben. Er kann also bedeuten: Alles C ist B, und: Einiges C ist B, oder: Kein C ist B, und: Einiges C ist nicht B.

selben in Ansehung dieser schwächern Quantität richten. Der Schlusssatz folgt also in Quantität und Qualität nothwendig dem schwächern Theile. — In Ansehung der Modalität ist der Schlusssatz als solcher (*ergo*) immer apodiktisch, wenn er auch für sich betrachtet (ohne jenes *Ergo*) eine schwächere Modalität hätte, weil die Vordersätze eine solche hatten. Z. B.

Wer krank werden kann, kann auch sterben,

Cajus kann krank werden,

Also kann er auch sterben.

Die Modalität der einzelnen Sätze hat daher auf die Konsequenz weiter keinen Einfluß; nur darf man dem Schlusssatze keine stärkere Modalität geben, als die Prämissen hatten. — Die Relazion des Schlusssatzes ist einerley mit der des Untersatzes. Hätte man also nur hypothetisch subsumirt, so könnte man auch nur so (wenigstens in Gedanken) konkludiren, z. B.

Alle Betrüger sind verächtlich,

Wenn nun das Zeugniß des Cajus gilt, so ist Titius ein Betrüger,

Also (wenn das Zeugniß des Cajus gilt, so) ist Titius verächtlich.

Anmerkung 4.

Bey Prüfung eines gegebenen Schlusses hat man zuerst auf die Form, sodann auf die Materie zu sehen. Bey der Form des kategorischen Schlusses kommt es hauptsächlich auf den Mittelbegriff

an, ob nämlich derselbe in beyden Prämissen identisch sey. Denn es kann in der Bezeichnung desselben durch Worte eine Zweydeutigkeit stattfinden, so daß ungeachtet der grammatischen Identität doch eine logische Differenz, mithin statt dreyer Begriffe (den Worten nach) vier Begriffe (dem Verstande nach) vorhanden seyen. Da dadurch die ganze innere Schlufsform aufgehoben ist, so braucht man sich, sobald jene Quadruplicität erwiesen ist, auf weiter nichts einzulassen. — Ist der Schluß in Hinsicht der Form richtig, so hat man auf die Materie zu sehen und zwar theils auf den Obersatz, ob er allgemeingültig sey, theils auf den Untersatz, ob der Wahrheit gemäß subsumirt sey. Hier verläßt uns aber freylich die Logik mit ihren Regeln und verweist uns an andre reale Wissenschaften. Denn setzt, es stellte jemand den Schluß auf:

Kein Thier, welches im Wasser lebt, bringt lebendige Jungen zur Welt,

Der Elephant ist ein Thier, welches im Wasser lebt,

Also

so könnte uns nur die Zoologie belehren, daß der Obersatz nicht allgemeingültig sey und der Untersatz keine richtige Subsumzion enthalte. Es bestätigt also dieß die Behauptung (§. 9.), daß die Logik kein materiales, sondern nur ein formales Organon sey. Sie fodert bloß, daß in einem ordentlichen kategorischen Schlusse der Obersatz universal und

und der Untersatz positiv sey. Ob aber hier mit Recht gesetzt und dort etwas Allgemeingültiges behauptet werde, dieß zu beurtheilen liegt außer den Gränzen der Logik. Kann sie doch nicht einmal ohne Hülfe der Grammatik und des Wörterbuchs beurtheilen, ob vier Begriffe im Schlusse vorhanden seyen, wenn der vierte Begriff durch die Zweydeutigkeit der Bezeichnung des Mittelbegriffs versteckt ist! — Uebrigens ergiebt es sich hieraus von selbst, daß es lächerlich sey, die Bestreitung eines Syllogismes mit der Konklusion zu beginnen. Denn dadurch giebt man die Prämissen stillschweigend zu, von welchen doch eben die Gültigkeit des Schlusssatzes abhängt. Hat man also die Ungültigkeit einer oder gar beyder Prämissen bewiesen, so muß der Gegner die Konklusion von selbst fallen lassen oder — andre Prämissen suchen. Denn ein Satz könnte wohl an sich wahr seyn, wenn ihn auch jemand aus ungültigen Prämissen zu deduziren gesucht hätte. *)

§. 81.

Ein hypothetischer Syllogismus ist ein Schluß, in welchem die allgemeine Regel, aus welcher gefolgert wird, ein hypothetisches Urtheil ist: Wenn A ist, so ist

*) Von den aus einer veränderten Stellung der Sätze und Begriffe eines kategorischen Schlusses hervorgehenden syllogistischen Figuren und ihren Moden wird tiefer unten gehandelt werden.

B. In einem solchen Urtheile wird bloß ausgesagt, daß Vorderglied (A) und Hinterglied (B) gegen einander gehalten als Grund und Folge zusammenhängen, ohne doch zu bestimmen, ob eins von beyden an und für sich betrachtet wirklich stattfindet oder nicht. Um dieß zu bestimmen, muß in einer besondern Subsumzion entweder das Vorderglied an und für sich gesetzt und daraus in der Konklusion das Setzen des Hintergliedes — oder das Hinterglied an und für sich aufgehoben und daraus das Aufheben des Vordergliedes gefolgert werden. Die allgemeine Form des hypothetischen Schlusses ist demnach diese:

Wenn A ist, so ist B,

Nun ist A,	oder	Nun ist B nicht,
Also auch B.		Also auch A nicht.

Anmerkung.

Auch der hypothetische Schluß besteht aus drey Sätzen, Ober-, Unter- und Schluß-Satz. Denn es muß zuerst ein hypothetischer Satz als allgemeine Regel aufgestellt werden. Da nun dieser eine Bedingung und ein Bedingtes enthält und nur über das Verhältniß beyder gegen einander, aber nichts über jedes Glied für sich betrachtet aussagt, so muß

in einem zweyten Satze ein Glied aus der allgemeinen Regel herausgehoben und darüber erkannt werden. Dieser Satz enthält also die Subsumzion, vermittelt welcher alsdann in einem dritten Satze auch über das andre Glied geurtheilt wird. Der letzte Satz enthält daher die eigentliche Konklusion oder das geschlossene Urtheil selbst. Da aber in Beziehung auf eine hypothetische allgemeine Regel auf zweyerley Art subsumirt werden kann, weil ein hypothetisches Urtheil durch sein Vorder- und Hinterglied als ein doppeltes erscheint (§. 57. Anm. 2.): so kann auch nach der hypothetischen Form auf doppelte Art geschlossen werden. Man kann nämlich entweder von der Wahrheit des Vordergliedes auf die des Hintergliedes — oder von der Falschheit des Hintergliedes auf die des Vordergliedes schließen. Jene Art zu schließen heisset *modus ponens*, diese *modus tollens* des hypothetischen Vernunftschlusses. Dort heisset es: *Atqui verum prius, ergo et posterius* — hier: *Atqui falsum posterius, ergo et prius*. Beyspiele von beyden Schlussarten sind folgende Syllogismen:

Modus ponens.

Wenn die Religion Gewissenssache ist, so muß
in Ansehung ihrer völlige Freyheit stattfinden,
Nun ist die Religion Gewissenssache,
Also muß in Ansehung ihrer völlige Freyheit
stattfinden.

Modus tollens.

Wenn der Mond eignes Licht hat, so muß er
stets voll seyn.

Nun ist er nicht stets voll,

Also hat er auch kein eignes Licht.

§. 82.

Die Grundregel oder das Prinzip der hypothetischen Schlufsform ist der Satz: Wenn die Bedingung gesetzt wird, so muß auch das Bedingte gesetzt, und wenn das Bedingte aufgehoben wird, so muß auch die Bedingung aufgehoben werden. In dem Obersatze eines hypothetischen Schlusses ist nämlich das Vorderglied die Bedingung, von welcher das Hinterglied als das Bedingte abhängig ist.

Anmerkung 1.

Die Gültigkeit der obigen Regel beruht auf dem nothwendigen Zusammenhange zwischen Grund und Folge. Denn könnte man nach Setzung des Grundes die Folge dennoch aufheben, so wäre der Grund kein Grund von dieser Folge; und könnte man nach Aufhebung der Folge den Grund dennoch setzen, so wäre die Folge keine Folge von diesem Grunde. Es fehlte dann dem Satze an aller Konsequenz. Man kann daher den Grundsatz: Po-

sita conditione ponitur conditionatum, sublato conditionato tollitur conditio, auch so ausdrücken: *A ratione ad rationatum, a negatione rationati *) ad negationem rationis valet consequentia*. Der eine Theil der Regel gilt also als Norm für den *modus ponens*, der andre als Norm für den *modus tollens* der hypothetischen Schlussform. Beyde Modi sind daher nichts anders als untergeordnete Formen, oder Arten einer und derselben Gattung.

Anmerkung 2.

Warum kann man aber diese beyden hypothetischen Schlussarten nicht umkehren und von der Wahrheit des Hintergliedes auf die Wahrheit des Vordergliedes (*a rationato ad rationem*) oder von der Falschheit des Vordergliedes auf die Falschheit des Hintergliedes (*a negatione rationis ad negationem rationati*) schliessen? — Diese Schlussarten könnten nur dann als gültig zugelassen werden, wenn jede Folge nur Einen Grund hätte und wenn man nicht auch aus einem an und für sich betrachtet falschen Grunde eine an und für sich betrachtet wahre Folge ableiten könnte. Mithin kann man erstlich nicht schliessen, weil die Folge B stattfindet (das Hinter-

*) In KANT's Logik (§. 76.) steht, wahrscheinlich durch einen Druckfehler: *a negatione rationali*. In KIESEWETTER's Logik (Auseinanders. S. 367.) ist dieser Fehler treulich wiederholt! Oder ist er auch schon in den frühern Ausgaben anzutreffen?

glied wahr ist), so muß auch der angeführte Grund A stattfinden (das Vorderglied wahr seyn); denn die Folge B könnte auch einen andern Grund, C oder D, haben. So lassen sich mehr Gründe denken, wovon die Bewegung der Planeten als Folge abhängig ist, und unter andern auch dieser, daß sie selbst lebendige Wesen seyen, welche sich aus eigener Willkür nach einer gewissen Regel bewegen. Wollte also jemand schließen:

Wenn die Planeten belebt sind, so werden sie
sich bewegen,

Nun bewegen sie sich,

Also sind sie belebt —

so wäre der Schluß falsch, weil jene Bewegung von einem ganz andern Grunde abhängt. — Eben-
darum kann man aber auch zweyten nicht schließen, weil der angeführte Grund A nicht stattfindet (das Vorderglied falsch ist), so muß auch die daraus abgeleitete Folge B wegfallen (das Hinterglied falsch seyn); denn diese Folge könnte auch um eines ganz andern Grundes willen stattfinden. So läßt sich die Vorsicht im Gehen bey dunkler Nachtzeit aus mancherley Gründen empfehlen, und unter andern auch darum, weil dann Gespenster umhergehen, die jemanden schaden könnten; denn gesetzt, daß es dergleichen gäbe, so wäre jene Vorsicht allerdings eine nothwendige Folge davon. Wollte nun aber jemand schließen:

Wenn es Gespenster giebt, so gehe man vorsichtig
bey dunkler Nachtzeit,

Nun giebt es keine Gespenster,

Also gehe man auch nicht vorsichtig bey dunkler
Nachtzeit —

so wäre der Schluß eben so falsch, als wenn man im ersten Beyspiele hätte schliessen wollen: Nun sind die Planeten keine lebendige Wesen, also bewegen sie sich auch nicht; oder im zweyten: Nun muß man in der Nacht vorsichtig gehen, also giebt es Gespenster. Es gilt daher allgemein die Regel: Aus einem wahren Grunde kann sich bey richtiger Konsequenz keine falsche Folge, wohl aber kann sich aus einem falschen Grunde eine wahre Folge ergeben.

Anmerkung 3.

Die Logiker haben sich viele Mühe gegeben, allgemeine Regeln ausfindig zu machen, nach welchen jeder hypothetische Schluß in einen kategorischen verwandelt werden könnte. Allein erstlich ist diese Verwandlung gar nicht nöthig, um die Richtigkeit eines hypothetischen Schlusses einzusehen. Denn die hypothetische Schlufsform hat ihre Gültigkeit in sich selbst so gut wie die kategorische und bedarf zu ihrer Prüfung gar keiner Zurückführung auf eine gleichsam höhere Form, von welcher sie nur eine zufällige Modifikation wäre. Man könnte daher mit demselben Rechte fragen, wie man einen kategorischen Schluß in einen hypothetischen zu verwandeln habe. Zweytens ist diese Verwandlung nur dann möglich, wenn der Obersatz eines hypo-

thetischen Schlusses drey Hauptbegriffe enthält, von welchen einer als Mittelbegriff mit den beyden übrigen kategorisch verbunden werden kann, wenn also die Formel: Wenn A ist, so ist B, die Bedeutung hat; Wenn A ist C, so ist A auch B d. h. A ist B, weil und wiefern es C ist. In diesem Falle ist nämlich die kategorische Form als die ursprüngliche und die hypothetische als die abgeleitete anzusehen. Z. B.

Modus ponens.

Wenn die Luft elastisch ist, so läßt sie sich zusammendrücken,

Nun ist sie elastisch — Also

Hier wird das Merkmal der Elastizität (C) als Grund der Zusammendrückungsfähigkeit (B) der Luft (A) angesehen und kann daher auch in kategorischer Form als Mittelbegriff mit den beyden andern Begriffen verglichen werden. So kommt dann folgender kategorische Schluß heraus:

Was elastisch ist, läßt sich zusammendrücken,

Die Luft ist elastisch — Also

Eben so in folgendem Beyspiele:

Modus tollens.

Wenn Caj. rechtschaffen ist, so wartet er seinen Beruf ordentlich ab.

Nun wartet er seinen Beruf nicht ordentlich ab —
Also

Hier wird das Merkmal der nicht-ordentlichen Abwartung des Berufs (C) als Grund der Nicht-Rechtschaffenheit (B) des Cajus (A) angesehen und kann daher auch als Mittelbegriff mit den beyden

andern Begriffen verglichen werden. So entsteht folgender kategorische Schluß:

Wer seinen Beruf nicht ordentlich abwartet, ist
nicht rechtschaffen,

Cajus wartet seinen Beruf nicht ordentlich ab —
Also

In solchen Fällen braucht man also nur den Mittelbegriff herauszusuchen, um dem hypothetischen Schlusse sogleich die kategorische Form zu geben. Es bedarf dazu gar keiner besondern Anweisung, sobald man nur die Natur beyder Schlußarten kennt. Sobald aber im Obersatze eines hypothetischen Schlusses mehr als drey Hauptbegriffe vorkommen, so daß die Formel: Wenn A ist, so ist B, bedeutet: Wenn A ist C, so ist B auch D — so ist eine solche Verwandlung nicht möglich, weil ein kategorischer Schluß nur drey Hauptbegriffe (*terminos*) zuläßt. Man müßte also dann einen langen Umschweif durch mehre kategorische Schlüsse machen, ehe man zu derselben Konklusion gelangte, wodurch aber die Deutlichkeit der Einsicht nicht vermehrt, sondern vermindert werden würde. Denn je leichter und schneller man den Zusammenhang der Begriffe übersehen kann, desto deutlicher ist die Einsicht. *) --

*) Man nehme als Beyspiel den oben (§. 77. Anm. 2. Nr. 2.) angeführten Schluß, den gewiß kein Logiker in einen kategorischen verwandeln wird. — Ein hypothetischer Obersatz, der weniger als drey Hauptbegriffe hätte, kann nicht vorkommen, weil dann ein unbestimmtes Subjekt hinzugedacht werden muß. Z. B. Wenn es (der Himmel) regnet, so wird es (die Erde) nass — Wenn es

Hingegen läßt sich die eine hypothetische Schlufsart in die andre (*modus ponens in modum tollentem et vice versa*) jederzeit verwandeln, sobald man nur den Obersatz kontraponirt (§. 65. Anm. 2.). Z. B.

Modus ponens.

Wenn die Luft elastisch ist, so läßt sie sich zusammendrücken,

Nun ist sie elastisch — Also

Modus tollens.

Wenn die Luft sich nicht zusammendrücken läßt, so ist sie nicht elastisch.

Nun ist sie elastisch — Also

Der letzte Schluß ist nämlich wirklich in *modo tollente*, ob er gleich in *modo ponente* zu seyn scheint. Denn es wird hier geschlossen: *Atqui falsum posterius, ergo et prius*. Dort aber hieß es: *Atqui verum prius, ergo et posterius*. Der umgekehrte Fall findet in folgenden Schlüssen statt:

Modus tollens.

Wenn Cajus ehrlich ist, so ist er auch wahrhaftig,

Nun ist er nicht wahrhaftig — Also

Modus ponens.

Wenn Cajus nicht wahrhaftig ist, so ist er auch nicht ehrlich,

Nun ist er nicht wahrhaftig — Also

Bey dieser Verwandlung der einen hypothetischen Schlufsart in die andre bleiben also die Unter- und

(die Haut) jukt, so kratzt man (der, dessen Haut jukt oder ein Andrer).

Schlussätze dieselben. Aber ihre Beziehung auf das Vorder- und Hinterglied des Obersatzes ist ganz verschieden. Und davon allein, nicht von der affirmativen oder negativen Form des Unter- und Schlusssatzes hängt die Verschiedenheit der Moden in der hypothetischen Schlussform ab.

§. 83.

Die aus dem Wesen der hypothetischen Schlüsse hervorgehenden besondern Regeln zur Bildung und Beurtheilung derselben sind folgende:

1.) Ein ordentlicher und vollständiger hypothetischer Schluss muß drey Sätze haben, in welchen aber auch mehr als drey Hauptbegriffe vorkommen können.

2.) Der Obersatz ist in Ansehung seiner Quantität und Qualität nur auf einerley Art, der Untersatz aber kann in beyderley Hinsicht auf verschiedne Art bestimmt seyn.

3.) Der Schlusssatz richtet sich in Ansehung seiner Quantität und Qualität nach demjenigen Gliede des Obersatzes, welches nicht subsumirt worden ist, und zwar beym *modo ponente* direkt, beym *modo tollente* aber indirekt durch Entgegensetzung.

Anmerkung 1.

Die hypothetischen Schlüsse bestehen eben so, wie die kategorischen, aus einem Obersatze, der die allgemeine Regel, einem Untersatze, der die Subsumzion, und einem Schlusssatze, der das gefolgerte Urtheil enthält. Denn Subsumiren heisst nicht bloß einen Begriff als enthalten unter einem andern denken, sondern überhaupt, etwas in Beziehung auf ein andres als untergeordnet betrachten. Diese Funkzion des Denkens aber findet bey allen hypothetischen Schlüssen statt. Sie sind also eben so wohl, als die kategorischen, wirkliche und eigentliche Vernunftschlüsse, ob sie gleich, wie aus dem vorigen Paragraph (Anm. 3.) erhellet, mehr als drey Hauptbegriffe haben können. Es ist daher unrichtig, wenn in KANT's Logik (§. 75. Anm. 2.) behauptet wird: „Daraus, daß der hypothetische „Schluß nur aus zwey Sätzen besteht, ohne „einen Mittelbegriff zu haben, ist zu erschen: daß „er eigentlich kein Vernunftschluß sey, „sondern vielmehr nur ein unmittelbarer, aus „einem Vordersatze und Nachsatze, der Materie oder „der Form nach, zu erweisender Schluß (*consequentia immediata demonstrabilis* [*ex antecedente et consequente*] *vel quoad materiam vel quoad formam.*)“ — Denn

1.) besteht kein hypothetischer Schluß, der nicht etwa abgekürzt, sondern vollständig ausgedrückt ist, aus zwey Sätzen. Der sogenannte Vordersatz und Nachsatz (besser: Vorderglied und

Hinterglied) sind ja nur Theile eines und desselben Satzes, nämlich des Obersatzes, indem derselbe ein hypothetisches Urtheil ist. Wäre nun der hypothetische Schluss ein sogenannter unmittelbarer Schluss im gewöhnlichen logischen Sinne (zugestanden einstweilen, daß es dergleichen gebe) und bestände dieser Schluss aus einem bloßen Vorder- und Nachsatze (*ex antecedente et consequente scil. membro*): so müßte man auch zugeben, daß jedes hypothetische Urtheil ein hypothetischer Schluss sey. Da aber dies der Fall nicht ist (§. 57. Anm. 2. am Ende), auch in jener Logik selbst hypothetische Urtheile (§. 25.) von hypothetischen Schlüssen (§. 75.) unterschieden werden, so kann man auch nicht sagen, daß der hypothetische Schluss kein eigentlicher Vernunftschluss, sondern ein unmittelbarer, mithin sogenannter Verstandeschluss sey. Es gehört zu jedem hypothetischen Schlusse nothwendig ein besondres Urtheil über das eine oder andre Glied des Obersatzes, mithin eine Subsumzion, vermittelt welcher erst konkludirt wird.

2.) Fehlt es nicht allen hypothetischen Schlüssen an einem Mittelbegriffe, wie schon die bey dem vorigen Paragraph (Anm. 3.) angeführten Beispiele beweisen. Daß aber in einem hypothetischen Schlusse auch mehr als drey Hauptbegriffe vorkommen können, ist eben eine Eigenthümlichkeit, wodurch er sich von dem kategorischen Schlusse wesentlich

unterscheidet, aber an seiner Würde als Vernunftschluß nichts verliert.

3.) Verwickelt sich die genannte Logik durch jene Behauptung in die handgreiflichsten Widersprüche. Denn §. 43. werden die Schlüsse eingetheilt in unmittelbare oder Verstandesschlüsse und mittelbare oder Vernunftschlüsse (nebst Schlüssen der Urtheilskraft). Von §. 56. bis 80. werden dann die Vernunftschlüsse und unter diesen die hypothetischen abgehandelt. Wie kann denn nun gleichwohl mitten in dieser Abhandlung gesagt werden, die hypothetischen Schlüsse seyen unmittelbare? Noch mehr! In eben dieser Abhandlung (§. 60. [wo die Vernunftschlüsse in kategorische, hypothetische, und disjunktive eingetheilt werden] Anm. 2.) wird gesagt: „Viele Logiker halten nur die kategorischen „Vernunftschlüsse für ordentliche; die „übrigen“ (hypothetischen und disjunktiven) „hingegen für außerordentliche. Allein dieses „ist grundlos und falsch. Denn alle drey „dieser Arten sind Produkte gleich richtiger, aber „von einander gleich wesentlich verschiedner Funktionen der Vernunft.“ — Nach solchen Erklärungen ist es in der That unbegreiflich, wie gleichwohl in derselben Logik behauptet werden konnte, die hypothetischen Schlüsse seyen eigentlich keine Vernunftschlüsse, sondern nur unmittelbare Schlüsse. Wenn dieß kein Widerspruch ist, so gab es nie und nirgends einen. — Auch ist es inkonse-

quent, wenn in derselben Logik die disjunktiven Schlüsse, die doch auch keinen Mittelbegriff haben, nicht ebenfalls für unmittelbare Schlüsse erklärt werden. Denn wenn darum die hypothetischen Schlüsse aus der Liste der Vernunftschlüsse auszustreichen wären, so wären die disjunktiven Schlüsse mit ihnen in gleicher Verdammniß.

Anmerkung 2.

Da der Obersatz in einem hypothetischen Schlusse ein hypothetisches Urtheil ist, so ist er im Ganzen immer universal und positiv (§. 57. Anm. 4.). Seine Theile aber, Vorder- und Hinterglied, können eine geringere Quantität und Qualität haben. Daher kann denn auch der Untersatz, der die Subsumzion eines Theils vom Obersatze enthält, von verschiedner Quantität und Qualität seyn; und zwar kann der Untersatz auch *in modo ponente* negativ und *in modo tollente* affirmativ seyn. Denn der Untersatz ist die bloße Asserzion in Ansehung dessen, was in einem Theile des Obersatzes als problematisch angenommen wurde. Folgende Beyspiele können das Gesagte erläutern:

Modus ponens.

Wenn einige Völker nicht kultivirt sind, so müssen die kultivirten ihnen zu Hülfe kommen,
Nun sind einige Völker nicht kultivirt — Also . . .

Modus tollens.

Wenn alle Sterne Fixsterne wären, so würden einige derselben nicht ihren Stand gegen die übrigen merklich verändern,

Nun verändern einige ihren Stand gegen die übrigen merklich — Also

Die Relazion und Modalität des Obersatzes ist schon durch sich selbst bestimmt. Der Untersatz ist gewöhnlich kategorisch, kann aber auch selbst hypothetisch seyn, wenn man die Ungewißheit der Subsumzion andeuten will. Ist er aber kategorisch, so kann er problematisch, assertorisch und apodiktisch seyn. Auch disjunktiv könnte der Untersatz seyn, wenn das Vorder- oder Hinterglied des Obersatzes eine Disjunkzion enthielte.

Anmerkung 3.

In dem Schlufssatze wird beym *modo ponente* das Hinterglied des Obersatzes gesetzt, weil im Untersatze das Vorderglied gesetzt wurde. Also hat der Schlufssatz alsdann gleiche Quantität und Qualität mit jenem Gliede. Man vergleiche das erste Beyspiel in der vorigen Anmerkung, wo der Schlufssatz lauten müßte: Also müssen die kultivirten Völker den unkultivirten zu Hülfe kommen. Beym *modo tollente* wird das Vorderglied des Obersatzes aufgehoben, weil im Untersatze das Hinterglied aufgehoben wurde. Es entsteht also eine Entgegensetzung im Schlufssatze gegen jenes Vorderglied des Obersatzes. Es wird daher der Schlufssatz immer von demselben verschieden seyn in Ansehung der Quantität oder Qualität oder auch beyder, je nachdem es die anderweite Beschaffenheit der Sätze mit sich bringt. So würde beym zweyten Beyspiele der
vorigen

vorigen Anmerkung der Schlufssatz seyn: Also sind nicht alle Sterne (d. h. nur einige oder viele oder die meisten von denen, die wir sehen) Fixsterne. Andre Beyspiele sind folgende:

Wenn kein Mensch vollkommener werden könnte,
so wären alle Menschen vernunftlose Thiere,
Nun ist kein Mensch ein vernunftloses Thier,
Also können alle Menschen vollkommener werden.

Oder:

Wenn einige Planeten der Sonne nicht näher als die Erde wären, so könnten sie uns nicht zuweilen vor der Sonne vorbey zu gehen scheinen,
Nun scheinen uns einige Planeten zuweilen vor der Sonne vorbey zu gehen,
Also sind einige Planeten der Sonne näher als die Erde.

Oder:

Wenn einige Menschen allwissend wären, so müßten sie Götter seyn,
Nun ist kein Mensch ein Gott,
Also sind auch nicht einige Menschen (d. h. kein Mensch) allwissend.

In Ansehung der Modalität ist der Schlufssatz als solcher immer apodiktisch. Für sich betrachtet, kann er aber auch eine schwächere Modalität haben, je nachdem die Vordersätze beschaffen sind. Z. B.

Wenn Cajus krank werden kann, so kann er auch sterben,
Nun kann er krank werden,
Also kann er auch sterben.

Die Konsequenz wird aber dadurch nicht affizirt. In Ansehung der Relazion endlich ist der Schlusssatz kategorisch, wenn der Untersatz kategorisch ist. Hätte man aber den Untersatz hypothetisch ausgedrückt, so würde auch der Schlusssatz so ausgedrückt oder wenigstens gedacht werden müssen. Z. B.

Wenn Cajus rechtschaffen ist, so betrügt er niemanden,

Wenn nun der öffentlichen Meynung zu trauen ist, so ist Cajus rechtschaffen,

Also betrügt er niemanden (wenn der öffentlichen Meynung zu trauen ist).

Hätte man endlich disjunktiv subsumirt und wäre das Hinterglied im Obersatze auch disjunktiv gewesen, so müßte der Schlusssatz ebenfalls disjunktiv seyn; z. B.

Wenn alle Menschen entweder gut oder böse sind, so müssen auch einige entweder gut oder böse seyn,

Nun sind alle entweder gut oder böse,

Also sind auch einige entweder gut oder böse.

Anmerkung 4.

Bey Prüfung eines gegebenen hypothetischen Schlusses hat man zuerst auf die Konsequenz im Obersatze, und dann auf die Richtigkeit der Subsumzion zu sehen. Fehlt jene, so tangt der ganze Schluss nichts. Z. B.

Wenn Cajus unglücklich ist, so ist er ein Bösewicht,
Nun ist Cajus unglücklich — Also

Ist die Subsumzion unrichtig, so muß die Konklusion dennoch wegfallen, wenn, auch der Obersatz für sich folgerichtig ist. Z. B.

Wenn Zurechnung stattfinden soll, so muß der Mensch frey seyn,

Nun ist der Mensch nicht frey — Also . . .

§. 84.

Ein disjunktiver Syllogism ist ein Schluß, in welchem die allgemeine Regel, aus welcher gefolgert wird, ein disjunktives Urtheil ist: A ist entweder B oder C. In einem solchen Urtheile wird ausgesagt, daß B und C als entgegengesetzte Begriffe bloß mögliche Prädikate von A seyen, ohne doch zu bestimmen, welches von beyden dem A wirklich zukomme oder nicht. Um dieß zu bestimmen, muß in einer besondern Subsumzion das eine Prädikat entweder gesetzt und daraus in der Konklusion das Aufheben des andern — oder aufgehoben und daraus das Setzen des andern gefolgert werden. Die Form des disjunktiven Schlusses ist demnach diese:

A ist entweder B oder C,

Nun ist es B, | oder | Nun ist es nicht B,

Also ist es nicht C, | | Also ist es C.

Anmerkung 1.

Auch der disjunktive Schluss besteht aus drey Sätzen, Ober - Unter - und Schlusssatz. Denn es muß zuerst ein disjunktiver Satz als allgemeine Regel aufgestellt werden. Da nun dieser ein Subjekt mit entgegengesetzten Prädikaten enthält und nur aussagt, daß eins von beyden dem Subjekte zukommen müsse, aber nicht bestimmt, welches, so muß in einem zweyten Satze ein Prädikat aus der allgemeinen Regel herausgehoben und über dessen wirkliche Beziehung auf das Subjekt erkannt werden. Dieser Satz enthält also die Subsumzion, vermittelt welcher alsdann in einem dritten Satze auch über die Beziehung des andern Prädikats auf das Subjekt geurtheilt wird. Der letzte Satz enthält daher die eigentliche Konklusion oder das geschlossene Urtheil selbst. Da aber in Beziehung auf eine disjunktive allgemeine Regel auf zweyerley Art subsumirt werden kann, weil ein disjunktives Urtheil zwey entgegengesetzte Prädikate enthält (§. 57. Anm. 3.): so kann auch nach der disjunktiven Form auf doppelte Art geschlossen werden. Man kann nämlich entweder von der Wahrheit des einen Gliedes der Disjunkzion auf die Falschheit des andern — oder von der Falschheit des einen auf die Wahrheit des andern schließen. Jene Art zu schließen heißt *modus ponens*, diese *modus tollens* des disjunktiven Vernunftschlusses. *) Dort heißt es: *Atqui verum*

*) Sollte nicht vielmehr die erste Art *modus tollens*, und die zweyte *modus ponens* heißen? Das Setzen in der

prius, ergo falsum posterius; hier: *Atqui falsum prius, ergo verum posterius*, wabey es sich von selbst versteht, daß es auch eben so gut heißen könnte: *Atqui verum posterius, ergo falsum prius*, und: *Atqui falsum posterius, ergo verum prius*. Denn bey welchem Gliede der Disjunkzion (B oder C) das Setzen und Aufheben anfangt, ist völlig gleichgültig. Beyspiele von beyden Schlufsarten sind folgende:

Modus ponens (ponendo tollens).

Gott weiß entweder alles oder er ignorirt manches,

Nun weiß er alles,

Also ignorirt er nicht manches.

Modus tollens (tollendo ponens).

Die Neger sind entweder vernünftige oder vernunftlose Wesen,

Nun sind sie nicht vernunftlos,

Also sind sie vernünftige Wesen.

Anmerkung 2.

Es wird hier vorausgesetzt, daß die Disjunkzion im Obersatze rein logisch sey, mithin nur aus zwey einander direkt oder negativ entgegengesetzten (kontradiktorischen) Begriffen bestehe, daß

Subjunkzion ist ja nur ein Mittel, um in der Konklusion aufzuheben, und umgekehrt. Die Beschaffenheit der Konklusion muß also die Benennung des *Modus* bestimmen. Daher heißt sehr richtig in KANT's Logik (§. 77.) der *Modus ponens* auch *ponendo tollens*, und der *Modus tollens* auch *tollendo ponens*. Indessen kann man auch der Kürze wegen, und um Mißverständnisse zu vermeiden, die gewöhnliche Benennung beybehalten.

also die Prädikate B und C sich verhalten, wie B und Nicht - B, oder wie C und Nicht - C (§. 38. Anm. 2.). Hätte die Disjunkzion mehr als zwey Glieder (A ist entweder B oder C oder D . . .), wären also diese Glieder indirekt oder positiv entgegengesetzte (konträre) Begriffe, so würde sowohl der *Modus ponens* als der *Modus tollens* von doppelter Art seyn können, indem man dort sowohl vom Setzen des einen Gliedes auf das Aufheben aller übrigen, als vom Setzen mehrer Glieder aufser einem oder einigen auf das Aufheben dieses oder dieser — und hier sowohl vom Aufheben eines Gliedes auf das Setzen eines der übrigen, als vom Aufheben mehrer Glieder aufser einem oder einigen auf das Setzen dieses oder dieser schliessen könnte. Das Schema der disjunktiven Schlüsse mit konträren Disjunkten wäre also folgendes:

A ist entweder B oder C oder D,		
Nun ist es B,	oder	Nun ist es entweder B oder C,
<hr/>		
Also weder C noch D.		Also nicht D.
<hr/>		
Nun ist es nicht B,	oder	Nun ist es weder B noch C,
<hr/>		
Also entweder C oder D.		Also D.

Wäre z. B. folgendes disjunktive Urtheil als Obersatz gegeben:

Die Erde ist entweder größer oder kleiner oder
eben so groß als die Sonne,
so könnte man auf folgende vierfache Art subsumiren und konkludiren:

1.) Nun ist sie kleiner,

Also ist sie weder größer noch eben so groß.

2.) Nun ist sie entweder größer oder kleiner,

Also ist sie nicht eben so groß.

3.) Nun ist sie nicht größer,

Also ist sie entweder kleiner oder eben so groß.

4.) Nun ist sie weder größer noch eben so groß,

Also ist sie kleiner.

Im zweyten Falle ist die Subsumzion und im dritten die Konklusion selbst disjunktiv, welche Fälle dann stattfinden, wenn man sich nicht getrauet, über alle Trennungstücke des Obersatzes bestimmt zu urtheilen. Man schließt alsdann entweder (Nr. 2.) vom unbestimmten Setzen auf das Aufheben, oder (Nr. 3.) vom Aufheben auf das unbestimmte Setzen. Indessen ist es nicht nöthig, für solche disjunktive Schlüsse mit konträren Trennungstücken besondere Regeln zu geben, indem sie eigentlich aus Schlüssen mit kontradiktorischen Disjunkten zusammengesetzt, mithin nach denselben Grundregeln zu beurtheilen sind. Denn wenn man die Disjunkzion im Obersatze in eine rein logische verwandelt, so bekommt man mehrere Obersätze; nämlich in dem eben angeführten Beispiele:

1.) Die Erde ist entweder größer als die Sonne oder nicht.

2.) Die Erde ist entweder eben so groß als die Sonne oder nicht.

3.) Die Erde ist entweder kleiner als die Sonne oder nicht.

Subsumirt und konkludirt man nun jedesmal *in modo ponente* oder *tollente*, je nachdem es der Inhalt des Obersatzes mit sich bringt, so bekommt man eben so viele Schlüsse, die man aber um der Kürze willen in Einen zusammenzieht, indem man die untergeordneten Begriffe (1.) größer, 2.) nicht größer, a.) eben so groß, b.) nicht so groß, α.) kleiner, β.) nicht kleiner) durch Weglassung der negativen Bestimmungen einander beyordnet (1.) größer, 2.) eben so groß, 3.) kleiner).

§. 85.

Die Grundregel oder das Prinzip der disjunktiven Schlussform ist der Satz: Wenn von zwey kontradiktorischen Begriffen einer gesetzt wird, so wird der andre aufgehoben, und wenn einer aufgehoben wird, so wird der andre gesetzt. In dem Obersatze eines disjunktiven Schlusses werden nämlich entgegengesetzte Begriffe (B, C) in Beziehung auf ein gewisses Subjekt (A) als solche Prädikate gedacht, von denen eins dem Subjekte zukommen muß, aber auch nur eins ihm zukommen kann.

Anmerkung 1.

Die Gültigkeit der obigen Regel beruht darauf, daß nach dem Prinzip der Antithese (§. 19.) von

entgegengesetzten Bestimmungen eines Dinges nur Eine gesetzt werden kann und, wenn die Entgegensetzung kontradiktorisch ist (§. 38. Anm. 2.), auch Eine von beyden gesetzt werden muß. Jene Regel bezieht sich also zunächst oder unmittelbar auf die Schlüsse mit kontradiktorischen Trennungstücken oder auf diejenigen, deren Disjunkzion rein logisch ist. Da aber die Schlüsse mit konträren Trennungstücken leicht in rein logisch disjunktive verwandelt werden können, indem sie bloß aus solchen zusammengesetzt sind (§. 84. Anm. 2.): so gilt jene Regel für alle und jede disjunktive Schlüsse, und läßt sich kurz auch so ausdrücken: *Ab unius contradictorii positione ad negationem, negatione ad positionem alterius valet consequentia.* Will man aber für die konträr disjunktiven Schlüsse die Regel noch besonders modifiziren, so muß sie so lauten: Welches Trennungstück nicht bestimmt oder unbestimmt gesetzt wird, wird aufgehoben, und welches nicht aufgehoben wird, wird bestimmt oder unbestimmt gesetzt. Hieraus folgt dann weiter:

1.) Wenn eins (bestimmt) gesetzt wird, so werden alle übrigen aufgehoben.

2.) Wenn mehrere (unbestimmt) gesetzt werden bis auf eins, so wird nur dieses aufgehoben.

3.) Wenn eins aufgehoben wird, so wird irgend eins der übrigen (unbestimmt) gesetzt.

4.) Wenn mehrere aufgehoben werden bis auf eins, so wird dieses (bestimmt) gesetzt.

Anmerkung 2.

Jeder disjunktive Schluss läßt sich in einen einzigen hypothetischen verwandeln. Denn da in dieser Schlussform das Setzen Grund vom Aufheben und das Aufheben Grund vom Setzen ist, so müssen Unter- und Schlusssatz jedesmal im Verhältnisse des Grundes und der Folge zu einander stehen. Man darf also nur dieselben in einem hypothetischen Satze so verbunden denken und diesen zum Obersatze für jene machen, so hat man einen ordentlichen und vollständigen hypothetischen Schluss. Die oben (§. 84. Anm. 1.) angeführten Schlüsse würden also nach dieser Verwandlung so lauten:

Wenn Gott alles weiß, so ignörirt er nicht manches,

Nun weiß er alles — Also . . .

Und:

Wenn die Neger nicht vernunftlos sind, so sind sie vernünftig,

Nun sind sie nicht vernunftlos — Also . . .

Hieraus erhellet zugleich, daß aus einem disjunktiven Schlusse, er mag in *modo ponente* oder *tollente* seyn, durch jene Verwandlung allemal ein hypothetischer Schluss in *modo ponente* entsteht. Denn indem ich den Untersatz des gegebenen disjunktiven Schlusses zum Vordergliede und den Schlusssatz zum Hintergliede des Obersatzes in dem daraus zu bildenden hypothetischen Schlusse mache, so kann ich die Gültigkeit des gegebenen Schlusssatzes aus diesem Obersatze nicht anders erkennen, als daß ich von

der Wahrheit des Vordergliedes auf die Wahrheit des Hintergliedes, mithin *in modo ponente* schliesse. Hat nun der disjunktive Schluss im Obersatze nur zwey Trennungstücke, die sich auf ein einfaches Subjekt beziehen, so wird der daraus entstehende hypothetische Schluss nur drey Hauptbegriffe haben. Er wird sich also nach der obigen Regel (§. 82. Anm. 3.) leicht in einen kategorischen verwandeln lassen; z. B.

Wer alles weis, der ignorirt nicht manches,

Gott weis alles — Also

Und:

Wer nicht vernunftlos ist, der ist vernünftig,

Die Neger sind nicht vernunftlos — Also

wiewohl man durch alle diese Verwandlungen an Deutlichkeit der Einsicht nichts gewinnen wird. Hat hingegen der disjunktive Schluss mehr als zwey Trennungstücke oder ein zusammengesetztes Subjekt, so ist es nicht möglich, denselben in einen einzigen kategorischen Schluss zu verwandeln, sondern man wird erst eine weitläufige Zerlegung desselben in rein logische und einfache Disjunktivschlüsse vornehmen müssen, ehe die Verwandlung stattfinden kann. Und so würde man dann eine Menge von kategorischen Schlüssen bekommen, deren Aufstellung den Geist mehr belästigen und ermüden, als ihm die Erkenntnise der Wahrheit erleichtern würde.

§. 86.

Die aus dem Wesen der disjunktiven Schlüsse hervorgehenden besondern Regeln zur Bildung und Beurtheilung derselben sind folgende:

1.) Ein ordentlicher und vollständiger disjunktiver Schluß muß drey Sätze haben, in welchen, wenn die Disjunkzion rein logisch ist, auch nur drey Hauptbegriffe vorkommen können.

2.) Der Obersatz ist in Ansehung seiner Quantität und Qualität nur auf einerley Art, der Untersatz aber kann in beyderley Hinsicht auf verschiedene Art bestimmt seyn.

3.) Der Schlußsatz hat gleiche Quantität mit dem Untersatze, aber die entgegengesetzte Qualität.

Anmerkung 1.

Die disjunktiven Schlüsse bestehen eben so wie die kategorischen und hypothetischen aus einem Obersatze, der die allgemeine Regel, einem Untersatze, der die Subsumzion und einem Schlußsatze, der das gefolgerte Urtheil enthält. Sie sind also auch wirkliche und eigentliche Vernunftschlüsse; und wenn in dem Obersatze die Disjunkzion kontradiktorisch ist, so kommen in einem disjunktiven Schluß auch nur drey Hauptbegriffe vor. Bey der

konträren Disjunkzion können zwar mehre Begriffe daseyn; da aber solche Schlüsse eigentlich zusammengesetzt sind und aus Schlüssen mit kontradiktorischer Disjunkzion bestehen (§. 84. Anm. 2.), so ist dieß eben so wenig ein Einwurf gegen obige Behauptung, als der Umstand, daß das Subjekt im Obersatz zuweilen zwey - oder mehrfach sey, z. B. Cajus, Titius und Sempronius sind entweder tugendhaft oder lasterhaft. Denn dieß ist ein kopulativer Satz, der aus drey einfachen zusammengesetzt ist (§. 60. Anm. 1.). Steht daher ein solcher Satz an der Spitze eines disjunktiven Schlusses, so ist dieser ebenfalls zusammengesetzt und läßt sich in eben so viele einfache Schlüsse mit drey Hauptbegriffen auflösen, in so viele einfache Sätze der Obersatz zerlegt werden kann.

Anmerkung 2.

Da der Obersatz eines disjunktiven Schlusses ein disjunktives Urtheil ist, so ist er im Ganzen immer universal und positiv (§. 57. Anm. 4.). Sieht man aber auf das Subjekt allein, so kann dasselbe sowohl den Charakter der Allgemeinheit als den der Besonderheit an sich tragen. Denn man kann sowohl von allen als von einigen A sagen, daß sie entweder B oder C seyen. Sieht man auf das Prädikat oder, weil es mehrfach ist, auf die Prädikate allein, so muß bey kontradiktorischer Entgegensetzung eins von beyden negativ seyn (weiß, nicht weiß), bey konträrer aber können sie

alle für sich betrachtet positiv seyn (weiss, schwarz, grün, blau u. s. w.), obgleich eins im Verhältnisse zum andern die Negazion desselben involvirt. Der Untersatz richtet sich nun in Ansehung des Subjektes ganz nach dem Obersatze, da er bestimmt, in welchem Verhältnisse eins der Prädikate zu A (allem oder einigen) stehe. Er kann also allgemein oder besonder seyn. Seine Qualität ist durch den *Modus* bestimmt. Im *Modus ponens* muß er affirmativ, im *Modus tollens* negativ seyn, wie sich von selbst versteht. — Die Relazion und Modalität des Obersatzes ist durch sich selbst bestimmt. Der Untersatz ist gewöhnlich kategorisch. Er kann aber auch hypothetisch seyn, wenn man ein Trennungstück nur unter einer gewissen Bedingung zu subsumiren wagt. Dafs er auch disjunktiv seyn könne, wenn der Trennungstücke im Obersatze mehr als zwey sind, erhellet schon aus §. 84. Anm. a. Man hebt alsdann von den vielen überhaupt möglichen Prädikaten einige heraus, von denen man in einem gegebenen Falle einsieht, dafs nur von ihnen eins stattfinden könne. In modaler Hinsicht kann der Untersatz nur assertorisch oder apodiktisch seyn. Denn das Entweder — Oder im Obersatze zeigt schon die Möglichkeit an, dafs man eins von den mehrfachen Prädikaten auf das Subjekt beziehen könne.

Anmerkung 3.

Dafs der Schlufssatz keine andre Quantität haben könne, als der Untersatz, versteht sich von

selbst, da er von demselben Subjekte aussagen muß. Die Qualität desselben ist ebenfalls durch den *Modus* bestimmt. Im *Modus ponens* (*ponendo tollens*) muß er negativ, im *Modus tollens* (*tollendo ponens*) muß er affirmativ seyn. Mithin ist seine Qualität der Qualität des Untersatzes stets entgegengesetzt. In Ansehung der Relazion ist er gewöhnlich kategorisch. Wäre aber der Untersatz hypothetisch, so müßte er auch wenigstens so gedacht werden, z. B.

Cajus ist entweder tugendhaft oder lasterhaft,

Wenn nun der äußere Schein nicht trügt, so ist er tugendhaft,

Also (wenn der äußere Schein nicht trügt, so) ist er nicht lasterhaft.

Daß er bey konträren disjunktiven Schlüssen auch selbst disjunktiv seyn könne, erhellet ebenfalls aus §. 84. Anm. 2. In Ansehung der Modalität ist er als Schlusssatz (in seinem Zusammenhange mit den Prämissen) immer apodiktisch. Für sich betrachtet kann aber auch das geschlossene Urtheil ohne Andeutung des apodiktischen Charakters, mithin schlechtweg assertorisch ausgesprochen seyn. Problematisch kann er eben so wenig als der Untersatz seyn, aus demselben Grunde (Anm. 2.).

Anmerkung 4.

Bey Prüfung eines gegebenen disjunktiven Schlusses hat man zuerst auf die Richtigkeit der Disjunkzion und dann auf die Richtigkeit der Subsumzion zu sehen. Das erste ist vorzüglich

nöthig bey konträrer Entgegensetzung der Trennungstücke, weil da leicht ein zum Ganzen nothwendig gehörendes Trennungstück fehlen kann, wodurch dann die Subsumzion und Konklusion unsicher wird, indem gerade das fehlende Glied das wahre seyn könnte. Auch sind Begriffe oft nur verschieden, ohne entgegengesetzt zu seyn, in welchem Falle keine Ausschließung (kein Entweder — oder) zwischen ihnen stattfindet. So würde in dem disjunktiven Obersatze:

Das Kartenspiel ist entweder anständig oder schädlich,

keine wahre Disjunkzion vorhanden seyn, weil es auch schädliche Dinge giebt, die darum noch nicht unanständig sind. Es müßte also heißen: anständig oder unanständig. In dem Obersatze aber:

Das Kartenspiel ist entweder geboten oder verboten,

fehlt ein Trennungstück: Erlaubtseyn. Wenn dann jemand subsumirte:

Nun ist das Kartenspiel verboten,

so wäre auch diese Subsumzion unrichtig, weil nicht das Kartenspiel überhaupt, sondern nur gewisse Arten desselben verboten sind. Dies kann nun freylich die Logik nicht beurtheilen, weil es zur Materie des Schlusses gehört. Was aber den Obersatz betrifft, so ist derselbe allemal richtig, sobald die Disjunkzion kontradiktorisch ist. Denn alsdann müssen sich die Trennungstücke ausschließen und es kann auch keins fehlen.

§. 87.

Wenn der Obersatz eines Schlusses hypothetisch und disjunktiv zugleich ist und im Untersatze die ganze Disjunkzion als Hinterglied aufgehoben wird, um im Schlusssatze die Hypothese als Vorderglied aufzuheben, so heisst ein solcher Schluss ein Dilemm. Die Form dieser Schlussart ist also folgende:

Wenn A wäre, so müßte entweder B oder

C seyn,

Nun ist weder B noch C,

Also ist auch nicht A.

Die Regeln derselben ergeben sich von selbst aus den Regeln der hypothetischen und disjunktiven Schlufsform. (§. 81 — 86.)

Anmerkung 1.

Da man die hypothetische und disjunktive Urtheilsform mit einander verbinden kann (§. 57. Anm. 6.); so kann man auch die hypothetische und disjunktive Schlufsform mit einander verbinden, indem man einen hypothetisch - disjunktiven Satz an die Spitze eines Schlusses stellt. Lägnet man alsdann alle Trennungstücke, so lägnet man ebendadurch auch die Voraussetzung, von welcher die Gültigkeit derselben als abhängig gedacht wurde. Z. B.

Wenn der Mensch in seiner Vervollkommenung nicht sollte fortschreiten können, so müßte er entweder ein bloßes Thier oder ein unendliches Wesen seyn.

Nun ist er weder jenes noch dieses (wegen seiner vernünftigen aber beschränkten Natur).

Also muß er in seiner Vervollkommenung fortschreiten können.

Ein solcher durchgängig aufhebender hypothetisch-disjunktiver Schluss (*sylogismus hypothetico-disjunctivus in modo omnino tollente*) wird vorzüglich gebraucht, wenn man die Behauptung eines Gegners dadurch widerlegen will, daß man zeigt, sie führe in jeder Hinsicht auf ungereimte Folgen und sey darum selbst ungereimt. Man macht alsdann die Behauptung des Gegners zum Vordergliede des Obersatzes, mithin zur Bedingung (*hypothesis*), und stellt die Folgen derselben als Hinterglied jenes Satzes, mithin als disjunktives Bedingtes (*thesis disjunctiva*) auf. Kann man nun von jedem Theile des Hintergliedes darthun, daß es unstatthaft sey, so wird nach dem *Modus tollens* der hypothetischen Schlussform mit Recht geschlossen werden, daß das ganze Vorderglied ebenfalls unstatthaft sey (*a negatione totius consequentis [rationati s. conditionati] ad negationem antecedentis [rationis s. conditionis] valet consequentia*).

Anmerkung 2.

Dilemm (*διλήμμα*) überhaupt oder im weitern Sinne (*cornutus* scil. *sylogismus*) heißt ein

solcher Schluss, weil man im Obersatze der Behauptung des Gegners die Trennungstücke des Hintergliedes gleichsam als Hörner entgegenhält, mit welchen man ihn im Untersatze von einer Seite zur andern wirft, um ihn im Schlusssatze gänzlich zurückzutreiben. *) Hat nun die Disjunkzion nur zwey Glieder, so heist der Schluss Dilemm im eigentlichen oder engern Sinne (*bicornis*), wovon der vorhin angeführte Schluss ein Beyspiel ist. Hat sie aber mehr Glieder, so heist er Polylemm (*πολυλεμμα* — *multicornis*) oder nach der Zahl der Glieder Trilemm (*τριλεμμα* — *tricornis*), Tetralemm (*τετραλεμμα* — *quadricornis*) u. s. w. Als Beyspiel eines Trilemmes kann folgender Schluss dienen, womit man den Optimism zu beweisen gesucht hat:

Wenn diese Welt nicht die beste wäre, so hätte
 Gott eine beste Welt entweder nicht gekannt,
 oder nicht hervorbringen können oder nicht
 hervorbringen wollen,

Nun findet keiner von diesen drey Fällen statt
 (wegen der Allwissenheit, Allmacht und Güte
 Gottes),

Also ist diese Welt die beste.

Ein Tetralemm würde folgender Schluss seyn:

*) Man muß den *Cornutus* der Alten, so wie den *Crocodilinus* derselben, nicht mit unserm Dilemme verwechseln. Jenes waren *sophismata heterozeteseos*, von welchen tiefer unten die Rede seyn wird. Hier ist von einer regelmäßigen Schlussart die Rede.

Wenn das Mönchswesen zu billigen wäre, so müßte es entweder der ächt moralischen Religiosität, oder den Wissenschaften oder den Künsten oder dem Staate wahrhaft nützlich seyn,

Nun ist es in keiner dieser Hinsichten wahrhaft nützlich (weil es seinem Geiste nach abergläubische Werkheiligkeit, Unwissenheit, Geschmacklosigkeit und Depopulation befördert),

Also ist es auf keine Weise zu billigen.

Die Verwandlung solcher Schlüsse in einfache kategorische ist nicht möglich, weil sie immer aus mehreren Schlüssen zusammengesetzt sind. Man müßte sie daher auflösen, und sie vorerst in rein disjunktive oder rein hypothetische Schlüsse verwandeln, ehe man zu kategorischen Schlüssen von demselben Inhalte gelangen könnte. Diese Operazion aber würde so weitläufig seyn, daß sie die Einsicht in den Zusammenhang der Gründe und Folgen verminderte. Denn der Vortheil dieser Schlufsarten besteht eben darin, daß man vermittelt derselben vieles auf einmal in seinem Zusammenhange übersehen kann.

Anmerkung 3.

Die dilemmatische Schlufsart ist demnach an und für sich gar nicht verwerflich, weil man auf diese Art sehr bündig schließen kann, wenn nur diejenigen Regeln beobachtet werden, die bereits in Ansehung der hypothetischen und disjunktiven Schlüs-

se aufgestellt worden sind. Indessen ist nicht zu läugnen, daß diese Schlufsart leicht gemifsbraucht werden kann, um durch den bloßen Schein der Gründlichkeit zu blenden und einen furchtsamen Gegner durch das gehörnte Ansehen desselben zu schrecken. Daher hat man bey Prüfung eines gegebenen Dilemma's vorzüglich auf folgende drey Stücke genau Acht zu geben: 1.) ob zwischen dem Vorder- und Hintergliede des Obersatzes Konsequenz stattfindet, 2.) ob die Disjunkzion im Hintergliede richtig sey, und 3.) ob im Untersatze die sämmtlichen Trennungstücke mit Recht aufgehoben worden seyen. Folgendes Trilemm würde in jeder dieser Hinsichten falsch seyn:

Wenn die Philosophie gut wäre, so müßte sie
entweder Macht oder Reichthum oder Ehre
gewähren,

Nun gewährt sie keins von diesen dreyen —
Also . . .

Hier fehlt es 1.) an Konsequenz überhaupt. Denn es kann etwas gut seyn, ohne gerade solche äußere Glücksgüter zu gewähren. 2.) ist die Disjunkzion unvollständig. Denn es giebt mehrerley solche Güter, von denen die Philosophie einige gewähren könnte, wenn sie auch gerade jene nicht gewährte. 3.) ist auch die Subsumzion unrichtig. Denn es hat Philosophen gegeben, die durch ihre Wissenschaft auch zu jenen Gütern gelangten. Man pflegt daher bey Aufstellung eines Dilemma's im Untersatze gleich den Grund kurz anzudeuten, warum man jedes

einzelne Glied der Disjunkzion im Obersatze aufhebe.

§. 88.

Die bisher aufgestellten und benannten Schlufsarten unterscheiden sich durch ihre Form wesentlich von einander, weil ihre Obersätze als Urtheile einen wesentlich verschiedenen Charakter haben und von den Obersätzen als allgemeinen Regeln die Gültigkeit der Schlüsse hauptsächlich abhängt (§. 77.). Wir haben daher bey ihrer Untersuchung auch nur auf diese wesentliche oder innere Schlufsform Rücksicht genommen. Allein die Schlüsse sind in Ansehung ihrer Darstellung verschiedener Modifikationen fähig, wovon ihre zufällige oder äußere Form abhängig ist (§. 72. Anm. i.) und welchen zufolge sie auch verschiedene Benennungen erhalten.

§. 89.

Die Schlüsse heißen förmlich, wenn sie alles, was zu einem Schlusse gehört, in derjenigen Ordnung enthalten, welche dem natürlichen Gedankengange bey dem Schließen am angemessensten ist, wenn also die zufällige oder äußere Form des Schlusses mit

der wesentlichen oder innern zusammentrifft, mithin diese durch jene am vollkommensten ausgedrückt ist. Sie heißen alsdann auch ordentliche, vollständige, ausführliche, auch offenbare Schlüsse, weil sie so als Schlüsse am leichtesten erkennbar sind. Indem wir also bisher die wesentliche und innere Form der Schlüsse zu erforschen suchten, mußten wir die Schlüsse in ihrer Förmlichkeit betrachten, weil dadurch jene Form am deutlichsten und bestimmtesten erkannt wurde.

§. 90.

Die Schlüsse können aber auch so beschaffen seyn, daß sie die wesentliche und innere Schlufsform nur unvollkommen ausdrücken. Alsdann heißen sie nicht-förmlich. Diese Nichtförmlichkeit kann entweder darin bestehen, daß sie nicht alles enthalten, was zu einem Schlusse gehört — dann heißen sie unvollständige oder abgekürzte, auch versteckte Schlüsse (*ratiocinia cryptica*); oder, daß sie in der Stellung ihrer Sätze und Begriffe von der dem natürlichen Gedankengange angemessensten Ordnung abweichen — dann heißen

sie außerordentliche oder verkehrte, auch unreine oder vermischte Schlüsse (*ratio cinia impura s. mixta*).

§. 91.

Die anvollständigen oder abgekürzten Schlüsse sind wieder von doppelter Art, indem die Abkürzung entweder in einer Zusammenziehung (*contractio*) oder in einer Verstümmelung (*decurtatio*) bestehen kann.

§. 92.

Ein zusammengezogner Schluß (*syllogismus contractus*) ist ein solcher, wo man der Konklusion den Grund ihrer Gültigkeit bloß kurz beyfügt (vorausschickend oder anhängend) und es dem Nachdenken des Andern überläßt, daraus die Prämissen selbst zu entwickeln.

Anmerkung.

Wenn jemand sagt: Die Gerechtigkeit ist lobenswürdig; denn sie ist eine Tugend — oder: Weil die Gerechtigkeit eine Tugend ist, so ist sie lobenswürdig *) — so wird bloß der Mittelbegriff

*) Man muß diesen Satz ja nicht für ein hypothetisches Urtheil halten. Das Weil hat eine ganz andre Bedeutung als das Wenn. Jenes setzt wirklich und zeigt also eine

angegeben und es dem Hörer oder Leser überlassen ihn mit dem Ober- und Unter- Begriffe so zu verbinden, daß die Prämissen herauskommen, nämlich:

Alle Tugenden sind lobenswürdig,
Die Gerechtigkeit ist eine Tugend,
Also ist sie lobenswürdig.

§. 93.

Ein verstümmelter Schluss (*sylogismus decurtatus*) ist ein solcher, wo nur eine von den Prämissen wirklich angegeben ist. Er heist daher auch ein Enthymem (*ενθυμημα*), weil man dabey gleichsam etwas im Gemüthe (*εν θυμω*) behält. *) Da man nun entweder den Obersatz oder den Untersatz verschweigen kann, so sind die Enthymemen in dieser Hinsicht wieder von doppelter Art, Enthymemen der ersten und zweyten Ordnung.

Subsumzion *in modo ponente* an. Man könnte daher den vollständigen Schluss auch so ausdrücken:

Wenn die Gerechtigkeit eine Tugend ist, so ist sie lobenswürdig,

Nun ist sie eine Tugend — Also . . .

*) Zunächst kommt Enthymem freylich vom Zeitwort *ενθυμιδαι* her, welches überhaupt die Thätigkeit des Denkens, Ueberlegens anzeigt, aber nur darum, weil diese Thätigkeit eine innere ist, mithin im Gemüthe (*εν θυμω*) ihren Sitz hat.

Anmerkung 1.

Als Beyspiele solcher verstümmelten Schlüsse können folgende dienen:

Enthymem der 1. Ordnung.

Cajus ist ein Verbrecher,

Also ist er strafbar.

Enthymem der 2. Ordnung.

Jeder Verbrecher ist strafbar,

Also ist Cajus strafbar.

Manche nennen diesen Uebergang von Einer Prämisse zur Konklusion einen Sprung im Schließen (*saltus in concludendo*). Allein eigentlich findet nur bey Enthymemen der zweyten Ordnung ein Sprung statt, weil da zwischen den beyden Sätzen etwas fehlt. Bey Enthymemen der ersten Ordnung hingegen, wo vor den beyden Sätzen etwas fehlt, ist ein bloßer Mangel (*defectus*), aber kein Sprung (*saltus*) vorhanden. Und da man ferner unter einem Sprunge im Denken gewöhnlich eine fehlerhafte Schlussart versteht (wenn jemand ohne wirkliche Konsequenz von einem Satze zum andern übergeht), das Enthymem aber eine an sich richtige Schlussart ist, so theilen jene Logiker den Sprung in den rechtmässigen (*legitimus*) und unrechtmässigen (*illegitimus*) ein. — Uebrigens sieht man leicht ein, daß auch hypothetische und disjunktive Schlüsse so abgekürzt werden können. Der Grund der Abkürzung aber ist kein anderer als, daß man nicht immer alles ausspricht, was man denkt, sobald es sich von selbst versteht und man

daher voraussetzen kann, daß jeder das Weggelassene hinzudenken oder ohne Mühe finden werde.

Anmerkung 2.

Die alten Rhetoriker verbinden mit dem Ausdruck Enthymem bald ebendenselben, bald einen etwas andern Begriff, in dessen Bestimmung sie aber auch von einander abweichen. ARISTOTELES (*rhet.* I, 2.) sagt, ein Enthymem sey συλλογισμος εἰς ὀλίγων τε καὶ πολλὰς ἐκτετακτον ἢ εἰς ὅν δ' ὁ πρῶτος, nämlich der logische Syllogism; anderwärts (II, 21.) sagt er, es sey γνῶμη συν προτάσεσιν αὐτῆς, und theilt es ein (II, 22. und 23.) in das beweisende (δεικτικον) und widerlegende (ελεγκτικον). Die erste Erklärung trifft mit der unsrigen gewissermaassen zusammen, die zweyte aber paßt mehr auf den zusammengezogenen Schluss (§. 92.). — DEMETRIUS (*de eloc.* c. 32.) sagt schlechtweg: ενθυμημα οτι ολον συλλογισμος ατελης, also ein unvollständiger Schluss überhaupt. — Andre verstehen unter Enthymem einen Schluss, in welchem die Konklusion fehlt. So sagt ULPIAN (*ad Demosth. orat. Olynth.* 2. p. 11.) die Enthymemen seyen solche Schlüsse, εν οἷς τὰς δυο προτάσεις εἰπόντες τὸ συμπερασµα εἰσπνῶμεν, τὴ κενόρρη καταλείποντες αὐτὸ πρὸς ενθυμῆσθαι. — Noch Andre verstehen darunter Gnomen, Sentenzen oder Gedanken überhaupt, vorzüglich aber sinn- oder geistreiche Gedanken. So legt DIONYSIUS (*in ep. ad Pomp.* c. 5.) dem Thucydides πλεον ενθυμηµατων bey, worunter er wohl nichts

anders als Reichthum von Gedanken versteht. *) — CICERO (*topic. c. 13.*) bemerkt daher ganz richtig, daß eigentlich jeder Gedanke ein Enthymem heißen könne; aber vorzugsweise versteht er darunter einen Schluß aus Gegensätzen. Seine Worte sind: *Ex hoc illa rhetorum sunt ex contrariis conclusa, quae ipsi ενθυμηματα appellant, non quod non omnis sententia proprio nomine ενθυμημα dicatur, sed, ut Homerus propter excellentiam commune poetarum nomen effecit apud Graecos suum, sic, cum omnis sententia ενθυμημα dicatur, quia videtur ea, quae ex contrariis conficiatur, acutissima, sola proprie nomen commune possidet.* — Diese Verschiedenheit im Gebrauche des Wortes ενθυμημα bemerkte schon QUINTILIAN, welcher in seinen Institutionen (*l. 5. c. 10. ab init.*) dreierley Bedeutungen desselben unterscheidet, indem er sagt: *Enthymema unum intellectum habet, quo omnia mente concepta significat; alterum, quo sententiam cum ratione; tertium, quo certam quandam argumenti conclusionem vel ex consequentibus vel ex repugnantibus. Quamquam de hoc parum convenit.* — Daher ist es nun begreiflich, warum die Alten einen Redner, der nicht viel Worte machte, aber desto gedankenreicher war, einen enthymematischen (*ενθυμηματικον*) nannten.

*) GELLIUS (*noct. att. VI, 13.*) versteht unter Enthymemen in einer noch speziellern Bedeutung die witzigen und geistreichen Reden, womit man sich bey Gastmahlen unterhielt.

§. 94.

Zu den Enthymemen gehören alle sogenannte unmittelbare oder Verstandesschlüsse. Denn in allen diesen Schlüssen muß, wenn sie als richtig anerkannt werden sollen, ein Obersatz hinzugedacht werden, in welchem die Bedingung ihrer Gültigkeit liegt. Sie sind also Enthymemen der ersten Ordnung.

Anmerkung 1.

Es erhellet schon aus der bisherigen Theorie von den Schlüssen überhaupt, daß zu jedem Schlusse drei Sätze nöthig sind, deren Einer den Uebergang vom ersten zum dritten vermittelt. Da aber die sogenannten unmittelbaren oder Verstandesschlüsse als eine Instanz gegen jene Theorie gebraucht werden könnten, so wollen wir jetzt diese Schlüsse nach der Reihe durchgehn, um an denselben die Richtigkeit unserer Theorie zu bewähren. Und zwar werden wir dieselben in folgender Ordnung durchgehn:

1.) Gleichheitsschlüsse (*ratiocinia paritatis* s. *aequipollentiae* s. *conclusiones ad aequipollentem*).

2.) Unterordnungsschlüsse (*ratiocinia subalternationis* s. *conclusiones ad subalternam*).

3.) Entgegensetzungsschlüsse (*ratiocinia oppositionis* s. *conclusiones ad oppositam*).

4.) Umkehrungsschlüsse (*ratio cinia conversionis* s. *conclusiones ad conversam scil. propositionem*).

Anmerkung 2.

REIMARUS in seiner Vernunftlehre (§. 259.) zählt fünf Arten von unmittelbaren Schlüssen, indem er die Kontradiktions- und Kontrarietätsschlüsse als zwey Hauptarten aufführt; sie sind aber nur Unterarten von den Oppositionsschlüssen, wie sich in der Folge zeigen wird. Er begeht überdies den Fehler, alle diese Schlüsse in der Lehre von den Urtheilen abzuhandeln, ob er sie gleich für Schlüsse anerkennt und von den Schlüssen Mätherher in einem eignen Kapitel handelt. Die neuern Logiker, z. B. KANT (Log. §. 44. ff.), JAKOB (Log. §. 234.), KIESEWETTER (Log. §. 150.) nehmen zwar auch nur vier Arten von unmittelbaren Schlüssen an, rechnen aber nicht die Gleichheitsschlüsse dazu, und führen statt derselben die Kontrapositionsschlüsse als eine Hauptart von unmittelbaren Schlüssen auf. Allein diese sind nur eine Unterart von den Umkehrungsschlüssen, wie sich auch in der Folge zeigen wird. Die Gleichheitsschlüsse verdienen aber eben so gut als die übrigen eine besondre Erwägung, da diese im Grunde (wenn man nämlich auf ihre Materie sieht) auch nichts anders als Gleichheitsschlüsse sind; denn sie differiren ja bloß durch ihre Form. Uebrigens wird sich in der Folge zeigen, daß es außer jenen vier Arten von sogenannten un-

mittelbaren Schlüssen noch mehr giebt, wenn man die verschiedenen Arten, wie Urtheile, die nur in Ansehung ihrer Form differiren, aus einander abgeleitet werden, vollständig aufzählen will.

§. 95.

Gleichheitsschlüsse sind diejenigen, wo man die Wahrheit oder Falschheit eines Satzes aus einem andern folgert, der bloß den Worten nach von jenem verschieden ist. Solche Sätze stehen nämlich im Verhältnisse der Gleichheit und können einander substituirt werden (§. 62. nebst der Anm.).

Anmerkung.

Ein solcher Schluss (*per judicia aequipollentia*) würde folgender seyn: Gott vermag alles — Also ist er allmächtig; oder: Cajus ist des Titius Vater — Also ist Titius des Cajus Sohn. Nun ist aber offenbar, daß man das Also gar nicht aussprechen, mithin den einen Satz gar nicht um des andern willen als gültig ansehen könnte, wenn man nicht schon vorher in Gedanken ihre Identität anerkannt hätte. Diese Anerkennung wird daher zur Gültigkeit dieser Schlüsse nothwendig vorausgesetzt und geschieht durch einen Satz, in welchem ich jene beyden Sätze im wechselseitigen Verhältnisse des Grundes und der Folge um ihrer Identität willen denke. Die

Gleichheitsschlüsse sind also hypothetische Enthymemen der ersten Ordnung. Die vorhin angeführten Schlüsse würden demnach vollständig so lauten:

Wenn Gott alles vermag, so ist er allmächtig,

Nun vermag er alles -- Also . . .

und:

Wenn Cajus des Titius Vater ist, so ist Titius
des Cajus Sohn,

Nun ist Cajus des Titius Vater — Also . . .

Setzet, daß der Obersatz in diesen hypothetischen Schlüssen nicht gültig wäre, so ist offenbar, daß die Gültigkeit der Gleichheitsschlüsse als sogenannter unmittelbarer Schlüsse über den Haufen fallen würde. Man kann also nur so konkludiren um dieses Obersatzes willen, zu dem sich der erste Satz jener Schlüsse als Subsumzion verhält. Folglich sind die Gleichheitsschlüsse nur versteckte mittelbare Schlüsse. Man läßt aber den Obersatz in solchen Schlüssen darum weg, weil man die Identität beyder Sätze sogleich anerkennt, sobald man sie nur hört oder für sich denkt, und weil man daher diese Anerkennung auch bey jedem andern voraussetzen kann, ohne ihn ausdrücklich dazu aufzufodern. Man hält es also gleichsam für indiskret und pedantisch, in solchen Fällen in der vollständigen syllogistischen Rüstung einherzuschreiten und jedermann vorzusagen, was sich von selbst versteht. — Diese Bemerkung gilt zugleich für alle übrigen Schlüsse der Art, obgleich bey ihnen nicht diese absolute Identität der beyden gegebenen Sätze stattfindet. Es wird
sich

sich jedoch zeigen, daß auch bey den übrigen Schlüssen der Art eine gewisse Identität, wenn auch nicht der Form, doch der Materie nach, stattfindet, und daß sie daher in dieser Hinsicht insgesamt Gleichheitsschlüsse sind, mithin auch eben so wie diese beurtheilt werden müssen. — Es ist übrigens einleuchtend, daß man bey Gleichheitsschlüssen eben darum, weil die Sätze ganz gleich und nur im Ausdrucke verschieden sind, sowohl von der Wahrheit des Einen Satzes auf die des Andern, als von der Falschheit des Einen auf die des Andern schließen kann.

§. 96.

Unterordnungsschlüsse sind diejenigen, wo man aus der Beziehung eines besondern Satzes auf einen allgemeinen, unter dem jener enthalten ist, konkludirt. Solche Sätze stehen nämlich im Verhältnisse der Unterordnung und unterscheiden sich bloß durch ihre Quantität (§. 63. nebst der Anm.). Man kann daher sowohl von der Wahrheit des Allgemeinen auf die des Besondern als auch von der Falschheit des Besondern auf die des Allgemeinen schließen, aber auf beyderley Art nicht umgekehrt.

Anmerkung 1.

Ein solcher Schluß (*per judicia subalternata*) wäre folgender: Alle Tugenden sind löblich — Also

sind es auch einige; oder: Alle Wissenschaften bilden den Geist — Also thun es auch einige. Wer sieht nun nicht sogleich ein, daß diesen Schlüssen die Sätze zum Grunde liegen: Wenn alle Tugenden löblich sind, so sind es auch einige; und: Wenn alle Wissenschaften den Geist bilden, so thun es auch einige. Denn setzt, daß diese Sätze ungültig wären, so würdet ihr auch nicht so schliessen können. Ihr setzt also diese hypothetischen Sätze als Obersätze stillschweigend voraus, und folglich sind eure Schlüsse versteckte mittelbare Schlüsse oder hypothetische Enthymemen. — In KANT's Logik (§. 44. Anm. 2.) heisst es: „Es läßt sich zwar auch bey den Verstandesschlüssen ein *judicium intermedium* machen; aber alsdann ist dieses vermittelnde Urtheil bloß tautologisch. *)“ „Wie z. B. in dem unmittelbaren Schlusse: Alle Menschen sind sterblich. Einige Menschen sind Menschen. Also sind einige Menschen sterblich — der Mittelbegriff **) ein tautologischer Satz ist.“ — Diese Art einen unmittelbaren Schluss als einen mittelbaren darzustellen, ist freylich ungeeignet. Allein dies ist auch gar nicht unsre Meynung. Wir behaupten nicht, daß die Unterordnungsschlüsse kategorische Enthymemen der zweyten Ord-

*) Soll heißen: reziprokabel. Vergl. §. 62. Anm. besonders die Note * unter dem Texte.

**) Soll heißen: die Subsumzion; denn der Mittelbegriff für sich ist nie ein Satz, so wie ein Satz für sich nie tautologisch ist.

nung (wo der Untersatz fehlt), sondern daß sie hypothetische Enthymemen der ersten Ordnung (wo der Obersatz fehlt) sind. — KIESEWETTER pflichtet in seiner Logik (§. 151. vergl. mit der weitern Auseinanders. S. 258. und 259.) der Kantischen Logik bey, und behauptet zugleich, daß ein sogenannter Verstandesschluss auch nicht in einen hypothetischen mittelbaren Schluss verwandelt werden könne. Er sagt nämlich: „Da das gegebne Urtheil „eines Verstandesschlusses mit dem gefolgerten Urtheil immer als Grund und Folge zusammenhangt, „so scheint es freylich, als ginge eine solche Ver- „wandlung an; allein man vergifst, daß, wenn man „das gegebne Urtheil mit dem gefolgerten als Grund „und Folge verbinden will, ein Verstandes- „schluss schon vorausgegangen seyn muß, „welcher mir anzeigt, daß durch das Setzen des „gegebenen Urtheils auch die Wahrheit oder Falsch- „heit des gefolgerten gesetzt werde.“ — Hiedurch verwickelt sich aber der Verfasser in Widerspruch mit sich selbst. Einmal gesteht er ein, daß, wenn man das gegebne Urtheil (Alle Menschen sind sterblich) mit dem gefolgerten (Einige Menschen sind sterblich) als Grund und Folge (durch Also) verbinden wolle, etwas vorausgegangen seyn müsse, welches mir anzeige, daß das Setzen des Einen das Setzen (oder Aufheben) des Andern zur Folge habe. Wenn aber so etwas vorausgegangen seyn (vorhergedacht, in der Gedankenreihe vorge- setzt werden) muß, so beweist ja eben dies, daß

der Schluss nicht unmittelbar ist, sondern dass ich in Gedanken (wenn auch nicht in der wörtlichen Darstellung) von einem Obersatze aus und durch das gegebne Urtheil als Subsumzion auf das gefolgerte als Konklusion über gehe. Sodann nennt er das nothwendig Vorausgehende einen Verstandesschluss. Also dem Verstandesschlusse geht ein andrer Verstandesschluss nothwendig vorher, von welchem die Gültigkeit des ersten abhängen soll! Und doch soll ein Verstandesschluss ein unmittelbarer Schluss seyn! Es scheint also, dass nicht diejenigen, gegen welche der Verfasser streitet, etwas vergessen haben, was ihm wohl bekannt ist, sondern dass er selbst vergessen habe, was er kurz zuvor gesagt hatte, oder dass er überhaupt nicht wußte, was er eigentlich sagen sollte, um die einmal behauptete Unmittelbarkeit der Verstandesschlüsse zu retten. Das Wahre an der Sache ist, dass dem sogenannten Verstandesschlusse allerdings etwas vorausgeht oder zum Grunde liegt, aber nicht ein andrer Verstandesschluss, sondern ein hypothetisches Urtheil als Obersatz, in welchem Subsumzion und Konklusion als Grund und Folge in Einem synthetischen Urtheilsakte begriffen werden. Die einzige noch mögliche Ausflucht wäre die, dass man sagte, das hypothetische Urtheil sey selbst ein Verstandesschluss und von dem Unter- und Schlussätze gar nicht verschieden. Allein 1.) kann diese Ausflucht nicht denen zu statten kommen, welche (wie KANT, KRIESEWETTER u. A.) hypothetische Urtheile,

Verstandesschlüsse und Vernunftschlüsse als drey verschiedene Dinge in verschiedenen Abschnitten der Logik abhandeln. Es ist aber auch 2.) nicht gegründet, daß der hypothetische Obersatz: Wenn alle Menschen sterblich sind, so sind auch einige Menschen sterblich, einerley sey mit den beyden Sätzen: Alle Menschen sind sterblich — Also sind auch einige Menschen sterblich. Denn zu geschweigen, daß hieraus folgen würde, daß es gar keine hypothetischen Schlüsse *in modo ponente* gebe, wo sich die einzelnen Sätze des Schlusses eben so zu einander verhalten, so ist es auch offenbar, daß der erste Satz wesentlich von den andern beyden verschieden ist. Der erste sagt nur etwas unter einer Bedingung aus, mithin zwar unter dieser Bedingung als nothwendig, aber an sich nur als möglich, weil es dahin gestellt bleibt, ob die Bedingung selbst gesetzt sey oder nicht. Im zweyten Satze wird nun die Bedingung gesetzt, mithin geurtheilt, daß etwas sich so wirklich verhalte, wie man es anfangs als möglich voraussetzte. Und so wird dann im dritten Satze das Bedingte auch gesetzt, mithin geurtheilt, daß dieses so seyn müsse, wie man es anfangs als an sich möglich gedacht hatte, weil die Bedingung wirklich stattfand, unter welcher man das an sich Mögliche auch als nothwendig vorgestellt hatte. Ob nun gleich der erste Satz die andern beyden dem Gehalte nach (*materialiter*) in sich vereinigt, so ist er doch als Urtheil (*formaliter*) von ihnen verschieden und nicht zwie-

fach sondern nur einfach. Denn es ist an und für sich betrachtet dieselbe einfache Synthese, wenn ich A und B als Grund und Folge (B durch A), wie wenn ich sie als Gegenstand und Merkmal (B in A) zusammendenke. Dafs das Zusammendenken dort unter einer andern Form als hier erscheint, macht eben den Unterschied zwischen dem kategorischen und hypothetischen Urtheile (§. 57. Anm. 2. und §. 83. Anm. 1.).

Anmerkung 2.

Dafs man vom Allgemeinen auf das Besondre (setzend) schliessen könne (*ab universali ad particulare valet consequentia*) ist keine eigenthümliche Regel der Unterordnungsschlüsse, sondern liegt schon in der Natur des Allgemeinen und Besondern, sofern dieses unter jenem enthalten ist. Da aber das Besondre sich vom Allgemeinen durch gewisse Eigenthümlichkeiten unterscheiden mufs, weil es sonst kein Besondres wäre, so versteht es sich von selbst, dafs man nicht mit Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit vom Besondern auf das Allgemeine (setzend) schliessen könne (*a particulari ad universale non valet consequentia*). Da aber doch, wenn etwas einem Besondern nicht zukommt, eben dieses auch nicht als ein Merkmal des Allgemeinen angesehen werden kann, weil sonst jenes kein Besondres von diesem Allgemeinen seyn würde, so kann man nur nicht positiv, wohl aber negativ vom Besondern auf das Allgemeine schliessen. Da z. B.

einige Thiere lebendige Jungen gebären, andre Eyer legen, so kann ich sagen: Weil von einigen Thieren nicht gilt, daß sie Eyer legen, so gilt diese Behauptung auch nicht von allen. Dagegen kann man wieder nicht negativ vom Allgemeinen auf das Besondere schliessen, weil eben dem Besondern manches eigenthümlich zukommt; also nicht so: Weil von allen Thieren nicht gilt, daß sie Eyer legen, so gilt diese Behauptung auch nicht von einigen. Man kann also schliessen

1.) von der Wahrheit des allgemeinen Satzes auf die des besondern (*modus ponens*).

2.) von der Falschheit des besondern auf die des allgemeinen (*modus tollens*). — Man kann aber nicht schliessen

1.) von der Wahrheit des besondern auf die des allgemeinen.

2.) von der Falschheit des allgemeinen auf die des besondern. *) Wenn man nun den allgemeinen Satz als Grund zum Vordergliede und den Besondern als Folge zum Hintergliede eines hypothetischen Satzes macht, so treffen diese Regeln genau mit den Regeln der hypothetischen Schlußform (§. 82. Anm. 1. und 2.) zusammen, daß man nämlich schliessen könne

*) Es erhellet zugleich hieraus, daß die vorhin angeführten lateinischen Regeln vollständig eigentlich so heißen müßten: *Ab universali ad particulari positive, sed non negative, valet consequentia*; und: *A particulari ad universale negative, sed non positive, valet consequentia*.

1.) von der Wahrheit des Vordergliedes auf die des Hintergliedes (*modus ponens*).

2.) von der Falschheit des Hintergliedes auf die des Vordergliedes (*modus tollens*); daß man aber nicht schliessen könne

1.) von der Wahrheit des Hintergliedes auf die des Vordergliedes.

2.) von der Falschheit des Vordergliedes auf die des Hintergliedes. Dieses Zusammentreffen der Regeln der hypothetischen Schlüsse mit denen der Unterordnungsschlüsse bestätigt von neuem, daß diese nichts anders als abgekürzte hypothetische Schlüsse sind. Es giebt daher auch Unterordnungsschlüsse *in modo tollente*, z. B. Einige Menschen sind nicht weifs — Also sind auch nicht alle Menschen weifs. Vollständig würde dieser Schluß so lauten:

Wenn alle Menschen weifs sind, so sind auch einige Menschen weifs.,

~~Man~~ sind einige Menschen nicht weifs (*atqui falsum posterius*),

Also sind auch nicht alle Menschen weifs (*ergo et falsum prius*).

Es ist daher sehr unrichtig, wenn die meisten Logiker die Unterordnungsschlüsse für Schlüsse vom Allgemeinen aufs Besondre erklären. Denn dieß ist nur der positive *Modus* jener Schlüsse.

Anmerkung 3.

Da man sowohl hypothetisch als disjunktiv in einem hypothetischen Schlusse subsumiren kann, so

giebt es auch Unterordnungsschlüsse, welche das Ansehen von unmittelbaren hypothetischen und disjunktiven Schlüssen haben, aber im Grunde doch nur hypothetische Enthymemen sind; z. B. Wenn du nicht vorsichtig bist, so kannst du betrogen werden — Also kannst du auch heute betrogen werden, wenn du nicht vorsichtig bist. Der vollständige Schluss wäre:

Wenn du überhaupt betrogen werden kannst, wenn du nicht vorsichtig bist, so kannst du auch heute betrogen werden, wenn du nicht vorsichtig bist,

Atqui verum prius — ergo et posterius.

Es stehen nämlich alsdann Vorder- und Hinterglied des Obersatzes einzeln betrachtet im Verhältnisse des Allgemeinen und Besondern. — Eben so kann man schliessen: Alle Menschen sind entweder gut oder böse — Also sind auch einige Menschen entweder gut oder böse. Der vollständige Schluss wäre:

Wenn alle Menschen gut oder böse sind, so sind es auch einige,

Atqui verum prius — ergo et posterius.

(§. 83. Anm. 2. und 3.). Auch hier ist offenbar, daß der Schluss nur soferne gültig ist, als der Obersatz wahr ist. Man kann daher nicht schliessen: Wenn alle Menschen gut sind, so braucht kein Mensch bestraft zu werden — Also wenn einige Menschen gut sind, so braucht kein Mensch bestraft zu werden. Denn in diesem Falle müßte ich fol-

genden Satz als Obersatz denken: Wenn kein Mensch bestraft zu werden braucht, wenn alle Menschen gut sind, so braucht auch keiner bestraft zu werden, wenn einige gut sind. Dieser Satz aber ist offenbar falsch. Denn das Hinterglied verhält sich nicht ganz, sondern nur theilweise zum Vordergliede, wie Besondres zum Allgemeinen. Es hätte im Anfange des Hintergliedes ebenfalls heißen müssen: so brauchen auch einige nicht bestraft zu werden. Dann könnte man ganz richtig subsumiren und konkludiren: Nun braucht kein Mensch bestraft zu werden, wenn alle gut sind — Also brauchen auch einige nicht bestraft zu werden, wenn einige gut sind.

§. 97.

Entgegensetzungsschlüsse sind diejenigen, wo man aus der Beziehung solcher Sätze auf einander, die wechselseitig setzen und aufheben, konkludirt. Solche Sätze stehen im Verhältnisse der Entgegensetzung und unterscheiden sich durch ihre Qualität (§. 64. nebst den Anmerkungen). Da nun die Entgegensetzung entweder direkt (kontradiktorisch) oder indirekt (konträr) seyn kann, so wird, da durch jedes dieser Verhältnisse richtige Folgerungen begründet werden können, es auch zweyerley Entgegensetzungsschlüsse geben, nämlich Kon-

tradikzionsschlüsse und Kontraritätsschlüsse.

Anmerkung 1.

Da von kontradiktorischen Urtheilen eins wahr und eins falsch seyn muß, so kann man durch so entgegengesetzte Urtheile (*per judicia contradictorie opposita s. contradictoria*) auf doppelte Art schließen, nämlich

1.) von der Wahrheit des Einen auf die Falschheit des Andern.

2.) von der Falschheit des Einen auf die Wahrheit des Andern. Man sieht nun sogleich der ganzen Schlussart überhaupt an, daß sie hypothetisch ist. Man denkt nämlich: Wenn dieses ist, so ist nicht jenes — oder: wenn dieses nicht ist, so ist jenes. Und nun folgt erst die wirkliche Subsumtion und Konklusion, als Kontradikzionschluss. Wir wollen dies durch alle mögliche Arten von Kontradikzionschlüssen durchführen. Es sind nämlich, wenn man auf Quantität und Qualität der Urtheile zugleich sieht, kontradiktorisch entgegengesetzt allgemein bejahende und partikulär verneinende (a und o), allgemein verneinende und partikulär bejahende (e und i) Sätze. Wenn man nun überhaupt von der Wahrheit des einen kontradiktorischen Satzes auf die Falschheit des andern und umgekehrt schließen kann, so giebt es folgende acht besondere Arten von Kontradikzionschlüssen:

1.

Wenn alle A sind B, so sind nicht einige A nicht B,

Nun sind alle A B — Also . . .

2.

Wenn einige A nicht B sind, so sind nicht alle A B,

Nun sind einige A nicht B — Also . . .

3.

Wenn kein A ist B, so sind nicht einige A B,

Nun ist kein A B — Also . . .

4.

Wenn einige A sind B, so ist nicht kein A B,

Nun sind einige A B — Also . . .

5.

Wenn nicht alle A sind B, so sind einige A nicht B,

Nun sind nicht alle A B — Also . . .

6.

Wenn nicht einige A nicht B sind, so sind alle A B,

Nun sind nicht einige A nicht B — Also . . .

7.

Wenn nicht kein A ist B, so sind einige A B,

Nun ist nicht kein A B — Also . . .

8.

Wenn nicht einige A sind B, so ist kein A B,

Nun sind nicht einige A B — Also . . .

Im ersten Falle schließt man von der Wahrheit des allgemein bejahenden Satzes (a) auf die Falschheit

des partikulär verneinenden (o), z. B. Wenn es wahr ist, daß alle Menschen wegen ihrer vernünftigen Natur als Personen behandelt werden müssen, so ist es falsch, daß einige Menschen (die Sklaven) nicht als Personen (als Sachen) behandelt werden können (*Atqui — Ergo*, welches in allen folgenden Fällen hinzugedacht werden muß). — Im zweyten Falle schließt man von der Wahrheit des o auf die Falschheit des a, z. B. Wenn es wahr ist, daß einige Thiere kein Gehirn haben, so ist es falsch, daß alle Thiere Gehirn haben. — Im dritten Falle schließt man von der Wahrheit des allgemein verneinenden Satzes (e) auf die Falschheit des partikulär bejahenden (i), z. B. Wenn es wahr ist, daß kein Mensch untrüglich ist, so ist es falsch, daß einige Menschen untrüglich wären. — Im vierten Falle schließt man von der Wahrheit des i auf die Falschheit des e, z. B. Wenn es wahr ist, daß einige Himmelskörper erborgtes Licht haben, so ist es falsch, daß kein Himmelskörper erborgtes Licht habe. — Die vier letzten Fälle sind nur die umgekehrten von den vier ersten, indem man von der Falschheit des a auf die Wahrheit des o — von der Falschheit des o auf die Wahrheit des a — von der Falschheit des e auf die Wahrheit des i — und von der Falschheit des i auf die Wahrheit des e schließt. Die Beyspiele wird man sich daher leicht hinzudenken können. Ueberall aber liegt die Gültigkeit der Subsumzion und Konklusion einzig und allein in dem hypothetischen Obersatze, den man bey solchen

Schlüssen gewöhnlich nur stillschweigend voraussetzt. Die Kontradikzionsschlüsse sind also ebenfalls hypothetische Enthymemen der ersten Ordnung.

Anmerkung 2.

Da von konträren Urtheilen zwar nur eins wahr, aber auch beyde falsch seyn können, so kann man durch so entgegengesetzte Urtheile (*per judicia contrarie opposita s. contraria*) nur auf einerley Art aphelissen, nämlich von der Wahrheit des Einen auf die Falschheit des Andern. Auch hier leuchtet es von selbst ein, daß die ganze Schlussart hypothetischer Natur ist. Wenn dieses ist, so ist jenes nicht — wird immer in Gedanken vorausgeschickt, und dann erst denkt man folgerecht: Nun ist dieses — also ist jenes nicht. Hier sind nun wieder zwey besondere oder untergeordnete Fälle möglich. Es sind nämlich, wenn man auf Quantität und Qualität der Urtheile zugleich Rücksicht nimmt, als bloß konträr zu betrachten allgemein bejahende und allgemein verneinende Sätze (a und e), weil zwar nicht beyde zugleich wahr, aber doch beyde zugleich falsch seyn können, wenn der Wahrheit gemäß nur eine partikuläre Affirmazion und Negazion stattfindet. Es giebt demnach folgende zwey besondere Arten von Kontrarietätsschlüssen:

1.

Wenn alle A sind B, so ist kein A nicht B,
Nun sind alle A B — Also . . .

2.

Wenn kein A ist B, so sind alle A nicht B,

Nun ist kein A B — Also . . .

Im ersten Falle schließt man von der Wahrheit des allgemein bejahenden Satzes (a) auf die Falschheit des allgemein verneinenden (e), z. B. Wenn es wahr ist, daß alle Menschen organische Wesen sind, so ist es falsch, daß kein Mensch organisch ist (d. h. so ist kein Mensch nicht organisch). — Im zweyten Falle schließt man von der Wahrheit des e auf die Falschheit des a, z. B. Wenn es wahr ist, daß kein Mensch allwissend ist, so ist es falsch, daß alle Menschen allwissend sind (d. h. so sind alle Menschen nicht allwissend). — Man sieht nun leicht ein, daß und warum die umgekehrten Schlussarten nicht zulässig sind. Der hypothetische Obersatz hätte nämlich alsdann keine Konsequenz, z. B. Wenn nicht alle A sind B, so ist kein A B. Diefs folgt nicht, sondern bloß: so sind einige A nicht B (Anm. 1. Nr. 5.). Ich kann also nicht schließen: Wenn es falsch ist, daß alle Menschen gelehrt sind, so ist es wahr, daß keiner gelehrt ist. Denn es sind einige gelehrt, andre ungelehrt. Oder: Wenn nicht kein A ist B, so sind alle A B. Auch diefs folgt nicht, sondern bloß: so sind einige A B (Anm. 1. Nr. 7.). Ich kann also nicht schließen: Wenn es falsch ist, daß kein Mensch reich ist, so ist es wahr, daß alle Menschen reich sind. Denn es sind einige reich, andre arm. Es ist also offenbar, daß Kontrarietätsschlüsse nur insoferne gültig sind, als

ihnen richtige hypothetische Obersätze zum Grunde liegen, und dafs sie daher gleichfalls hypothetische Enthymemen der ersten Ordnung sind.

Anmerkung 3.

Bey Individualsätzen kann man die Kontradiktions- und Kontraritätsschlüsse auch als disjunktive Enthymemen darstellen. Z. B.

Dieser Winkel ist recht,

Also ist er nicht schief.

Oder:

Dieser Winkel ist nicht recht,

Also ist er schief.

Hier kann man den disjunktiven Obersatz annehmen:

Dieser Winkel ist entweder recht oder schief,
und dann entweder *in modo ponente* schliessen:

Nun ist dieser Winkel recht,

[*atqui verum prius*]

Also ist er nicht schief,

[*ergo falsum posterius*].

Oder *in modo tollente*:

Nun ist er nicht recht,

[*atqui falsum prius*]

Also ist er schief,

[*ergo verum posterius*].

Die Begriffe: recht und schief, verhalten sich nämlich in Ansehung des Winkels (A) wie B (90 Grad) und nicht B (nicht 90 Grad). Sie sind also kontradiktorisch, und es ist mir daher erlaubt auf bey-

derley

derley Art zu schliessen. Aber setzet, es schliesse jemand:

Dieser Winkel ist recht,

Also ist er nicht stumpf —

so wird er zwar auf diese Art richtig schliessen, aber nicht umgekehrt:

Dieser Winkel ist nicht recht,

Also ist er stumpf.

Denn die Begriffe: recht und stumpf, verhalten sich in Ansehung des Winkels (A) wie B (90 Grad) und C (mehr als 90 Grad), ausser welchen Prädikaten es noch ein drittes: spitz (D = weniger als 90 Grad) giebt. Der Obersatz hätte also heissen müssen:

Dieser Winkel ist entweder recht oder stumpf oder spitz.

In Beziehung auf diesen Satz kann ich wohl in *modo ponente* schliessen:

Nun ist dieser Winkel recht,

Also ist er nicht stumpf —

und nicht spitz, welches, wenn die Konklusion vollständig ausgedrückt werden sollte, noch hinzugesetzt werden müfste; aber nicht in *modo tollente*:

Nun ist dieser Winkel nicht recht,

Also ist er stumpf —

denn da die Disjunkzion im Obersatze dreygliedrig ist, so hätte nach dem oben (§. 84. Anm. 2.) angegebenen dritten Falle die Konklusion selbst disjunktiv, mithin nach Aufhebung des einen Gliedes ein

andres von den übrigen nur unbestimmt gesetzt werden müssen (§. 85. Anm. 1.):

Also ist er entweder stumpf oder spitz.

Ein bestimmtes Setzen wäre hier nur unter Voraussetzung des Obersatzes:

Dieser Winkel ist entweder recht oder stumpf, möglich gewesen. Da aber dann die Disjunkzion unvollständig wäre, so könnte auch nicht mit Sicherheit subsumirt und konkludirt werden (§. 86. Anm. 4.).

Anmerkung 4.

Da nach §. 64. Anm. 2. auch hypothetische Urtheile einander kontradiktorisch und konträr entgegengesetzt seyn können, so kann es auch hypothetische Kontradikzions- und Kontrarietätsschlüsse geben, welche sich nach denselben Regeln richten. Man kann hypothetisch kontradiktorisch schliessen

1.) Von der Wahrheit des einen Satzes auf die Falschheit des andern, z. B. Es ist wahr, wenn jemanden der Kopf abgeschlagen wird, so folgt, daß er stirbt — Also ist es falsch, wenn jemanden der Kopf abgeschlagen wird, so folgt nicht, daß er stirbt.

2.) Von der Falschheit des einen auf die Wahrheit des andern. Man kehre nur das vorige Beyspiel um. Beyde Sätze sind kontradiktorisch, weil in dem einen die durch den andern gesetzte Konsequenz schlechtweg aufgehoben wird. Nun muß aber etwas Grund seyn oder nicht. Also können nicht

beyde Urtheile zugleich wahr oder falsch seyn. Hingegen kann man hypothetisch konträr nur schliessen von der Wahrheit des einen Satzes auf die Falschheit des andern, aber nicht umgekehrt, weil beyde falsch, obwohl nicht zugleich wahr seyn können. So sind die beyden Sätze: Wenn ein Komet am Himmel erscheint, so entsteht Krieg, und: Wenn ein Komet am Himmel erscheint, so entsteht kein Krieg — nur konträr entgegengesetzt, weil in dem zweyten nicht die bloße Konsequenz aufgehoben, sondern eine ganz andere Folge gesetzt, nicht bloß gesagt wird, es folge nicht aus jener Erscheinung, daß Krieg entstehe, sondern, es folge daraus, daß kein Krieg entstehe. Nun sind aber beyde Sätze falsch, denn es kann nach Erscheinung eines Kometen ein Krieg sowohl entstehen als nicht entstehen. Also kann ich nicht von der Falschheit des einen auf die Wahrheit des andern schliessen. Wenn aber einer von beyden wahr wäre, so müßte freylich der andre falsch seyn. Uebrigens sieht man leicht ein, daß auch bey solchen Kontradikzions- und Kontrarietätsschlüssen ein hypothetischer Obersatz fehlt. Der erste Schluß z. B. würde vollständig so lauten: Wenn es wahr ist, daß jemand stirbt, wenn ihm der Kopf abgeschlagen wird, so ist es falsch, daß das Sterben aus diesem Grunde nicht folge,

Nun ist jenes wahr — Also

Anmerkung 5.

Da nach §. 64. Anm. 3. auch disjunktive Urtheile eine doppelte Art der Entgegensetzung zulassen, so giebt es auch disjunktive Kontradiktions- und Kontrarietätsschlüsse, welche sich ebenfalls nach den angegebenen Regeln richten. Wird durch das eine Urtheil bloß die Disjunktion im andern aufgehoben, so sind sie kontradiktorisch und man kann also wechselseitig schließen: Es ist wahr, daß A entweder B oder C ist — Also ist es falsch, daß A nicht entweder B oder C ist; oder: Es ist falsch, daß A entweder B oder C ist — Also ist es wahr, daß A nicht entweder B oder C ist. Wird aber dem disjunktiven Urtheile ein andres entgegengestellt, wodurch die Prädikate selbst entweder zugleich aufgehoben oder gesetzt werden, so sind sie nur konträr, und man kann nur von der Wahrheit des einen auf die Falschheit des andern schließen: Es ist wahr, daß A entweder B oder C ist — Also ist es falsch, daß A sowohl B als C ist. Es giebt nämlich hier noch den dritten Fall, daß A weder B noch C seyn, mithin jene beyden Sätze zugleich falsch seyn könnten. — Uebrigens ist auch bey disjunktiven Entgegensetzungsschlüssen ein hypothetischer Obersatz zu suppliren:

Wenn es wahr ist, daß A entweder B oder C sey, so ist es falsch, daß A nicht entweder B oder C sey,

Nun ist jenes wahr — Also

Anmerkung 6.

Die Logiker führen auch noch eine dritte Klasse von Entgegensetzungsschlüssen auf, nämlich Subkontrarietätsschlüsse (*rationia per judicia subcontraria*). Nun sind aber subkonträre Sätze keine wahren Gegensätze, sondern bloße Nebensätze (§. 64. Anm. 4.). Also kann man diese Schlüsse wenigstens nicht Entgegensetzungs- sondern nur Nebensatzschlüsse (*non per judicia opposita sed juxta posita*) nennen. Es sind aber die sogenannten Subkontrarietätsschlüsse entweder ganz ungültig oder eine bloße logische Spielerey. Ganz ungültig sind sie, wenn man von der Wahrheit des einen Satzes auf die Falschheit des andern schließen wollte. Denn subkonträre Sätze heben sich gar nicht auf und können recht gut beysammen bestehen. Es wäre daher absurd zu sagen: Der Satz — Einige Menschen sind gelehrt — ist wahr; also ist der Satz — Einige Menschen sind ungelehrt — falsch. Oder: Weil es wahr ist, daß einige Menschen reich sind, so ist es falsch, daß einige arm sind. Es ist hier die Rede von ganz verschiedenen Theilen einer Sphäre, und da kann der Eine von dem einen Theile bejahen, was der Andre von dem andern verneint, ohne daß ich von der Wahrheit der Aussage des Einen auf die Falschheit der Aussage des Andern schließen dürfte. Aber kann man nicht von der Falschheit des einen subkonträren Urtheils auf die Wahrheit des andern schließen? Kann man z. B. nicht schließen: Es

ist falsch, daß einige Menschen allmächtig sind, also ist es wahr, daß einige Menschen nicht allmächtig sind? Oder: Wenn es falsch ist, daß einige Menschen nicht sterblich sind, so ist es wahr, daß einige Menschen sterblich sind. Freylich kann man so schliessen. Allein was heisst denn das: Es ist falsch, daß einige Menschen allmächtig sind? Es heisst offenbar nichts anders als: Einige Menschen sind nicht allmächtig. Und was heisst das: Es ist falsch, daß einige Menschen nicht sterblich sind? Doch wohl: Einige Menschen sind sterblich? Was haben also jene subkonträren Schlüsse für eine Bedeutung? Keine andre als diese: Einige Menschen sind nicht allmächtig; Also sind einige Menschen nicht allmächtig. Und: Einige Menschen sind sterblich; also sind einige Menschen sterblich. Man hat also nur mit Worten gespielt, indem man von der Falschheit des einen subkonträren Urtheils auf die Wahrheit des andern schloß. Diese logische Spielerey fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man dem Schlusse eine ordentliche disjunktive Form giebt. Jene Schlüsse würden nämlich vollständig so lauten:

Einige Menschen sind entweder allmächtig oder nicht allmächtig,

Nun sind einige Menschen nicht allmächtig (*atqui falsum prius*),

Also sind einige Menschen nicht allmächtig (*ergo verum posterius*).

Und:

Einige Menschen sind entweder nicht sterblich oder sterblich,

Nun sind einige Menschen nicht nicht sterblich d. h. sie sind sterblich (*atqui falsum prius*),

Also sind einige Menschen sterblich.

Verdient nun wohl eine solche Spielerey, daß man daraus eine eigne Klasse von Schlüssen macht? — Hiezu kommt nun noch, daß dergleichen Schlüsse, wenn man sie nach aller Schärfe beurtheilt, nichts anders als bloße Folgerungen aus einem Kontradiktionsschlusse sind. Unter andern Arten von Kontradiktionsschlüssen kommt auch diese vor (Anm. 1. Nr. 8.):

Wenn nicht einige A sind B, so ist kein A B,

Nun sind nicht einige A B — Also . . .

Aus der Falschheit des Satzes: Einige Menschen sind allwissend, folgt also zunächst und eigentlich *per contradictionem* die Wahrheit des Satzes: Kein Mensch ist allwissend, aus welchem dann erst *per subalternationem* der Satz folgt: Einige Menschen sind nicht allwissend. Ferner kommt auch diese Art vor (Anm. 1. Nr. 6.):

Wenn nicht einige A nicht B sind, so sind alle A B,

Nun sind nicht einige A nicht B — Also . . .

Aus der Falschheit des Satzes: Einige Menschen sind nicht sterblich, folgt also zuerst *per contradictionem* die Wahrheit des Satzes: Alle Menschen sind sterblich, und dann *per subalternationem*: Einige Menschen sind sterblich. Sollten demnach die Sub-

kontrarietätsschlüsse unter den unmittelbaren Schlussarten mit aufgeführt werden, so gehörten sie doch nicht zu den ursprünglichen und einfachen, sondern zu den abgeleiteten und zusammengesetzten. Da aber die Kontradiktions- und Subalternationsschlüsse selbst nicht unmittelbar sind, so können auch die daraus entstehenden Subkontrarietätsschlüsse nicht als unmittelbare Schlüsse angesehen werden.

§. 98.

Umkehrungsschlüsse sind diejenigen, wo man aus der Beziehung solcher Sätze auf einander konkludirt, deren zur Materie eines Urtheils wesentlich gehörige Elemente ihre Stellen logisch (nicht bloß grammatisch) vertauscht haben. Solche Sätze stehen im Verhältnisse der Umkehrung und unterscheiden sich durch die Relazion ihrer Elemente zu einander (§. 65. nebst den Anmerkungen). Da nun die Umkehrung entweder unverändert (rein) oder verändert ist, so giebt es, soferne durch beyde Arten der Umkehrung richtige Folgerungen begründet werden können, zweyerley Arten solcher Schlüsse, nämlich reine und veränderte Umkehrungsschlüsse. Und da die Veränderung selbst wieder von doppelter Art ist, je nachdem sie die Quantität oder Qualität

des Urtheils betrifft, so kann es sowohl quantitative als qualitative veränderte Umkehrungsschlüsse geben. Die letzten heißen auch Kontrapositionsschlüsse.

Anmerkung 1.

Die Form aller Umkehrung ist: $A = B$, $B = A$. Hierbey bleibt zuvörderst völlig unbestimmt, ob das Eine mit der Bestimmung der Allgemeinheit oder der Besonderheit (Alle A, einige A) und das Andre als positiv oder als negativ (B, nicht B) gedacht, ferner ob sie auf einander als Gegenstand und Merkmal (A ist B) oder als Grund und Folge (Wenn A, so B) oder als Ganzes und Theile (A entweder B oder nicht B) bezogen werden. Es soll durch jenes Schema blofs der allgemeine Charakter der Umkehrung als solcher angedeutet werden. Will man nun durch Umkehrung (*per judicia conversa*) schliessen, so müssen beyde Urtheile nicht blofs überhaupt als umgekehrt sondern in ihrer Umkehrung als durch Also verknüpft gedacht werden:

$$A = B$$

also

$$B = A.$$

Mithin setzt ein solcher Schluss als Bedingung seiner Gültigkeit voraus, daß $A = B$ und $B = A$ als Grund und Folge zusammenhangen., Denn wenn man diesen Zusammenhang nicht voraussetzte, so könnte es niemanden einfallen, beyde Urtheile durch Also zu verknüpfen. Es muß demnach an die

Spitze eines jeden Umkehrungsschlusses als erste Prämisse folgender hypothetische Satz (wenigstens in Gedanken) gestellt werden:

Wenn $A = B$, so $B = A$.

Folglich sind alle Umkehrungsschlüsse hypothetische Enthymemen der ersten Ordnung, und zwar *in modo ponente*; denn es wird immer geschlossen: *Atqui verum prius — Ergo et posterius*.

Anmerkung 2.

Wenn wir zuerst auf die kategorischen Urtheile reflektiren, so können diese in Rücksicht ihrer Quantität und Qualität seyn:

1.) allgemein bejahende (a): Alle A sind B. Bey diesen läßt sich

a.) nicht durch reine Umkehrung schließen. Zwar kann es Fälle geben, wo durch die Umkehrung eines allgemeinbejahenden Satzes die Wahrheit nicht verletzt wird, wenn nämlich Subjekt und Prädikat gleiche Sphären haben oder Wechselbegriffe sind. Z. B.

Alle wirkliche Körper erfüllen den Raum,

Alles, was den Raum erfüllt, ist ein wirklicher Körper.

Oder:

Alle Kugeln sind Körper von lauter gleichen Durchmessern,

Alle Körper von lauter gleichen Durchmessern sind Kugeln.

Oder:

Alles Nothwendige ist unveränderlich,

Alles Unveränderliche ist nothwendig.

In allen diesen Beyspielen sind die zweyten Sätze eben so wahr, als die ersten, und beyde stehen in der That im Verhältnisse der Umkehrung, und zwar der reinen. Allein die Logik kann nicht zugeben, daß sie durch Also verknüpft werden, oder daß man so schliesse. Denn es fehlt dem hypothetischen Obersatze, welchen man hinzudenken müßte, an Konsequenz:

Wenn alle A sind B, so sind auch alle B A.

Da nämlich B eine weitere Sphäre als A haben kann, so kann ich ohne besondre Rücksicht auf den Gehalt der Begriffe gar nicht wissen, ob auch dem B als Subjekte das A als Prädikat allgemein beygelegt werden könne. Jener Obersatz heist also nur:

Wenn alle A sind B, so sind zuweilen auch alle

B A d. h. so können sie es seyn.

In Beziehung auf einen solchen Obersatz läßt sich aber gar nicht mit Sicherheit subsumiren und konkludiren. *) Es läßt sich also bey allgemein bejahenden Urtheilen

*) In KANT's Logik (§. 53. Anm. 2.) heist es sehr richtig: „Manche allgemeinbejahende Urtheile lassen sich „zwar auch *simpliciter* umkehren. Aber der Grund hiervon „liegt nicht in ihrer Form, sondern in der besondern „Beschaffenheit ihrer Materie.“ — Es ist daher der logischen Genauigkeit nicht angemessen, wenn KIESEWETTER in seiner Logik (§. 171.) die an sich mögliche reine Umkehrung allgemeinbejahender Sätze von einer ei-

b.) nur durch veränderte Umkehrung, und zwar

a.) durch Umkehrung mit veränderter Quantität schliessen, so daß das umkehrende und geschlossene Urtheil ein besonders bejahendes ist:

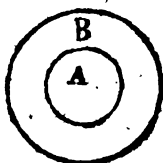
Alle A sind B,

Also sind einige B A.

Denn da in solchen Urtheilen das Prädikat auf die ganze Sphäre des Subjekts bezogen wird, so muß das Subjekt als Prädikat gedacht wenigstens auf einen Theil der Sphäre des Prädikats als Subjekt gedacht bezogen werden können, wenn es auch nicht auf die ganze Sphäre desselben wegen ihres weitem Umfangs bezogen werden kann. Die Sphären der Begriffe A und B verhalten sich dann wie folgende Kreislinien zu einander:

genthümlichen Beschaffenheit in Ansehung ihrer Materie als eine besondere Art der logischen Umkehrung, durch welche richtig geschlossen werden könne, aufführt, wiewohl derselbe Fehler auch von anderen ältern und neuern Logikern begangen wird (z. B. REIMARUS, Vernunftl. §. 167. — JAKOB's Log. § 241.). Sobald man nur nicht übersieht, daß jedem Umkehrungsschlusse dieser Art der Satz:

Wenn alle A sind B, so sind auch alle B A, zum Grunde liegen müßte, so kann man gar nicht fehlgehen. Ein anders ist, umkehren, und ein anders, durch Umkehrung schliessen d. h. die umgekehrten Sätze durch Also verknüpfen. Ihr könnt wohl manchmal sagen: Alle A sind B, und alle B sind A; aber niemals: Alle A sind B, also sind alle B A.



Man kann also mit Recht schließen:

Wenn alle A sind B, so sind einige B A,

Nur sind alle A B,

Also sind auch einige B A.

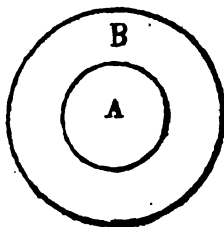
Z. B. Alle Quadrate sind Figuren — Also sind einige Figuren Quadrate; oder: Alle Thiere sind organische Wesen — Also sind einige organische Wesen Thiere.

β.) durch Umkehrung mit veränderter Qualität, so daß das umkehrende und geschlossene Urtheil ein allgemein verneinendes ist:

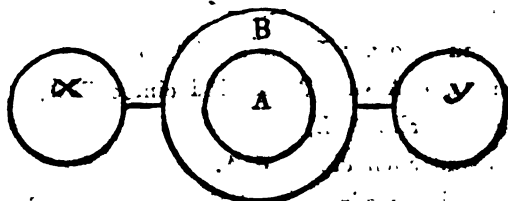
Alle A sind B,

Also ist kein Nicht-B A.

Denn wenn ein Prädikat der ganzen Sphäre des Subjekts zukommt, so muß alles das, was von der Sphäre des Prädikats ausgeschlossen ist, auch von der Sphäre des Subjekts ausgeschlossen seyn. Verhalten sich nämlich die Sphären der Begriffe A und B wie die Kreislinien:



so liegt alles A in B, was aber außerhalb B liegt (alles Nicht - B), liegt ebendarum auch nicht in A (ist nicht A). Man denke also zu diesen Kreisen noch einen dritten (x) oder vierten (y) hinzu:



so kann man mit Recht schließen:

Wenn alle A sind B, so ist kein Nicht - B
(x, y . . .) A,

Nun sind alle A B,

Also ist kein Nicht - B. A.

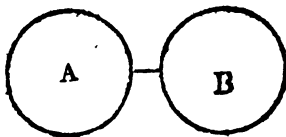
Z. B. Alle Menschen sind organische Wesen —
Also ist kein unorganisches Wesen ein Mensch;
oder: Cajus ist des Titius Sohn — Wer also nicht
des Titius Sohn ist, ist auch nicht Cajus. (Wir be-
trachten nämlich hier den Individualsatz bloß logisch,
mithin als einen allgemeinen.) *) Daß man übrigens
bey solchen Urtheilen zugleich mit der Qualität
auch die Quantität verändern könne, versteht sich
von selbst. Denn wenn kein Nicht - B ist A, so

*) Manche stellen diese Art der Umkehrung auch als eine mittelbare so vor: Aus dem Urtheile: Alle A sind B, folgt das Urtheil: Kein A ist Nicht - B. Dieses aber läßt sich (wie sich in der Folge zeigen wird) rein umkehren in: Kein Nicht - B ist A. Man braucht aber diesen Umweg nicht zu nehmen, um die Möglichkeit jener Kontraposition einzusehen.

sind auch einige Nicht- B nicht A. Schliesse ich daher: Alle Menschen sind organische Wesen — Also sind einige unorganische Wesen nicht Menschen, so ist diese doppelte Veränderung nicht nöthig, indem ich eben so richtig mit einfacher Veränderung hätte schliessen können: Also ist kein unorganisches Wesen ein Mensch. Aus diesem allgemeinen Satze folgt erst durch einen Subordinationschluss (§. 96.) der besondre: Also sind auch einige unorganische Wesen keine Menschen. Wenn man daher auf diese Art schliesst, so vermischt man einen Umkehrungsschluss mit einem Unterordnungsschlusse, gleich, als wäre es nur Einer.

2.) allgemein verneinende (e): Kein A ist B. Bey diesen läßt sich

a.) durch reine Umkehrung schliessen. Denn da in solchen Urtheilen das Prädikat als dem Subjekte widerstreitend angesehen wird, so muß auch das Subjekt als Prädikat gedacht dem Prädikate als Subjekt gedacht widerstreiten. Die Sphären der Begriffe A und B liegen dann gänzlich aufser einander, wie folgende Kreislinien:



Man kann also mit Recht schliessen:

Wenn kein A ist B, so ist auch kein B A,

Nun ist kein A B,

Also ist auch kein B A.

Z. B. Keine Kreislinie hat ungleiche Halbmesser — Also ist nichts, was ungleiche Halbmesser hat; eine Kreislinie; oder: Kein Bösewicht hat ein gutes Gewissen — Also ist keiner, der ein gutes Gewissen hat, ein Bösewicht. — Wenn sich nun allgemein verneinende Urtheile rein umkehren und daraus richtige Folgerungen ableiten lassen, so ist

b.) eine veränderte Umkehrung derselben zum Schließen theils nicht nöthig, theils nicht möglich. Nicht nöthig, wenn man

a.) die Quantität verändern wollte. Denn da aus dem Satze: Kein A ist B, folgt: Kein B ist A, so würde die Verminderung der Quantität unnütz seyn, und der Satz: Einige B sind nicht A, müßte vielmehr als eine Folgerung *per subordinationem* aus dem Satze: Kein B ist A, angesehen werden. Wollte ich daher aus dem Satze: Kein Bösewicht hat ein gutes Gewissen, die Folgerung ableiten: Also sind einige, die ein gutes Gewissen haben, keine Bösewichter, so müßte ich erst den Zwischensatz: Niemand, der ein gutes Gewissen hat, ist ein Bösewicht, in Gedanken einschieben, wenn ich streng folgerecht denken wollte. Folglich wäre jener Schluß kein bloßer, sondern ein mit einem Subordinationschlusse vermischter Umkehrungsschluß. — Sollte aber

β.) die Qualität verändert werden, so wäre dieß ohne Veränderung der Quantität nicht möglich. Wollte man nämlich schließen: Kein A ist

B —

B — Also sind alle Nicht - B A, so müßte man als Obersatz hinzudenken:

Wenn kein A ist B, so sind alle Nicht - B A. In diesem Satze aber ist keine Konsequenz. Denn es kann eine Menge von Dingen geben, die weder in der Sphäre des Begriffes B noch in der des Begriffes A liegen. Denkt man daher zu den vorigen Kreislinien noch zwey andre (x und y) hinzu, die außerhalb beyden liegen, wie folget:



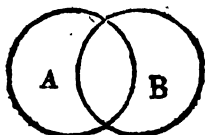
so sind die Kreise x und y zwar Nicht - B, aber darum doch nicht A. Man kann folglich nicht schließen: Kein Fluß läuft aus dem Thale den Berg hinan — Also sind alle Dinge, die nicht aus dem Thale den Berg hinan laufen, Flüsse. Oder um das vorige Beyspiel zu wiederholen: Kein Bösewicht hat ein gutes Gewissen — Also sind Alle, die kein gutes Gewissen haben, Bösewichter. In diesem Beyspiele scheint zwar richtig geschlossen zu seyn; allein der Schein verschwindet sogleich, wenn man bedenkt, daß man bey dem Ausdruck: Alle, nicht bloß an Menschen, sondern an Dinge überhaupt zu denken hat, die, wenn sie vernunftlos sind, weder ein gutes noch ein böses Gewissen haben. Will man gleichwohl aus einem allgemein verneinenden Urtheile durch veränderte Umkehrung schließen, so muß Quantität und Qualität zugleich ver-

ändert werden: Kein A ist B — Also sind einige Nicht - B A. In der unendlichen Sphäre der Dinge, die Nicht - B sind, müssen nämlich auch einige seyn, die A sind (siehe die vorigen Kreise: A, B, x, y). Ich kann daher mit Recht an die Spitze jenes Schlusses den Obersatz stellen:

Wenn kein A ist B, so sind einige Nicht - B A. Allein bey'm Lichte besehen, wäre dieß wieder kein bloßer, sondern ein vermischter Umkehrungsschluss. Man hätte nämlich aus dem Satze: Kein A ist B (Kein Mensch ist leblos) zuvörderst *per oppositionem* (§. 97.) geschlossen: Also sind alle A Nicht - B (Also sind alle Menschen nicht - leblos). Und nun erst konnte man nach der obigen Regel (Nr. 1. lit. b. a.) *per accidens* umkehrend schließen: Also sind einige Nicht - B A (Also sind einige nicht-leblose Dinge Menschen). Es ist daher in solchen Fällen der Umkehrungsschluss mit einem Entgegensetzungsschlusse gemischt.

3.) besonders bejahende (i): Einige A sind B. Bey diesen läßt sich

a.) durch reine Umkehrung schließen. Denn da in solchen Urtheilen das Prädikat auf einen Theil der Sphäre des Subjekts bezogen wird, so muß sich auch das Subjekt als Prädikat gedacht auf einen Theil der Sphäre des Prädikats als Subjekt gedacht beziehen lassen. Die Sphären der Begriffe A und B liegen dann theilweise in einander, wie folgende Kreislinien:



Man kann also mit Recht schließen:

Wenn einige A sind B, so sind auch einige B A,

Nun sind einige A B,

Also sind auch einige B A.

Z. B. Einige Triangel sind rechtwinklich — Also sind auch einige rechtwinkliche Dinge Triangel; oder: Einige Menschen sind schwarz — Also sind auch einige schwarze Dinge Menschen. — Hingegen läßt sich bey solchen Urtheilen

b.) nicht durch veränderte Umkehrung, und zwar

a.) nicht durch Umkehrung mit veränderter Quantität schließen, so daß das umkehrende und geschlossene Urtheil ein allgemein bejahendes wäre. Zwar kann es Fälle geben, wo durch diese veränderte Umkehrung eines besonders bejahenden Satzes die Wahrheit nicht verletzt wird, wenn nämlich die Sphäre des Prädikats kleiner als die des Subjektes und jene in dieser enthalten ist. Z. B.

Einige organische Wesen sind Thiere,

Alle Thiere sind organische Wesen.

Oder:

Einige Gelehrte sind gründliche Mathematiker,

Alle gründliche Mathematiker sind Gelehrte.

Allein obgleich in beyden Fällen der letzte Satz so wahr ist, als der erste, so folgt er doch nicht aus diesem. Man denke nur an die Spitze eines solchen Umkehrungsschlusses den hypothetischen Obersatz, ohne welchen er keine Schlusskraft hat:

Wenn einige A sind B, so sind auch alle B A.
Diesem Satze fehlt es offenbar an der Konsequenz. Denn sobald B ein weiterer Begriff ist oder auch nur eine andre Sphäre hat, als A, so folgt gar nicht, daß alles B darum in der Sphäre A liege, weil einiges A in der Sphäre B liegt. Z. B.

Einige Christen sind Betrüger,
Also sind alle Betrüger Christen.

Oder:

Einige Gelehrte sind reich,
Also sind alle Reiche gelehrt.

Nur dann, wenn B ein engerer unter A enthaltener Begriff ist, wird der zweyte Satz wahr seyn. Z. B.

Einige Sterne sind Planeten,
Alle Planeten sind Sterne.

Oder:

Einige Bäume sind Eichen,
Alle Eichen sind Bäume.

Es kann also die Logik in solchen Fällen zwar den Satz, der durch diese Umkehrung heraus kommt, nicht als ungültig verwerfen, weil er der Materie nach richtig ist; allein die Art der Umkehrung selbst, um dadurch zu schließen, kann sie nicht als allgemeingültig zulassen, weil in dem hypothetischen Obersatze, den man einem solchen Schlusse in Ge-

danken zum Grunde legen müßte, keine Konsequenz enthalten wäre. Sie fodert also mit Recht, daß der besonders bejahende Satz bey dem Schließen durch Umkehrung immer partikulär bleibe, mithin rein umgekehrt werde. Alsdann muß das geschlossene Urtheil in allen Fällen richtig seyn, gesetzt auch, daß es an und für sich betrachtet eine höhere quantitative Dignität haben könnte. Z. B.

Einige organische Wesen sind Thiere,

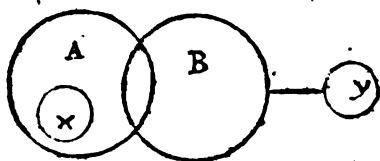
Also sind einige Thiere organische Wesen.

Denn ob sie es gleich alle sind, so werden doch die übrigen dadurch nicht ausgeschlossen, wenn ich von einigen den Organismus prädicire, indem ich nach der Regel der Subalternazion dasjenige auch von Einigen prädiciren kann, was von Allen gilt (§. 96.). Man kann aber bey besonders bejahenden Urtheilen auch

β.) nicht durch Umkehrung mit veränderter Qualität schließen, so daß das umkehrende und geschlossene Urtheil ein verneinendes wäre. Denn es fehlt dem Obersatze, welchen man hinzudenken müßte:

Wenn einige A sind B, so sind einige Nicht-B nicht A,

wieder an der Konsequenz. Die Dinge, die außer der Sphäre B liegen (Nicht-B sind), können zwar sowohl in der Sphäre A als außer derselben liegen, wie folgende Figur zeigt, in welcher x und y Nicht-B sind:

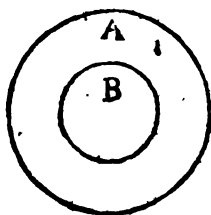


Man kann also zwar umkehrend sagen:

Einige Gelehrte sind reich

Und einige Nicht-Reiche sind nicht gelehrt.

Aber man kann nicht auf diese Art umkehrend schließen. Denn obgleich der letzte Satz an und für sich betrachtet, wahr ist, so folgt er doch nicht aus dem ersten. Es könnte daher das geschlossene Urtheil auch falsch seyn, wenn nämlich der Begriff B ein bloßer Theil von dem Begriffe A als einer größern Sphäre wäre, wie in folgender Figur:



So kann man alle Körper in organische (B) und unorganische (Nicht-B) eintheilen; alle Körper aber, sie mögen organisch oder unorganisch seyn, sind im Raume befindlich oder räumliche Dinge (A). Gesetzt nun es schlösse jemand:

Einige räumliche Dinge sind organische Körper,

Also sind einige unorganische Körper nicht räumlich,

so wäre der Schluss offenbar falsch. Die Logik

kann also wieder nicht zugeben, daß man durch eine solche Umkehrung schliesse, wenn auch die Umkehrung an und für sich in manchen Fällen keinen falschen Satz hervorbringt. Daß man aber noch viel weniger folgerecht schliessen könne, wenn man noch überdies die Quantität verändern wollte (Einige A sind B — Also sind alle Nicht-B nicht A), ergibt sich aus dem Bisherigen von selbst.

4.) besonders verneinende (o): Einige A sind nicht B. Bey diesen läßt sich

a.) nicht durch reine Umkehrung schliessen. Denn obgleich in manchen Fällen das umkehrende Urtheil wahr seyn kann (wenn sich die Begriffe A und B so verhalten, wie in der vorletzten Figur die Kreise A und B, wo man das Urtheil: Einige Gelehrte sind nicht reich, ohne Verletzung der Wahrheit reu umkehren und sagen kann: Einige Reiche sind nicht gelehrt), so ist doch das umkehrende Urtheil nicht als ein geschlossenes zu betrachten und mit dem umgekehrten durch Also zu verknüpfen. Denn der hypothetische Obersatz:

Wenn einige A nicht B sind, so sind einige B nicht A,

hat keine Konsequenz, weil B ein engerer Begriff als A, mithin alles B A seyn kann, obwohl nicht alles A B ist. Die Begriffe A und B verhalten sich dann wie die Kreise in der letzten Figur. Man würde also oft ganz falsche Urtheile erhalten, wenn man so schliessen wollte, z. B.

Einige Bäume sind keine Eichen,
Also sind einige Eichen keine Bäume.

Oder:

Einige Menschen sind nicht gelehrt,
Also sind einige Gelehrte keine Menschen.

Es läßt sich also bey solchen Urtheilen

b.) nur durch veränderte Umkehrung
folgerecht schliessen, aber

a.) nicht durch Umkehrung mit veränderter Quantität, so daß das umkehrende und geschlossene Urtheil ein allgemein verneinendes wäre. Denn in dem dazu vorauszusetzenden Obersatze:

Wenn einige A nicht B sind, so ist kein B A,
wäre keine Konsequenz, die Begriffe A und B mögen sich verhalten, wie die Kreise A und B in der vorletzten oder letzten Figur. Man kann demnach nicht schliessen:

Einige Gelehrte sind nicht reich,
Also ist kein Reicher gelehrt.

Oder:

Einige Menschen sind nicht gelehrt,
Also ist kein Gelehrter ein Mensch.

Mithin kann man bey besonders verneinenden Urtheilen

β.) nur durch Umkehrung mit veränderter Qualität schliessen, so daß das umkehrende und geschlossene Urtheil ein besonders bejahendes ist. Denn wenn einiges A nicht in der Sphäre B liegt, so folgt, daß einiges von dem, was

nicht in der Sphäre B liegt (z. B. die Sphäre x in der vorletzten Figur) in der Sphäre A liege. Ich kann also mit Recht schließen:

Einige Männer sind nicht herzhafte,

Also sind einige Nicht-herzhafte Männer.

Oder:

Einige Frauen sind nicht schön,

Also sind einige Nicht-schöne Frauen.

Wollte man aber die Quantität zugleich mit verändern, so würde der Schluß falsch werden. Denn es folgt nicht, daß alles, was nicht in der Sphäre B liegt (z. B. die Sphäre y in derselben Figur), darum in der Sphäre A liege.

Anmerkung 3.

Aus dem bisherigen ergibt sich nun von selbst, daß in Ansehung der kategorischen Urtheile

1.) reine Umkehrungsschlüsse (*per judicia simpliciter conversa*) nur bey allgemein verneinenden und besonders bejahenden,

2.) quantitative Umkehrungsschlüsse (*per judicia per accidens conversa*) nur bey allgemein bejahenden, und

3.) qualitative Umkehrungsschlüsse oder Kontrapositionsschlüsse (*per judicia contraponendo conversa* s. *contraposita*) nur bey allgemein bejahenden und besonders verneinenden Urtheilen stattfinden — ferner, daß, wenn man auch in manchen Fällen wegen des eigenthümlichen Gehalts der Urtheile ohne Verletzung der

Wahrheit die reine, oder veränderte Umkehrung bey andern Arten der Urtheile anbringen könne, dennoch die Logik nicht erlauben dürfe auf solche Art zu schliessen, weil umkehren und durch Umkehrung schliessen wesentlich verschieden sind — und endlich, daß in allen den Fällen, wo bey der Umkehrung Quantität und Qualität zugleich verändert (*per accidens* kontraponirt) und so folgerecht geschlossen wird, der Umkehrungsschluss mit einer andern Schlussart vermischt sey. Wenn man nun hiermit die bekannte scholastische Regel vergleicht:

*FECI simpliciter convertitur, EVA per accid[ens],
Asto per contra[positionem], sic fit conversio tota.*
(wo bekanntlich die Vokale A, E, I und O in den Wörtern *FECI*, *EVA* und *Asto* oder *Ast O* die Quantität und Qualität der umzukehrenden Urtheile bezeichnen): so ist einleuchtend, daß diese Regel erstlich mangelhaft ist, weil sie sich nur auf die bisher betrachteten Schlussarten durch Umkehrung kategorischer Urtheile bezieht (ungeachtet es am Schlusse heisst: *sic fit conversio tota*), zweytens unbestimmt, weil sie nicht angiebt, ob nur vom Umkehren (wo es weit mehr Fälle giebt) oder vom Schliessen durch Umkehren die Rede sey, drittens aber auch fehlerhaft, weil in *EVA* angedeutet ist, daß man auch allgemein verneinende Urtheile *per accidens* umkehren und dadurch schliessen könne, welches doch nicht möglich ist, wenn man nicht zugleich die Qualität verändert, mithin das Urtheil



kontraponirt, wodurch aber dann ein dritter Fall entsteht, welcher Fall von den übrigen, wo von bloßen oder ungemischten Umkehrungsschlüssen die Rede ist, ganz hätte abgesondert werden sollen. Dafs aber in jener Regel die an sich mögliche reine Umkehrung mancher allgemein bejahenden Urtheile nicht mit angedeutet ist, kann ihr nicht zum Fehler angerechnet werden, wenn die Regel (wie es unstreitig ihr Urheber haben wollte) nicht auf die Umkehrung der Urtheile überhaupt, sondern auf die Schlufsarten durch Umkehrung bezogen wird. Man könnte nun leicht jene allgemeine Regel in ihre besondern auflösen und dadurch genauer bestimmen, z. B.

1.) *Ab A ad A non valet consequentia per conversionem.*

2.) *Ab E ad E valet consequentia per conversionem.*

u. s. w. Allein dies würde eine unnütze Weitläufigkeit seyn, da sich jeder diese besondern Regeln aus dem Bisherigen von selbst abstrahiren kann. Vielleicht aber ist es nicht überflüssig zu bemerken, dafs, wenn die Umkehrung rein und blofse Kontraposition ist, von einem Urtheil aufs andre wechselseitig, wenn aber bey der Umkehrung die Quantität allein oder zugleich mit der Qualität verändert worden ist, nur einseitig (vom umgekehrten aufs umkehrende Urtheil) geschlossen werden könne. Denn da man überhaupt nicht vom Beson-

dern aufs Allgemeine mit Sicherheit schliessen kann, so kann man es auch nicht bey der Umkehrung.

Anmerkung 4.

Bey hypothetischen umgekehrten Urtheilen müßte das Verhältniß zwischen Grund und Folge umgekehrt seyn. Die unveränderte Umkehrung wäre also: Wenn A ist, so ist B — Wenn B ist, so ist A. Da aber eine Folge von mehreren Gründen abhängen kann, mithin, wenn eine gewisse Folge gesetzt wird, darum nicht auch dieser oder jener bestimmte Grund gesetzt werden muß, so ist der umkehrende Satz in diesem Falle dem Inhalte nach nicht durchaus wahr; man kann also auch nicht so schliessen; z. B. Wenn jemand einen Freund verloren hat, so ist er traurig — Wenn also jemand traurig ist, so hat er einen Freund verloren. Es gilt zwar im Allgemeinen: Wenn etwas als Folge gesetzt wird, so wird auch etwas als Grund gesetzt; aber nicht im Besondern oder Einzelnen: Wenn diese bestimmte Folge (Traurigkeit) gesetzt wird, so wird auch dieser bestimmte Grund (Verlust eines Freundes) gesetzt. Da ferner die Quantität hypothetischer Urtheile immer eine und eben dieselbe ist (§. 57. Anm. 4), so läßt sich bey solchen Urtheilen eine in Ansehung der Quantität (*per accidens*) veränderte Umkehrung nicht denken, mithin auch nicht dadurch schliessen. (KIESWETTER nimmt zwar in seiner Logik [Auseinanders. S. 293.] an, daß man so schliessen könne, wenn man bey der Umkehrung

den Vordersatz zu einem problematischen Nachsatze mache, z. B. Wenn es regnet, so wird es nafs — Wenn es also nafs wird, so kann es regnen. Allein dadurch wird ja nicht die Quantität des hypothetischen Urtheils, sondern blofs die Modalität eines Theils von ihm verändert). Ob nun gleich die Qualität solcher Urtheile im Ganzen auch einerley ist (§. 57. Anm. 4.), so läfst sich doch eine solche Veränderung der Qualität des Vorder- und Nachsatzes denken, dafs dadurch das ganze Urtheil als kontraponirt erscheint; z. B. Wenn ein Richter gerecht ist, so urtheilt er ohne Ansehen der Person — Wenn jemand nicht ohne Ansehen der Person urtheilt, so ist er kein gerechter Richter. Wenn nämlich A als Grund B zur Folge hat, so ist kein Grund da, A zu denken, wenn ich B nicht denke. Man kann folglich auch so schliessen.

Anmerkung 5.

Bey disjunktiven umgekehrten Urtheilen müfste das Verhältnifs zwischen dem Subjekte als einem Ganzen und den disjunktiven Prädikaten als Theilen umgekehrt seyn. Diese zusammengenommen würden in dem umkehrenden Urtheile zum Subjekte und jenes für sich zum Prädikate gemacht. Dadurch würde aber der disjunktive Charakter des Urtheils aufgehoben und dasselbe in ein kategorisches verwandelt. Es mufs also bey der Umkehrung eines disjunktiven Urtheils das umkehrende allemal ein kategorisches seyn. Die unveränderte Umkehrung

wäre nun diese: A ist entweder B oder nicht B — Was entweder B oder nicht B ist, ist A. Da aber disjunktive Prädikate (besonders kontradiktorische) auch wohl auf mehre Subjekte als A bezogen werden können, so ist der umkehrende Satz in diesem Falle dem Inhalte nach nicht durchaus wahr; z. B. Die Götter der Heyden sind entweder erdichtet oder nicht — Dinge, die entweder erdichtet oder nicht erdichtet sind, sind beydnische Götter. Man kann folglich auf diese Art nicht schließen. Ob nun gleich disjunktive Urtheile in Ansehung ihrer Quantität und Qualität nicht verschieden sind (§. 57. Anm. 4.), so kann doch, weil das disjunktive Urtheil bey der Umkehrung in ein kategorisches verwandelt wird, eine veränderte Umkehrung in beyderley Hinsicht (*per accidens* und *per contrapositionem*) gedacht werden; z. B. Alle Blumen sind entweder roth oder nicht roth — Einiges, was entweder roth oder nicht roth ist, sind Blumen (Alles A ist entweder B oder nicht B — Einiges, was B oder nicht B ist, ist A) und: Alle Blumen sind entweder roth oder nicht roth — Was nicht entweder roth oder nicht roth ist, ist keine Blume (Alles A ist entweder B oder nicht B — Was nicht entweder B oder nicht B ist, ist nicht A). Dort ist die Quantität hier die Qualität verändert. Man kann folglich auf beyderley Art schließen.

Anmerkung 6.

Auch bey'm Schließen durch Umkehrung hypothetischer und disjunktiver Urtheile muß man immer

erst das umgekehrte und das umkehrende Urtheil im Verhältnisse des Grundes und der Folge zu einander, mithin beyde als durch Wenn und so verknüpft denken. Es ist also auch bey hypothetischen und disjunktiven Umkehrungsschlüssen ein hypothetischer Obersatz weggelassen d. h. sie sind ebenfalls hypothetische Enthymeme der ersten Ordnung. Der Obersatz bey einem hypothetischen Umkehrungsschlusse mit den folgenden Sätzen würde nämlich diese Form haben:

Wenn B ist, wenn A ist, so ist A nicht, wenn B nicht ist.

Atqui verum prius,

Ergo et posterius.

Der Obersatz bey einem disjunktiven Umkehrungsschlusse aber müßte seyn entweder:

Wenn alles A entweder B oder nicht B ist, so ist auch einiges, was entweder B oder nicht B ist, A.

oder:

Wenn alles A entweder B oder nicht B ist, so ist nichts, was nicht entweder B oder nicht B ist, A.

In beyden Fällen aber heist es dann weiter:

A qui verum prius,

Ergo et posterius.

Die Umkehrungsschlüsse sind also stets *in modo ponente* geformt, ihre Schlufssätze mögen affirmativ oder negativ seyn.

Anmerkung 7.

Durch die Umkehrung eines Urtheils wird das Verhältniß seiner Elemente gegen einander affizirt. Alle Umkehrungsschlüsse, sie mögen rein oder verändert, und die Veränderung selbst mag quantitativ oder qualitativ seyn, betreffen lediglich die Relazion, nicht die Modalität des Urtheils. *) Es giebt aber andre Schlüsse, die mit gleichem Rechte, wie die bisherigen, zu den unmittelbaren gezählt werden können, weil sie auf dieselbe Weise abgekürzt sind, und durch welche die Modalität der Urtheile verändert wird. Sie sind aber von den Logikern fast ganz übersehen worden. Wir werden sie daher im nächsten Paragraphe besonders abhandeln. Jetzt ist nur noch die Frage zu beantworten übrig, ob nicht auch durch die Veränderung der Relazion des ganzen Urtheils in Ansehung seines kategorischen, hypothetischen und disjunktiven Charakters unmittelbare

*) Es ist also unrichtig, wenn in KANT's Logik (§. 51 — 55.) und KRAEHWITZ's Logik (§. 170 — 188.) die reinen und quantitativen Umkehrungsschlüsse als Verstandesschlüsse in Beziehung auf die Relazion und die qualitativen oder die Kontrapositionsschlüsse als Verstandesschlüsse in Beziehung auf die Modalität der Urtheile aufgeführt und unter besondern Titeln abgehandelt werden. Die Kontrapositionsschlüsse gehören ganz offenbar mit jenen zu einer und derselben Hauptart oder Gattung, zu dem Umkehrungsschlüssen überhaupt, und es wird durch dieselben die Modalität der Urtheile so wenig als durch jene auf eine eigenthümliche Weise affizirt. (§. 65. Anm. 2.)

bare Schlüsse gebildet werden können. Mit andern Worten heisst diese Frage so viel:

Kann man nicht kategorische, hypothetische und disjunktive Urtheile gegenseitig so in einander verwandeln, daß bey aller Differenz der Form doch die Identität ihrer Materie bleibt, mithin nach geschעהer Verwandlung beyde Urtheile als Prämisse und Konklusion in nothwendiger Synthese zusammengedacht (durch Also verknüpft) werden können?

Diese Frage muß aber nach demjenigen, was oben (§. 57. Anm. 1 — 3.) von diesen Urtheilsformen gesagt worden ist, durchaus verneint werden. Die Urtheile:

A ist B,

Wenn A ist, so ist B,

A ist entweder B oder nicht B,

sind schon durch ihre bloße Form (durch die eigenthümliche Art der in ihnen stattfindenden Synthese gegebener Vorstellungen) so wesentlich von einander verschieden, daß eine Ableitung des Einen aus dem Andern nicht möglich ist. A ist B, heisst: B ist in A, oder: B ist ein Merkmal von A. Wenn A ist, so ist B, heisst: B ist durch A, oder: B ist eine Folge von A. Kann ich denn nun folgerecht schließen: Weil B in A (ein Merkmal von A) ist, so ist B auch durch A (eine Folge von A)? Nur dann, wenn B so in A ist, daß ich durch die bloße Analyse von A auf B geführt werde, wenn also B ein schon im Begriffe des A enthaltenes Merkmal ist,

kann ich sagen, B ist eine Folge von A; denn alsdann ist es schon in, mit und durch den Begriff von A gesetzt. So kann ich sagen, das Prädikat der Rundung (B) ist schon in dem Begriffe des Zirkels (A) wesentlich enthalten; wenn ich also den Zirkel setze, so muß ich auch die Rundung setzen. Da aber dieses Verhältniß zwischen Subjekt und Prädikat in einem kategorischen Urtheile nicht überall stattfindet (indem ich auch andre Dinge, in denen das Merkmal der Rundung nicht nothwendig enthalten ist, so denken kann, z. B. einen Tisch, Hut u. s. w.): so kann man auch nicht aus dem Urtheile: A ist B, ohne weiteres das Urtheil: Wenn A ist, so ist B, ableiten. Sollte dieses Urtheil aus jenem wirklich folgen, so müßte A (das Subjekt eines kategorischen Urtheils) nie ohne B (das Prädikat desselben) gedacht werden können; welches nicht der Fall ist. Ich kann also nur sagen: Wenn A B ist (d. h. wenn es als B gedacht wird, sey es nun daß es so gedacht werden muß, weil das Merkmal B im Begriffe A schon liegt, oder daß ich es nur eben so denke, weil ich das Merkmal B mit dem Begriffe A anderweit verknüpft habe), so ist B, wenn A ist (d. h. so ist B durch A gesetzt). Dieser Satz aber leuchtet für sich ein, ohne daß ich erst nöthig hätte, den Satz: A ist B, als Prämisse vorzuschicken. Eben so wenig folgt aus dem Satze: Wenn A ist, so ist B, der Satz: A ist B. Denn der letzte Satz sagt weit mehr aus, als der erste. Dieser läßt es ganz unbestimmt, ob A sey

und ob B sey. Er sagt nur, daß B sey, wenn A sey. Der andre Satz hingegen sagt, daß A und daß B sey und zwar so, daß B in A als Merkmal enthalten sey. Aus dem bedingten (hypothetischen) Setzen folgt aber gar nicht das unbedingte (kategorische). — Ferner folgt nicht aus dem Urtheile: A ist B, das Urtheil: A ist entweder B oder nicht B. Der letzte Satz gilt schon für sich allein ohne den ersten, indem ich von jedem Subjekte urtheilen kann, daß ihm ein Merkmal entweder zukomme oder nicht zukomme, ohne zu wissen, welcher von beyden Fällen statthinde. Aus dem Urtheile: A ist entweder B oder nicht B, folgt aber auch nicht das Urtheil: A ist B. Denn jener Satz läßt es ganz unbestimmt, welches Glied der Disjunkzion statthinde. Ich muß also erst subsumiren (*atqui falsum posterius*), ehe ich konkludiren kann (*ergo verum prius* — A ist B). — Endlich folgt auch weder aus dem Urtheile: Wenn A ist, so ist B, das Urtheil: A ist entweder B oder nicht B, noch aus diesem Urtheile jenes. Wo sollte hier die Konsequenz herkommen? Es lassen sich also auch nicht so geformte Urtheile als Prämissen und Konklusion zusammendenken.

Anmerkung 8.

KANT sagt in seiner Logik (in der Lehre von den Urtheilen, §. 24. Anm.) mit Recht, daß kategorische, hypothetische und disjunktive Urtheile wesentlich verschieden seyen, mithin nicht auf einander zurückgeführt werden können. Daher handelt

et auch in der Lehre von den Schlüssen gar nicht von der Schlufsart durch Verwandlung solcher Urtheile in einander. KIESZWETTER hingegen bleibt zwar in der Lehre von den Urtheilen (Log. §. 115.) jener Kantischen Behauptung treu, indem er ausdrücklich sagt: „Die drey genannten Arten der Urtheile lassen sich daher auch nicht eine in die andre verwandeln.“ In der Lehre von den Schlüssen aber (§. 139 — 198.) scheint er diese Behauptung gänzlich vergessen zu haben, indem er daselbst eine solche Verwandlung zuläfst und dadurch in gewissen Fällen zu schliessen erlaubt. So heifst es §. 190. (in der weitem Auseinandersetzung S. 305.): „Man kann jedes kategorische Urtheil in ein hypothetisches verwandeln.“ Als Beyspiel führt er an die Urtheile: Cajus ist tugendhaft, und: Wenn Cajus nicht sündigt, so ist er tugendhaft. Aber haben denn diese Urtheile gleiche Materie? In dem letzten ist ja ein ganz neuer Begriff als *terminus medius* enthalten! — Ferner §. 191. (Auseinandersetzung S. 305.): „Eben so läfst sich ein kategorisches Urtheil in ein disjunktives verwandeln.“ Als Beyspiel werden die Urtheile angeführt: Cajus ist tugendhaft, und: Cajus ist entweder tugendhaft oder nicht tugendhaft. Allein das letzte Urtheil enthält ja mehr als das erste, nämlich aufser der im ersten enthaltenen Bestimmung eine andre derselben völlig entgegengesetzte! Heifst denn das ein Urtheil ins andre verwandeln? Und wenn es diefs heifst, wie verträgt sich damit die frühere Behauptung, daß sich jene

drey Arten der Urtheile nicht in einander verwandeln lassen? — Also jene drey Arten der Urtheile lassen sich in einander verwandeln und sie lassen sich auch nicht in einander verwandeln! Nach welcher Logik mag dies wohl zu vereinigen seyn? — Aber noch mehr. Es heist in den angezeigten Stellen ferner ausdrücklich, daß das eben angeführte hypothetische und disjunktive Urtheil aus dem kategorischen entspringe; das heist doch wohl daraus herfließe, davon abzuleiten sey, mit einem Worte: daß jene aus diesem folgen? Denn S. 312. werden die Ausdrücke: sich ergeben, fließen, entstehen von lauter solchen Urtheilen gebraucht, von deren einem man auf das andre schließen könnte. Gleichwohl heist es §. 192. (Auseinanders. S. 307.) von ebendenselben Urtheilen: „Ich kann nicht das eine Urtheil für das andre setzen oder wechselsweise von der Wahrheit oder Falschheit des einen auf die Wahrheit oder Falschheit des andern schließen.“ — Also kann ein Urtheil aus dem andern folgen und doch kann man nicht von diesem auf jenes schließen? Und warum nicht? Weil (nach S. 95.) „die aus dem kategorischen Urtheile hervorgehenden hypothetischen und disjunktiven Urtheile sowohl der Form als dem Inhalte nach sich von dem kategorischen unterscheiden.“ Aber wie gingen sie denn daraus hervor? — Durch (angebliche) Verwandlung. — Was nennt aber der Verfasser Verwandlung der Urtheile? — Nach S. 304. heist ein Urtheil verwandeln „aus der Materie eines

„gegebenen Urtheils ein andres herleiten, das in „Rücksicht der Relation“ — also der bloßen Form nach? — „verschieden ist, z. B. aus einem „kategorischen Urtheil ein hypothetisches machen.“ — Welcher Faden vermag uns aus diesem Labyrinth von Widersprüchen zu erlösen! Die kategorischen u. s. w. Urtheile lassen sich nicht in einander verwandeln, und doch lassen sie sich auch so verwandeln! Die verwandelten Urtheile gehen aus einander hervor, entspringen aus einander, und doch folgt keins aus dem andern, doch läßt sich von keinem aufs andre schliessen! Die Verwandlung besteht in einer Verändrung der bloßen Form, und doch sind die verwandelten Urtheile in Materie und Form unterschieden! — Hiebey läßt es aber der Verfasser noch nicht bewenden. Nach §. 193. giebt es doch gewisse hypothetische Urtheile, die sich auf kategorische von gleichem Inhalte reduzieren lassen, und dann gleichgeltend sind, so daß man von der Wahrheit des einen auf die Wahrheit des andern und von der Falschheit des einen auf die Falschheit des andern schliessen könne. Als Beyspiel wird (in der Auseinanders. S. 309.) angeführt: Wenn Cajus tugendhaft ist, so redet er die Wahrheit. Daraus soll hervorgehen das Urtheil: Der tugendhafte Cajus redet die Wahrheit. Das letzte fließt offenbar aus dem ersten. Das erste sey der Grund des letzten. Man könne also von der Wahrheit des ersten auf die Wahrheit des andern schliessen. Nun ist aber offenbar, daß das letzte Urtheil aus dem ersten gar

nicht fließt. Denn in dem ersten wird weder gesagt, daß Cajus tugendhaft sey, noch daß er die Wahrheit rede, sondern bloß, daß, wenn er tugendhaft sey, er die Wahrheit rede. Nun möchte Cajus immerhin der größte Bösewicht und der ärgste Windbeutel seyn. Der Satz: Wenn u. s. w. würde dennoch wahr bleiben. Was sagt denn aber der andre Satz? Daß Cajus tugendhaft sey und daß er die Wahrheit rede. Aber das ist ja etwas ganz andres und folgt gar nicht aus jenem. Soll eine wirkliche Konsequenz zwischen diesen Urtheilen stattfinden, so muß ich aus dem zweyten eine besondre Subsumzion und Konklusion bilden und diese mit dem ersten Urtheile als Obersätze, wie folgt, verknüpfen:

Wenn Cajus tugendhaft ist, so redet er die Wahrheit,

Nun ist Cajus tugendhaft,

Also redet er die Wahrheit.

Das ist aber etwas ganz andres, als ein hypothetisches Urtheil in ein kategorisches verwandeln und beyde durch Also verknüpfen. — Ob nun aber gleich im Paragraphe gesagt war, daß beyde so verbundene Urtheile gleichgeltend seyen, so heißt es doch in der Auseinandersetzung (S. 310 und 311.) wieder, daß sie nicht gleichgeltend seyen, weil man nicht in allen Fällen wechselseitig das hypothetische Urtheil wiederum aus dem kategorischen ableiten könne. So fließe z. B. aus dem Urtheile: Der dicke Sempronius ist gelehrt, nicht das Urtheil: Wenn Sempronius dick ist, so ist er gelehrt, weil

die Dicke des Sempronius nicht eben so als Grund seiner Gelehrsamkeit gedacht werden könne, wie die Tugend des Cajus als Grund seiner Wahrhaftigkeit, mithin es auf die Materie der vorliegenden kategorischen und hypothetischen Urtheile ankomme, ob man wechselseitig von einem aufs andre schließen könne. Wenn nun aber dieß der Fall ist, so schließt man eigentlich niemals so von einem Urtheile aufs andre durch Verwandlung des einen ins andre, sondern man beurtheilt jedes für sich als wahr oder falsch nach seinem Gehalte. — Im 196. §. wird auch von disjunktiven Urtheilen behauptet, daß sie in gewissen Fällen in kategorische verwandelt, und dann von der Wahrheit jener auf die Wahrheit dieser unmittelbar geschlossen werden könne. So sollen aus dem disjunktiven Urtheile: Cajus ist entweder gelehrt oder ungelehrt, folgende vier kategorische Urtheile hervorgehen:

Der gelehrte Cajus ist nicht ungelehrt,

Der ungelehrte Cajus ist nicht gelehrt,

Der nicht gelehrte Cajus ist ungelehrt,

Der nicht ungelehrte Cajus ist gelehrt.

Allein diese vier kategorischen Sätze sind nicht durch Verwandlung jenes disjunktiven entstanden, sondern sie sind zusammengezogene Subsumtionen und Konklusionen und hängen mit jenem als ihrem Obersatze nach der ordentlichen disjunktiven Schlussform zusammen. Hab' ich nämlich den Obersatz:

Cajus ist entweder gelehrt oder ungelehrt,
so kann ich nun fortfahren:

Atqui verum prius (Cajus ist gelehrt),

Ergo falsum posterius (Also ist er nicht ungelehrt),
beydes zusammengezogen:

Also ist der gelehrte Cajus nicht ungelehrt.
oder ich kann fortfahren:

Atqui verum posterius (Cajus ist ungelehrt),

Ergo falsum prius (Also ist er nicht gelehrt),
zusammengezogen:

Also ist der ungelehrte Cajus nicht gelehrt,
und so auch in den zwey übrigen Fällen. Die Zusammenziehung zweyer kategorischen Urtheile aber, welche sich wie Subsumtion und Konklusion zu einem disjunktiven als ihrem Obersatze verhalten, ist keine Verwandlung des disjunktiven Urtheils in ein kategorisches und keine unmittelbare Folgerung dieses aus jenem. — Was endlich §. 197. von der Verwandlung des disjunktiven Urtheils in ein hypothetisches vermittelt des zuerst entstandenen kategorischen und der dadurch möglichen unmittelbaren Ableitung des einen aus dem andern gesagt wird, ist erstlich schon darum unrichtig, weil weder das disjunktive in ein kategorisches noch dieses in ein hypothetisches verwandelt und so eins aus dem andern abgeleitet werden kann. Und sodann bedarf es, um die Wahrheit des Urtheils: Wenn Cajus gelehrt ist, so ist er nicht ungelehrt, weder des disjunktiven: Cajus ist entweder gelehrt oder ungelehrt, noch des daraus (angeblich) abgeleiteten kategorischen: Der gelehrte Cajus ist nicht ungelehrt. Vielmehr ist das Urtheil: Wenn Cajus gelehrt ist, so

ist er nicht ungelehrt, eben so für sich selbst einleuchtend, als das Urtheil: Wenn eine Logik *sine mente* (ανευ λογῆς) geschrieben ist, so ist sie nicht *cum mente* (συν λογῆς) geschrieben, und heisst bloß so, wie *lucus a non lucendo* benannt seyn soll.

§. 99.

Man kann auch durch Veränderung der Modalität der Urtheile solche Schlüsse bilden, welche unmittelbar zu seyn scheinen, indem man ein Urtheil aus dem andern so ableitet, daß beyde in Ansehung der Materie einerley, in Ansehung der Form aber verschieden sind. Diese Schlüsse können daher Modalitätsschlüsse genannt werden. Sie sind aber wie alle sogenannte unmittelbare Schlüsse ebenfalls hypothetische Enthymemen der ersten Ordnung, indem sie einen hypothetischen Satz als erste Prämisse voraussetzen.

Anmerkung 1.

Wenn wir im Denken etwas als nothwendig setzen, so denken wir es zugleich auch als wirklich; und wenn wir im Denken etwas als wirklich setzen, so denken wir es zugleich auch als möglich. Mithin denken wir jederzeit auch das Nothwendige als möglich. Man kann also mit Recht schließen von der Wahrheit des apo-

diktischen Urtheile auf die Wahrheit des aus gleichen materiellen Elementen bestehenden assertorischen, und von der Wahrheit des apodiktischen sowohl als des assertorischen auf die Wahrheit des problematischen von gleichier Materie. Man kann daher ableiten:

1.) aus einem apodiktischen Urtheile ein bloß assertorisches: A muß B seyn, also ist es auch B.

2.) aus einem bloß assertorischen ein problematisches: A ist B, also kann es auch B seyn.

3.) aus einem apodiktischen ein problematisches: A muß B seyn, also kann es auch B seyn. Jedermann sieht aber leicht ein, daß überall ein hypothetischer Satz zum Grunde liegt, nämlich:

ad 1. Wenn A muß seyn B, so ist es auch B.

ad 2. Wenn A ist B, so kann es auch B seyn.

ad 3. Wenn A muß seyn B, so kann es auch B seyn.

Eben so einleuchtend ist nun, daß man nicht umgekehrt schliessen könne von der Wahrheit des problematischen Urtheils auf die des assertorischen, oder von der Wahrheit des assertorischen auf die des apodiktischen, mithin noch viel weniger von der Wahrheit des problematischen auf die des apodiktischen. Denn was wir als möglich denken, denken wir darum noch nicht als wirklich, und was wir als wirklich denken, denken wir darum noch nicht als nothwendig, und noch viel weniger denken wir das bloß Mögliche schon darum als nothwendig. Man kann also nicht folgerecht ableiten:

4.) aus einem problematischen Urtheile ein assertorisches: A kann B seyn, also ist es auch B.

5.) aus einem assertorischen ein apodiktisches: A ist B, also muß es auch B seyn.

6.) aus einem problematischen ein apodiktisches: A kann B seyn, also muß es auch B seyn. Die Obersätze, welche zu diesen Schlüssen hinzugedacht werden müßten, würden seyn

ad 4. Wenn A kann seyn B, so ist es auch B.

ad 5. Wenn A ist B, so muß es auch B seyn.

ad 6. Wenn A kann seyn B, so muß es auch B seyn.

In diesen Obersätzen würde aber keine Konsequenz seyn. Ebendarum kann man auch nicht schließen von der Falschheit des apodiktischen Urtheils auf die des assertorischen, oder von der Falschheit des assertorischen auf die des problematischen, oder von der Falschheit des apodiktischen auf die des problematischen. Denn was wir auch nicht als nothwendig denken, können wir doch als wirklich, und was wir auch nicht als wirklich denken, können wir doch als möglich denken. Mithin können wir auch das nicht Nothwendige als möglich denken. Man kann also nicht folgerecht schließen:

7.) A muß nicht B seyn, also ist es auch nicht B.

8.) A ist nicht B, also kann es auch nicht B seyn.

9.) A muß nicht B seyn, also kann es auch nicht B seyn. Den hierzu gehörigen Obersätzen würde es ebenfalls an Konsequenz fehlen, nämlich

ad 7. Wenn A nicht B seyn muß, so ist es auch nicht B.

ad 8. Wenn A nicht B ist, so kann es auch nicht B seyn.

ad 9. Wenn A nicht B seyn muß, so kann es auch nicht B seyn.

Hingegen kann man wieder schließen, von der Falschheit des problematischen Urtheils auf die des assertorischen, und von der Falschheit des assertorischen auf die des apodiktischen, und von der Falschheit des problematischen auf die des apodiktischen. Denn wenn wir etwas nicht einmal als möglich denken, so denken wir es auch nicht als wirklich, und wenn wir es nicht als wirklich denken, auch nicht als nothwendig; mithin denken wir es auch dann nicht als nothwendig, wenn wir es nicht als möglich denken. Also kann man schließen:

10.) A kann nicht B seyn, also ist es auch nicht B.

11.) A ist nicht B, also muß es auch nicht B seyn.

12.) A kann nicht B seyn, so muß es auch nicht B seyn. Die dazu gehörigen Obersätze sind nämlich

ad 10. Wenn A nicht B seyn kann, so ist es auch nicht B.

ad 11. Wenn A nicht B ist, so muß es auch nicht B seyn.

ad 12. Wenn A nicht B seyn kann, so muß es auch nicht B seyn.

Anmerkung 2.

Hieraus ergeben sich nun folgende allgemeine Regeln für die Modalitätsschlüsse:

- 1.) *Ab oportere ad esse —*
- 2.) *Ab esse ad posse —*
- 3.) *Ab oportere ad posse — valet consequentia.*
- 4.) *A posse ad esse —*
- 5.) *Ab esse ad oportere —*
- 6.) *A posse ad oportere — non valet consequentia.*
- 7.) *A non oportere ad non esse —*
- 8.) *A non esse ad non posse —*
- 9.) *A non oportere ad non posse — non valet consequentia.*
- 10.) *A non posse ad non esse —*
- 11.) *A non esse ad non oportere —*
- 12.) *A non posse ad non oportere — valet consequentia.*

Einige dieser Regeln, besonders die zweyte und vierte, sind von den Logikern schon längst aufgestellt worden. Man kann daher nicht sagen, daß sie die Modalitätsschlüsse ganz übersehen hätten. Allein den ganzen Umfang dieser Schlussart hat man nicht gehörig beachtet und bestimmt; auch hat man jene Regeln nicht in der Lehre von den Schlüssen, sondern gleich im Anfange der Logik, oder auch wohl in der Metaphysik aufgestellt, wo sie doch auf keinen Fall hingehören. Denn es ist hier bloß von der Veränderung der Modalität eines Urtheils und der dadurch möglichen Ableitung des einen Urtheils vom andern, mithin von einem logischen

Gedankenverhältnisse in Ansehung des Schliessens die Rede. Wie das Mögliche, Wirkliche und Nothwendige sich aufser dem bloßen Denken verhalte, ob es in realer Hinsicht überhaupt ein Mögliches, Wirkliches und Nothwendiges gebe oder alles eins und dasselbe (alles Wirkliche nothwendig und aufser dem Wirklichen nichts möglich) sey — dieß zu untersuchen gehört nicht hieher.

§. 100.

Da alle sogenannte unmittelbare Schlüsse darin übereinkommen, daß die Urtheile, aus welchen sie bestehen, entweder gar nicht (weder in Materie noch in Form) oder nur in formaler Hinsicht verschieden sind, so können dieselben insgesamt Gleichheitsschlüsse im weitern Sinne (*ratio cinia aequipollentiae sensu latiori*) genannt und auf folgende Art systematisch dargestellt werden:

- I.) absolute Gleichheitsschlüsse oder Gleichheitsschlüsse im engern Sinne oder schlechtweg (*ratio cinia aequipollentiae sensu strictiori* s. κατ' ἐξοχήν), bey welchen die Urtheile aufser den Worten, wodurch sie ausgedrückt sind, gar nicht differiren.

II.) relative Gleichheitsschlüsse, bey welchen die Urtheile bloß in Ansehung der Form differiren und zwar

- 1.) in Ansehung der Quantität — Unterordnungsschlüsse (*per judicia subalterna*).
- 2.) in Ansehung der Qualität — Entgegensetzungsschlüsse (*per judicia opposita*).
- 3.) in Ansehung der Relazion — Umkehrungsschlüsse (*per judicia conversa*).
- 4.) in Ansehung der Modalität — Modalitätsschlüsse (*per judicia modaliter immutata*).

Anmerkung.

Absolut gleich oder gar nicht verschieden sind die Urtheile in den Schlüssen der ersten Klasse, soferne man auf die Sachen, und nicht auf die Worte sieht. Denn wären sie auch nicht einmal im Ausdrucke verschieden, so wäre es lächerlich, sie durch Also zu verknüpfen. In den Schlüssen der zweyten Klasse kommt eine Differenz der Form zum Vorschein, welche mit der Differenz des Ausdrucks nicht verwechselt werden darf. Denn der Ausdruck kann sehr verschieden seyn, ohne die mindeste Verschiedenheit der Form, z. B. Das höchste Wesen

ist

ist allmächtig — Gott ist in Ansehung seiner Wirk-
samkeit über alle Einschränkung erhaben. Sobald
aber durch den Ausdruck die Quantität, Qualität
u. s. w. des Urtheils verändert wird, so betrifft die
Differenz die Form desselben.

§. 101.

Die zweyte Klasse der nicht förmli-
chen Schlüsse sind die außerordentli-
chen oder verkehrten Schlüsse (§. 90.).
Da dieselben von der natürlichsten (d. h.
der Natur oder dem logischen Wesen eines
Schlusses angemessensten) Stellung der zu
einem Schlusse gehörigen Sätze und Begriffe
abweichen, so ist es nöthig, zuvörderst auf
diese Stellung selbst zurückzusehen und da-
bey von der kategorischen Schlusform den
Anfang zu machen, indem die Logiker bey
der Exposizion der außerordentlichen oder
verkehrten Schlusformen überhaupt nur auf
diese Grundform reflektirt haben.

§. 102.

Die natürlichste Stellung der zu einem
kategorischen Schlusse gehörigen Sätze und
Begriffe besteht darin, daß die allgemeine
Regel und die Subsumzion als Vordersätze

und zwar jene als erster und diese als zweyter Vordersatz erscheine, in diesen Sätzen aber der Mittelbegriff zuerst als Subjekt mit dem Oberbegriff' als Prädikate, sodann als Prädikat mit dem Unterbegriff' als Subjekte verglichen werde. Bezeichnet man nun das Subjekt der Konklusion durch S, das Prädikat derselben durch P, und den Mittelbegriff durch M, so ist das Schema der ordentlichen kategorischen Schlussform dieses:

$$\begin{array}{cc} M. & P. \\ S. & M. \\ \hline S. & P. \end{array}$$

Anmerkung.

Wenn man aus einer allgemeinen Regel etwas ableitet, so ist und bleibt es allemal der natürlichste Gedankengang, daß man sich dieselbe zuerst deutlich vorstelle und hernach auf das Abzuleitende übergehe. Wenn daher in einem Schlusse die Prämissen so gestellt sind, daß die allgemeine Regel auch in Ansehung ihrer Stelle als Obersatz, und die Subsumtion ebenfalls in dieser Hinsicht als Untersatz erscheint, die Konklusion aber auf beyde folgt, so kann man mit Recht den Schluss in Ansehung der Stellung seiner Sätze einen ordentlichen nennen, weil diese Ordnung der Sätze dem natürli-

ehen Gedankengänge am angemessensten ist. Es gehört aber zu dieser ordentlichen kategorischen Schlussform als zweyte Bedingung auch noch eine gewisse Stellung der Begriffe in jenen Sätzen. Da nun in der kategorischen Schlussform der Mittelbegriff die Hauptsache ist, dieser aber nur in den Prämissen vorkommen kann, so wird es, wenn man die natürlichste Stellung der Begriffe in einem kategorischen Schlusse bestimmen will, bloß auf die Stellung des Mittelbegriffs in den Prämissen ankommen. Wenn man nun wissen will, wie sich ein gewisses Prädikat (P) zu einem gewissen Subjekte (S) verhalte, ob es ihm zu- oder abgesprochen werden müsse, so ist es natürlich, daß man, soferne man dazu einen vermittelnden Begriff (M) bedarf, diesen zuerst mit jenem Prädikate und dann mit diesem Subjekte vergleiche, mithin im ersten Satze zum Subjekte und im zweyten zum Prädikate mache. Auch kann nur die Vergleichung des Mittelbegriffs mit dem Prädikate als Oberbegriffe eine allgemeine Regel geben, da das Subjekt als Unterbegriff unter den Mittelbegriff als die Bedingung der Regel erst subsumirt werden soll.

§. 103.

Da aber der menschliche Geist in Ansehung des Außerwesentlichen und Zufälligen der Gedankenverknüpfung eine gewisse Freyheit bey aller Gesetzmäßigkeit behauptet, so läßt sich jene natürliche Stellung der Sätze

und Begriffe auch verändern, aus welcher veränderten Stellung solche kategorische Schlussformen hervorgehen, die, ungeachtet sie nicht widernatürlich oder unregelmäßig sind, dennoch außerordentlich genannt werden müssen.

§. 104.

Zu den außerordentlichen kategorischen Schlussformen gehören nämlich 1.) diejenigen, wo man bloß die Sätze versetzt (These), 2.) diejenigen, wo man bloß die Begriffe in den Sätzen versetzt (Antithese) und 3.) diejenigen, wo man beydes zugleich versetzt (Synthese). Die Logiker haben aber nur die zweyte (antithetische) Art der außerordentlichen Schlussformen, wobey es auf die Stellung des Mittelbegriffs in den Prämissen hauptsächlich ankommt, als besonders wichtig herausgehoben. Da nun der Mittelbegriff in den außerordentlichen Schlussformen entweder beydemal als Prädikat (These) oder beydemal als Subjekt (Antithese) oder im Obersatz als Prädikat und im Untersatz als Subjekt (Synthese) erscheinen kann, so hat man diese außerordentlichen Formen in Verbindung

mit der ordentlichen, wo der Mittelbegriff im Obersatz als Subjekt und im Untersatz als Prädikat erscheint, die vier syllogistischen Figuren genannt. Das Schema derselben ist folgendes:

$\left[\begin{array}{cc} \text{M. P.} \\ \text{S. M.} \\ \hline \text{S. P.} \end{array} \right]$	$\begin{array}{cc} \text{P. M.} & \text{M. P.} \\ \hline \text{S. M.} & \text{M. S.} \end{array}$	$\begin{array}{cc} \text{P. M.} & \text{P. M.} \\ \hline \text{M. S.} & \text{M. S.} \end{array}$	$\begin{array}{cc} \text{P. M.} & \text{P. M.} \\ \hline \text{M. S.} & \text{M. S.} \end{array}$
(1.)	(2.)	(3.)	(4.)

Anmerkung 1.

Die Sätze in einem Schlusse können auf dreyerley Art versetzt werden; nämlich

1.) indem der Schlusssatz zwar der Ordnung gemäß folgt, aber die Prämissen ihre Plätze vertauschen:

S.	M.
M.	P.
S.	P.

Z. B. Die Gerechtigkeit ist eine Tugend — Es sind aber alle Tugenden rühmlich — Also ist auch die Gerechtigkeit rühmlich.

2.) indem der Schlusssatz vorausgeht und die Prämissen nachfolgen, wobey die Ordnung der Prämissen entweder unverändert bleiben oder ebenfalls verändert werden kann:

(a) $\begin{array}{cc} \text{S. P.} \\ \hline \text{M. P.} \end{array}$	(b) $\begin{array}{cc} \text{S. P.} \\ \hline \text{S. M.} \end{array}$
S. M.	M. P.

Z. B. Die Gerechtigkeit ist rühmlich — Denn es sind alle Tugenden rühmlich — Und die Gerechtigkeit ist eine Tugend. Oder: Die Gerechtigkeit ist rühmlich — Denn die Gerechtigkeit ist eine Tugend — Und es sind alle Tugenden rühmlich.

3.) indem der Schlufssatz theils nachfolgt theils vorhergeht, mithin zwischen die Prämissen eingeschoben wird, wobey wieder die vorige Duplizität der Ordnung der Prämissen stattfinden kann:

	M.	P.		S.	M.
(a)	S.	P.	(b)	S.	P.
	S.	M.		M.	P.

Z. B. Alle Tugenden sind rühmlich — Also ist die Gerechtigkeit rühmlich — Denn die Gerechtigkeit ist eine Tugend. Oder: Die Gerechtigkeit ist eine Tugend — Also ist die Gerechtigkeit rühmlich — Denn alle Tugenden sind rühmlich.

Anmerkung 2.

Die Begriffe in den Sätzen eines Schlusses können ebenfalls auf dreyfache Art versetzt werden. Da nämlich hier bloß auf die Stellung des Mittelbegriffs als desjenigen, von dem die Konsequenz im Schlusse abhängt, zu reflektiren ist und dieser nur in den Prämissen vorkommt, so erstreckt sich die Veränderung der ordentlichen Form durch Versetzung der Begriffe nur auf den Ober- und Untersatz. Wir wollen daher zur Ersparung des Raums auch bloß die Prämissen hersetzen. Der Schlufssatz (S. P.) bleibt immer unverändert und soll hier be-

deuten: Einige Gelehrte sind nicht weise. Es kann demnach versetzt werden

1.) der Mittelbegriff bloß im Obersatze, so daß er in beyden Prämissen als Prädikat erscheint:

P. M.

S. M.

Z. B. Wer weise ist, bessert seinen Willen — Einige Gelehrte bessern ihren Willen nicht — Also etc.

2.) der Mittelbegriff bloß im Untersatze, so daß er in beyden Prämissen als Subjekt erscheint:

M. P.

M. S.

Z. B. Wer seinen Willen nicht bessert, ist nicht weise — Einige, die ihren Willen nicht bessern, sind Gelehrte — Also etc.

3.) der Mittelbegriff im Ober- und Untersatze zugleich, so daß er dort als Prädikat, hier als Subjekt erscheint:

P. M.

M. S.

Z. B. Wer weise ist, ist nicht von denen, die ihren Willen nicht bessern — Einige von denen, die ihren Willen nicht bessern, sind Gelehrte — Also etc.

Anmerkung 3.

Die außerordentlichen kategorischen Schlussformen, wo die Ordnung der Sätze und Begriffe zugleich verändert ist, lassen sich nun leicht finden. Es sind deren neun; denn es ist offenbar, daß bey

jeder Art der Versetzung der Sätze auch jede Art der Versetzung der Begriffe stattfinden könne. Wir wollen aber hier zur Ersparung des Raums nur das allgemeine Schema dieser kombinierten Schlussformen entwerfen, indem jeder die Beyspiele aus dem Vorhergehenden selbst leicht hinzudenken kann:

I.

II.

III.

1. S. M. P. M. S. P.	4. S. \cup P. (a) P. M. S. M. S. M. P. M.	7. P. M. S. M. a) S. \times P. (b) S. M. P. M.
2. M. S. M. P. S. P.	5. S. \cup P. (a) M. P. M. S. M. S. M. P.	8. M. P. M. S. (a) S. \times P. (b) M. S. M. P.
3. M. S. P. M. S. P.	6. S. \cup P. (a) P. M. M. S. M. S. P. M.	9. P. M. M. S. (a) S. \times P. (b) M. S. P. M.

Anmerkung 4.

Es giebt demnach drey Klassen von außerordentlichen kategorischen Schlussformen, bey welchen alle Sätze und Begriffe, die zum Schlusse gehören, zwar vollständig vorhanden, aber nicht durchaus auf die natürliche Art gestellt sind, nämlich solche, welche durch Versetzung der Sätze, solche, welche durch Versetzung der Begriffe, und solche, welche durch Versetzung beyder zugleich entstehen. Da diese Eintheilung wieder auf dem thetischen, antithetischen und synthetischen Verhältnisse der Gedanken beruht, und da man jede

Veränderung der natürlichen Ordnung des Gedankenganges eine logische Figur nennen kann, so kann man auch diese drey Klassen der außerordentlichen kategorischen Schlufsformen thetische, antithetische und synthetische Figuren nennen. *) Jene beyden sind einfach, diese sind zusammengesetzt. Der einfachen giebt es sechs; der zusammengesetzten neun. Da indessen die zweyte und dritte thetische oder Satzfigur (Anm. 1.) doppelt ist, so müssen auch die kombinierten Figuren, welche aus den doppelten Satzfiguren entstehen, doppelt seyn. Wenn man daher die Unterarten der kombinierten Figuren mit den Hauptarten zusammenrechnet, so kommen funfzehn kombinierte Figuren heraus. Um aber die Unterarten von den Hauptarten gehörig zu unterscheiden, sind in dem Schema am Ende der 3. Anm. die Unterarten der

*) Da man bey der Entgegensetzung zweyer Dinge (A und B) sowohl auf A als auf B zuerst reflektiren kann, so ist es an und für sich betrachtet willkürlich, welches von beyden man als These oder Antithese betrachten will. Man könnte daher wohl auch die durch Versetzung der Begriffe entstehenden Figuren thetische und die durch Versetzung der Sätze entstehenden antithetische nennen. Da aber die Stellung der Sätze bey einem Schlusse dasjenige ist, was zuerst in die Augen fällt, so geht auch bey Aufsuchung der Schlufsfiguren die Reflexion auf die Sätze der Reflexion auf die Begriffe voraus. Sollte aber jemand an den obigen Benennungen der Figuren überhaupt Anstoß nehmen, so nenne er die thetischen, Satzfiguren, und die antithetischen, Begriffsfiguren, oder wie es sonst gefällig ist. Denn es kommt uns hier, wie überall, mehr auf die Sache als auf die Worte an.

Figuren 4 bis 9 durch *a* und *b* bezeichnet worden. In eben diesen Figuren sind die Schlusssätze, weil sie zu einer Hauptart gehören, immer nur einmal angegeben und ihre Beziehung auf die Unterarten in der zweyten Reihe, wo der Schlusssatz oben steht, durch einfache (\neg) in der dritten hingegen, wo der Schlusssatz zwischen den Prämissen in der Mitte steht, durch Doppelhäkchen (\times) angezeigt worden.

Anmerkung 5.

Die Logiker haben zwar schon längst die Möglichkeit einer Veränderung der Ordnung in den Elementen eines Schlusses bemerkt, wie die Theorie von den syllogistischen Figuren beweist. Sie haben aber dabey einige Fehler begangen, wodurch diese Theorie unvollständig und verworren geworden ist. Erstlich haben sie bloß die aus Versetzung der Begriffe entstehenden außerordentlichen Schlusformen als syllogistische Figuren aufgeführt, ungeachtet durch Versetzung der Sätze ebenfalls außerordentliche Schlusformen entstehen, die auch bey dem Schließen häufig vorkommen, besonders die erste Satzfigur, wo die Prämissen vertauscht sind. Zweytens haben sie, ungeachtet durch bloße Versetzung der Begriffe nur drey Figuren entstehen, dennoch vier syllogistische Figuren aufgeführt, indem sie die ordentliche kategorische Schlusform mitzählten. So wie man nun aber in der Grammatik und Rhetorik die ganz natürliche und ordentliche Stellung der Worte nicht zu den

Redefiguren zählen kann, so kann man auch in der Logik die ganz natürliche und ordentliche Stellung der Begriffe in einem Schlusse nicht zu den Denk- oder Schlussfiguren rechnen. Die logischen oder syllogistischen Figuren können sich also nur auf eine Abweichung von der ganz natürlichen und ordentlichen Begriffsverbindung beziehen, wie sich die grammatischen und rhetorischen Figuren auf eine solche Abweichung in Ansehung der Wortverbindung oder des Ausdrucks beziehen. Die erste sogenannte Figur ist daher gar keine Figur, sondern die ganz natürliche und ordentliche Beschaffenheit eines Schlusses in Ansehung der Stellung seiner Sätze und Begriffe. Diese Gegenbemerkung ist kein leerer Wortstreit. Denn es entsteht durch die Aufnahme der ordentlichen kategorischen Schlussform unter die logischen Figuren eine falsche Ansicht dieser Figuren überhaupt, und man würde vielleicht nie so peinlich mikrologische und unfruchtbare Untersuchungen über die Schlussfiguren angestellt haben, wenn man nicht der ordentlichen Schlussform ihre Dignität geraubt und dieselbe zu den Figuren herabgezogen hätte, wodurch diese gleiche Wichtigkeit mit jener erhielten. Drittens endlich hat man die kombinierten Figuren (die aus den thetischen und antithetischen zusammengesetzten außerordentlichen Schlussformen) von den einfachen nicht abgesondert, sondern die Fälle, wo mit der Versetzung der Begriffe eine Versetzung der Sätze verknüpft ist, nur so nebenher und vermischt mit den übrigen als eine bloße Zu-

fälligkeit der einmal angenommenen Figuren bemerkt. Gleichwohl muß auf diese Fälle bey den Regeln, wie Schlüsse aus einer Figur in die ordentliche Form zu verwandeln sind, besondere Rücksicht genommen werden, wenn die Regeln ausreichend seyn sollen. *) Man hätte sie also auch abgesondert von den übrigen Veränderungsarten der ordentlichen Schlufsform darstellen sollen.

§. 105.

Wenn man diejenigen veränderten oder außerordentlichen kategorischen Schlufsformen (Figuren), welche aus der Versetzung des Schlufssatzes mit den Prämissen entspringen, als minder bedeutend übergeht, mithin bloß auf die in den Prämissen möglichen Abweichungen von der ordentlichen Form sieht, so giebt es sieben syllogi-

*) In den weiter unten anzuführenden *Modis: Camestres, Disamis*, und einigen andern muß eine Translokation der Prämissen vorgenommen werden (nach der Regel: *M vult transponi*), ehe man solche Schlüsse auf die ordentliche Form zurückführen kann. Ein Beweis, daß diese *Modi* zusammengesetzte Figuren sind, welche unter die einfachen nicht hätten gemischt werden sollen, wenn man systematisch verfahren wollte. Auch haben schon einige Logiker dies bemerkt und daher die Anzahl der Figuren und *Modi* vermehrt; allein systematisch und vollständig hat man dieselben, soviel dem Verfasser bekannt ist, noch nicht dargestellt.

stische Figuren, deren Schema folgendes ist:

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.
S. M.	P. M.	M. P.	P. M.	S. M.	M. S.	M. S.
M. P.	S. M.	M. S.	M. S.	P. M.	M. P.	P. M.
S.				P.		

Anmerkung 1.

Der thetischen oder Satzfiguren giebt es eigentlich drey (§. 104. Anm. 1.), wovon die zweyte und dritte in einer Versetzung des Schlufssatzes besteht. Da es nun bey jedem Schlusse hauptsächlich auf die Prämissen ankommt, in welchen der Mittelbegriff vorkommt, und da diese durch den ihnen gemeinschaftlichen Mittelbegriff sehr leicht von dem Schlufssatze zu unterscheiden sind, mithin eine Verwechselung dieses mit jenen bey der Beurtheilung und Prüfung eines Schlusses kaum möglich ist: so kann man die zweyte und dritte thetische Figur als unbedeutend übergehen. Hingegen die erste darf wegen ihrer Beziehung auf die kombinierten Schlusformen nicht übergangen werden. Die drey antithetischen oder Begrifffiguren (§. 104. Anm. 2.) sind jede für sich bedeutend genug und bey der Zurückführung auf die ordentliche Form mit gewissen Schwierigkeiten verbunden; sie verdienen also sämmtlich als besondere Figuren aufgezählt zu werden. Der synthetischen oder kombinierten Figuren giebt es eigentlich neun (§. 104. Anm. 3.). Läßt man

aber die sechs letzten, in welchen der Schlufssatz versetzt ist, als minder bedeutend wieder weg, so bleiben nur drey übrig. Nimmt man nun diese mit den vorhergehenden zusammen, so bekommt man sieben syllogistische Figuren, nämlich eine thetische:

S.	M.
M.	P.
<hr/>	
S.	P.

drey antithetische:

P.	M.	M.	P.	P.	M.
S.	M.	M.	S.	M.	S.
<hr/>			<hr/>		
S.			P.		

und drey synthetische:

S.	M.	M.	S.	M.	S.
P.	M.	M.	P.	P.	M.
<hr/>			<hr/>		
S.			P.		

In dieser Ordnung werden wir nun die syllogistischen Figuren abhandeln. Die ordentliche Schlussform rechnen wir also nicht mit zu den Figuren. Da sie aber doch einmal von den Logikern dazu gerechnet worden ist und für diejenigen, welche an jene Vorstellungsart gewöhnt sind, Mißverständnisse entstehen könnten, wenn wir von einer ersten Figur redeten und doch an eine ganz andre dächten: so wollen wir die ordentliche Form in der Folge die alte, und die von uns zuerst gestellte außerordentliche Form die neue erste Figur nennen. Die Fi-

guren, welche hier die zweyte, dritte und vierte Stelle einnehmen, koinzidiren mit den alten so gezählten Figuren; es ist also in Ansehung derselben so wenig als in Ansehung der drey neu hinzugekommenen ein Mißverständniß zu befürchten. Um aber das Verhältniß der alten und neuen Figuren besser zu überschauen, stelle man sich dieselben auf folgende Art neben einander vor:

Alte		Neue	
I.			
M.	P.	S.	M.
S.	M.	M.	P.
<hr/>		<hr/>	
S.		P.	
II.		V.	
P.	M.	S.	M.
S.	M.	P.	M.
<hr/>		<hr/>	
S.		P.	
III.		VI.	
M.	P.	M.	S.
M.	S.	M.	P.
<hr/>		<hr/>	
S.		P.	
IV.		VII.	
P.	M.	M.	S.
M.	S.	P.	M.
<hr/>		<hr/>	
S.		P.	

Anmerkung 2.

Noch ist in Ansehung der syllogistischen Figuren überhaupt zu bemerken, daß die nach der

ordentlichen kategorischen Schlussform gebildeten Schlüsse reine (*sylogismi puri*), die nach einer außerordentlichen Form gebildeten aber unreine (*sylogismi impuri* s. *hybridae*) genannt werden. *) Der Grund soll seyn, weil im letzten Falle ein unmittelbarer Schluss (nämlich ein Schluss der Umkehrung) in den mittelbaren eingemischt sey und daher nicht direkt, sondern indirekt geschlossen werde. Deshalb nennt man solche Schlüsse auch gemischte. **) Allein erstlich findet bey solchen Figuren, wo bloß die Sätze, aber nicht die Begriffe ihre Plätze vertauscht haben, keine Umkehrung statt. Zweytens sind die Schlüsse der Umkehrung nicht unmittelbare, sondern mittelbare Schlüsse, nämlich abgekürzte hypothetische Schlüsse oder hypothetische

Enthy-

*) Man kann wohl nicht grammatisch richtig sagen: *ratiocinium hybridum*, *ratiocinia hybrida*, wie es in vielen logischen Lehrbüchern heisset. Dem Verfasser ist wenigstens ein Adjektiv: *hybridus*, *a*, *um*, nicht bekannt.

**) JAKOB'S Logik, §. 286. KANT'S Logik, §. 65. und 66. — KIESEWETTER rechnet in seiner Logik (§. 216. und 249 ff.) zu den vermischten Schlüssen auch die verkürzten oder verstümmelten (die Enthymeme). Aber diese sind von den syllogistischen Figuren wesentlich verschieden und werden daher von andern Logikern richtiger nicht zu den vermischten Schlüssen gerechnet. Da nun Ebenders. §. 216. die Schlüsse in einfache und zusammengesetzte, und die einfachen wieder in reine und vermischte eintheilt, von den vermischten aber §. 251. behauptet, sie seyen nicht einfach, so weiß man am Ende gar nicht, zu welcher Gattung oder Art von Schlüssen die syllogistischen Figuren gehören sollen.

Enthymemen und zwar der ersten Ordnung (§. 93.)
Es findet also bey den thetischen Figuren gar keine
Vermischung, bey den antithetischen und syntheti-
schen aber wenigstens keine Vermischung unmittel-
barer und mittelbarer Schlüsse statt. Es werden
daher die Schlüsse, in welchen eine logische Figur
vorkommt, am schicklichsten außerordentliche
oder auch figurirte genannt.

§. 106.

Einen außerordentlichen Schluss in einen
ordentlichen verwandeln, ohne seinen Ge-
halt wesentlich zu verändern, heist ihn
zurückführen (*reducere*). Diese Zu-
rückführung (*reductio*) ist zugleich ein
Prüfungsmittel (gleichsam die Probe) eines
oblichen Schlusses, weil sich die Wahrheit
der Gedanken leichter einsehen lässt, wenn
diese sich dem Geiste in der natürlichsten
Ordnung darbieten. Um aber die Regeln
der Reduktion zu finden, darf man nur die
Natur der Schlüsse in einer jeden Figur et-
was genauer betrachten und sie mit der Na-
tur der ordentlichen Schlussform (der alten
ersten Figur) vergleichen.

§. 107.

In der (alten) ersten Figur ist im Ober-
satze die Quantität bestimmt — er

ist allgemein — die Qualität unbestimmt — er kann bejahend und verneinend seyn — im Untersatze hingegen die Quantität unbestimmt — er kann allgemein und besonder seyn — die Qualität aber bestimmt — er ist bejahend (§. 80. Anm. 2.). Da sich nun der Schlusssatz in Ansehung der Quantität nach dem Untersatze und der Qualität nach dem Obersatze richtet, so kann der Schlusssatz sowohl allgemein und besonder als bejahend und verneinend seyn (§. 80. Anm. 3.). Nun heisst die Beschaffenheit eines Schlusses in Ansehung der Quantität und Qualität seiner Sätze dessen *Modus*. Es kann also in Schlüssen der (alten) ersten Figur jeder *Modus* oder jede Art der Quantität und Qualität des Schlusssatzes stattfinden. Man bezeichnet sie durch die Wörter *barbara*, *celarent*, *darii*, *ferio*.

Anmerkung.

Da man die Quantität und Qualität der Sätze durch A, E, I und O bezeichnet (§. 56.), so hat man gewisse Kunstwörter erfunden, welche durch ihre Selbstlauter die *Modos* in einer jeden Figur bezeichnen. Nach dem Obigen kann der Schlusssatz

in der (alten) ersten Figur seyn 1.) allgemeinbejahend = A. 2.) allgemeinverneinend = E. 3.) besondersbejahend = I. 4.) besondersverneinend = O. Die individuellen und limitativen Urtheile kommen hier in keine besondre Betrachtung, da sie den allgemeinen und bejahenden logisch gleichgeschätzt werden (§. 56. Anm.). Nimmt man nun jene vier möglichen Arten des Schlusssatzes und sucht die möglichen Arten des Ober- und Untersatzes dazu auf, so kommen folgende vier *Modi* zum Vorschein:

Obersatz: $\overset{1}{A} \overset{2}{E} \overset{3}{A} \overset{4}{E}$

Untersatz: A A I I

Schlusssatz: A E I O

oder, die Buchstaben neben einander geschrieben: AAA (Alles A ist B — Alles C ist A — Alles C ist B) EAE (Kein A ist B — Alles C ist A — Kein C ist B) AAI (Alles A ist B — Einiges C ist A — Einiges C ist B) EIO (Kein A ist B — Einiges C ist A — Einiges C ist nicht B). Wenn man nun ferner diese vier *Modos* durch die Mitlauter B, C, D und F als Anfangsbuchstaben bezeichnet und der leichtern Aussprache wegen zwischen jene Selbstlauter noch andre Mitlauter einschiebt, so kann man die Wörter: *barbara, celarent, darii, ferio*, als charakteristische Kunstwörter brauchen, die vier *Modos* der (alten) ersten Figur zu bezeichnen. In diesen Wörtern ist folglich nichts bedeutend, als ihre Anfangsbuchstaben und ihre Vokale. Man pflegt sie aber aus Ursachen, die bey den übrigen Figuren vorkommen werden, so abzutheilen: *barb-ar-a,*

cel-ar-ent, *dar-i-i*, *fer-i-o*. Als Beyspiele von Schlüssen in diesen vier *Modis* können folgende dienen:

Barbara

Alles Zusammengesetzte ist theilbar,
Alle Körper sind zusammengesetzt,
Also sind alle Körper theilbar.

Celarent

Kein Mensch ist allwissend,
Alle Gelehrte sind Menschen,
Also ist kein Gelehrter allwissend.

Darii

Alle Geitzige sind verächtlich,
Einige Reiche sind geitzig,
Also sind einige Reiche verächtlich.

Ferio

Kein Prahler verdient Hochachtung,
Einige Helden sind Prahler,
Also verdienen einige Helden keine Hochachtung.

§. 108.

Die (neue) erste Figur:

S. M.

M. P.

S. P.

läßt sich leicht reduzieren, weil sie in einer bloßen Versetzung der Prämissen besteht. Sie hat daher auch eben so viele *Modos* als die (alte) erste Figur, obgleich diese *Modi*

wegen der Versetzung und der verschiedenen Quantität und Qualität des ersten und zweyten Satzes eine etwas veränderte Bezeichnung erhalten müssen.

Anmerkung.

Die *Modi* sind nämlich hier:

Ä Ä I I

A E A E

A E I O

oder: AAA, AEE, IAI, IEQ, welche Vokale nach der vorigen Methode, wenn man dem Vokale des zweyten Satzes, weil eine Versetzung (*metathesis*) mit ihm vorgenommen werden muß, ein *m* anhängt, analogisch etwa so auszusprechen wären: *bar-am-a*, *cal-em-e*, *dir-am-i*, *fir-em-o*. In dieser Figur kann also auch der als Obersatz erscheinende erste Satz partikulär, und der als Untersatz erscheinende zweyte negativ seyn. Wenn man aber auf den Ober- und Unterbegriff gehörig achtet, so wird man auch den wahren Ober- und Untersatz bald entdecken, jedem die ihm gebührende Stelle anweisen, und so den ganzen Schluss leicht reduzieren können. Bey dieser Reduktion hat man nun in dieser sowohl als allen übrigen Figuren auf die Anfangsbuchstaben der charakteristischen Kunstwörter zu sehen, indem diese jedesmal den entsprechenden *Modus* der (alten) ersten Figur anzeigen, welcher durch die Reduktion zum Vorschein kommen muß. Der Schluss im *Modus: Firemo*,

Einige angebliche Tugenden sind Laster,
Kein Laster ist zu loben,

Also sind einige angebliche Tugenden nicht zu loben,

wird demnach reduzirt so lauten und den *Modus: Ferio*, geben:

Kein Laster ist zu loben,

Einige angebliche Tugenden sind Laster,

Also sind einige angebliche Tugenden nicht zu loben. *)

§. 109.

In allen folgenden Figuren findet entweder eine bloße Versetzung der Begriffe oder eine Versetzung der Prämissen selbst zugleich mit jener statt. Die Reduktion dieser Figuren auf die (alte) erste wird also nicht anders geschehen können, als durch Aufhebung jener Versetzungen. Wenn aber die Versetzung der Begriffe aufgehoben werden soll, so müssen die Sätze, in welchen die Begriffe versetzt sind, umgekehrt werden. Da es nun eine dreyfache Art der Umkehrung giebt (§. 65.), so muß man

*) Zu dieser (neuen) ersten Figur gehören eigentlich diejenigen *Modi*, welche man sonst mit den Kunstwörtern: *Baralip*, *Calentos* und *Dibatis* bezeichnet und zur vierten Figur gerechnet hat, wie wir bey dieser Figur beweisen werden.

zusehen, welche Art der Umkehrung in jedem Falle stattfinden müsse, wenn der Satz wahr und der Schluß richtig bleiben soll. Um dieß Geschäft zu erleichtern, hat man die *Modos* der zweyten, dritten und vierten Figur mit solchen charakteristischen Kunstwörtern bezeichnet, in welchen die Konsonanten *S*, *P* und *C* (in der Mitte) die drey Hauptarten der Umkehrung, wieferne die eine oder andre in einem gewissen *Modus* zur Redukzion erforderlich ist, zugleich mit andeuten. Diese Kunstwörter sind folgende: Für die 2. Fig. *ces-ar-e*, [*cam-estr-es*], *fest-in-o*, *bar-oc-o*. Für die 3. Fig. *dar-apt-i*, *fel-apt-on*, [*dis-am-is*], *dat-is-i*, [*boord-o*], *fer-is-on*. Für die 4. Fig. *fres-is-on*, *fes-ap-o*, [*cat-ent-es*, *dib-at-is*, *bar-al-ip*]. Die eingeklammerten *Modi* gehören aber eigentlich zur fünften, sechsten, siebenten und zur (neuen) ersten Figur, weil in ihnen eine Versetzung der Prämissen vorkommt.

Anmerkung 1.

Die Logiker haben überhaupt 19 *Modos* in allen Figuren angenommen. Der Grund ist folgender: Wenn man die Vokale *A*, *E*, *I* und *O* als Zeichen

der Sätze eines Schlusses in Ansehung ihrer Quantität und Qualität so mit einander paarweise verbunden, daß der zur Linken den Obersatz anzeigt, so gäbe es folgende 16 Modos;

AA, AE, AI, AO.

EA, EE, EI, EO.

IA, IE, II, IO.

OA, OE, OI, OO.

Nimmt man nun 4 Figuren nach der gewöhnlichen Vorstellungsart an und denkt man sich jene 16 *Modos* als mögliche Schlussarten in diesen 4 Figuren, so gäbe es überhaupt 64 *Modos*. Allein die meisten dieser *Modorum* fallen schon *a priori* als ungültig weg. Denn da aus lauter partikulären und negativen Sätzen nicht folgerecht geschlossen werden kann (§. 80. Anm. 2.); so müssen fürs erste alle *Modi* wegfallen, in welchen eine solche Verbindung von partikulären und negativen Sätzen als Prämissen eines Schlusses angedeutet wird, z. B. EE, EO, II, IO u. s. w. Ferner erlaubt die eigenthümliche Beschaffenheit einer jeden Figur nicht jeden *Modus*, indem z. B. die (alte) erste Figur keinen partikulären Obersatz und keinen negativen Untersatz verträgt (§. 107.), mithin die *Modi* AE, IA u. s. w. aus ihr wegfallen müssen. Darum haben sich die Logiker die in der That unnütze Mühe gegeben, die in jeder Figur gültigen *Modos* aufzusuchen und mit bestimmten Kunstwörtern zu bezeichnen. *) Auf diese Art

*) Unnütz ist jene Mühe und in Rücksicht des von jenen Kunstwörtern zu machenden Gebrauchs wohl gar schäd-

haben sie für die sogenannten 4 Figuren 19 *Modos* ausgemittelt, nämlich 4 für die (alte) erste, 4 für die zweyte, 6 für die dritte und 5 für die vierte. Es ist aber offenbar, daß in diesen 19 *Modis* mehré in Ansehung der Vokalen ganz identisch sind (z. B. *celarent* und *cesare*, *ferio* und *ferison*, *darii* und *dattsi* u. s. w.), mithin genau gerechnet in diesen 19 *Modis* eigentlich nur 10 enthalten sind. Wollte man aber diese Verfahren auf alle mögliche Figuren anwenden, so würden noch weit mehr *Modi* herauskommen. So hat z. B. die (neue) erste Figur für sich allein 4 *Modos* (§. 108.). Da indessen dies für die Theorie des Schließens wenig oder gar keinen Nutzen bringen würde, so wollen wir hier nur die bereits aufgestellten *Modos* der 2. 3. und 4. Figur durchgehen, um die Reduktion derselben zu zeigen, dabey aber die zur 5. 6. und 7. Figur gehörigen *Modos* von den übrigen absondern. In Ansehung dieser Reduktion ist nun noch vorläufig zu bemerken, daß in den diese *Modos* bezeichnenden Kunstwörtern außer den Vokalen, welche den Mo-

lich, weil sie das Denkgeschäft in einen todten Mechanism verwandelt und den Geist mit einer Menge von Formeln und Regeln belastet, die man gar nicht nöthig hat, sobald man die allgemeinen Regeln der Syllogistik begriffen und überhaupt gesunden Menschenverstand hat, um sie auch anwenden zu können. Denn ohne diesen helfen freylich am Ende alle Regeln nichts. In philosophisch - historischer Hinsicht ist es indessen interessant genug, jene logischen Kunststückchen kennen zu lernen und darum sind sie hier auch angeführt und erörtert worden.

dem selbst unmittelbar andeuten, und den Anfangsbuchstaben, welche auf denjenigen Modum der (alten) ersten Figur hinweisen, in welchen ein Schluß der übrigen Figuren bey der Reduktion verwandelt werden muß, auch die hinter den Vokalen befindlichen Konsonanten S, P, M und C eine besondere Bedeutung haben, nach der bekannten Regel:

S. vult simpliciter. verti, P. verte per accidens,

M. vult transponi, C. per impossibile. duci.

d. h. S zeigt an, daß ein Satz, hinter dessen charakterisirendem Vokale es steht, unverändert (*simpliciter*), P aber, daß er mit veränderter Quantität (*per accidens*) umzukehren sey. M bedeutet (nach §. 108. Anm.) die Nothwendigkeit einer Versetzung (*metathesis*) desjenigen Satzes, hinter dessen charakterisirendem Vokal es steht, kommt also (außer der [neuen] ersten Figur) in solchen *Modis* vor, welche synthetischen Figuren angehören. Endlich soll C bedeuten, daß man statt derjenigen Prämisse, hinter deren charakterisirendem Vokal es steht, das Gegentheil (*contradictorium*) des Schlusssatzes und statt dessen das Gegentheil jener Prämisse nehmen solle. *)

*) Dadurch soll nämlich das Gegentheil des Schlusses *ad absurdum* deduzirt und so der *Modus* indirekt als gültig dargethan werden. Allein es wird sich in der Folge bey der Anwendung jener Regel zeigen, daß auf diese Art der gegebne Schluß gar nicht reduzirt, sondern ein ganz anderer und noch dazu falscher Schluß an dessen Stelle gesetzt wird. Es ist daher, wenn ein Schluß-*Modus*, in dessen Mitte ein C sich findet, auf die ordentliche Form zurückgeführt und dadurch geprüft werden soll, ein ganz anderer

Weil sich nun diese vier Buchstaben immer auf den vorhergehenden Vokal beziehen, so pflegt man diese Beziehung durch die Abtheilung der Sylben (*ces-ar-e, fres-is-on* u. s. w.) anzudeuten, so daß sich die zweyte und dritte Sylbe immer mit einem Vokal anfängt.

Anmerkung 2.

Die Form der zweyten Figur ist:

P. M.

S. M.

S. P.

Der Mittelbegriff ist also in beyden Prämissen Prädikat; und da der Oberbegriff in der ersten und der Unterbegriff in der zweyten Prämisse vorkommt, so sind die Prämissen selbst nicht versetzt, sondern sie haben ihre ordentliche Stellung. Es wird daher der Obersatz, wie in der (alten) ersten Figur, immer allgemein seyn müssen. Weil aber der Mittelbegriff in ihm als Prädikat erscheint, so wird jener Satz rein oder verändert umgekehrt werden müssen, um die ordentliche Form des Schlusses herzustellen. — Der erste *Modus* dieser Figur ist *Cesare*. Ein Schluss dieser Art ist folgender:

Kein endliches Wesen ist allmächtig,

Verfahren zu beobachten. Man muß nämlich dann kontraponiren. Wir werden daher auch in der Folge durch das C (in der Mitte) die *Contrapositio* desjenigen Satzes andeuten, hinter dessen charakterisirendem Vokal es steht.

Gott ist allmächtig, *)
 Also ist Gott kein endliches Wesen.

Da der Obersatz hier allgemeinverneinend (*e*) ist, so wird er einfach umgekehrt (welches eben das *s* in *ces* andeutet), wenn der Schluss reduziert werden soll, wodurch dann der *Modus, Celarent*, entspringt (welches eben das *c* in *ces* andeutet). Der Schluss wird also dann so lauten:

Kein allmächtiges Wesen ist endlich,

Gott ist allmächtig — Also . . .

Der zweyte angebliche *Modus* ist *Camestres*, gehört aber nicht hieher, wie sich nachher zeigen wird. Auf dem dritten *Modus, Festino*, lässt sich das vorhin Gesagte leicht anwenden, indem man den Obersatz (*fes* oder *fest*) ebenfalls einfach umkehrt und dadurch den *Modus, Ferio*, bekommt. Mehr Schwierigkeiten hat derjenige *Modus*, welcher fälschlich durch *Baroco* bezeichnet wird. Ein Schluss dieser Art würde seyn:

Alle Weise sind wahrheitsliebend,

Einige Philosophen sind nicht wahrheitsliebend,

Also sind einige Philosophen nicht weise.

Sollte nun, wie es die Bezeichnung verlangt, dieser Schluss in den *Modus, Barbara*, verwandelt, und zu dem Ende das kontradiktorische Gegentheil des gegebenen Schlusssatzes zum Untersatze und das des gegebenen Untersatzes zum Schlusssatze gemacht werden, so käme folgender Schluss heraus:

*) Als Individualsatz gilt dieser dem allgemein bejahenden (*a*) gleich.

Alle Weise sind wahrheitsliebend,

Alle Philosophen sind Weise,

Also sind alle Philosophen wahrheitsliebend.

Dieser Schluss ist aber nicht nur an sich falsch, sondern er hat auch einen ganz andern Mittelbegriff in den Prämissen, als der zur Reduktion gegebene, und dadurch hat zugleich der Schlusssatz statt seines eigenthümlichen Prädikats den Mittelbegriff zum Prädikate bekommen. Diese Veränderung des Mittelbegriffs in den Prämissen und des Prädikats im Schlusssatz muß aber bey dieser Art der Reduktion allemal entstehen. Denn wenn man einen Schluss in der Form von *Baroco*:

Alle P sind M,

Einige S sind nicht M,

Also sind einige S nicht P,

in die Form von *Barbara* auf jene Art verwandelt:

Alle P sind M,

Alle S sind P,

Also sind alle S M,

so erscheint nun P als Mittelbegriff statt des M, und der Schlusssatz hat nicht nur eine andre Quantität (Form), sondern auch ein Prädikat, das vorher in ihm gar nicht angetroffen wurde, mithin einen ganz andern Gehalt (Materie). Da aber auf dem in und mit einem Schlusse gegebenen Mittelbegriffe das Wesen des Schlusses (der innere Zusammenhang seiner Elemente) beruht und bey der Reduktion eines gegebenen Schlusses nicht das Wesen und die Materie desselben, sondern nur seine Form verändert

werden soll, so muß der Mittelbegriff und der Schlusssatz nicht wesentlich verändert werden. Außerdem hat man den Schluss nicht reduziert, sondern anstatt des gegebenen Schlusses einen ganz andern, und noch dazu falschen, aufgestellt. Soll nun ein Schluss in *Baroco* wirklich reduziert werden, so ist nichts weiter nöthig, als daß man den allgemein bejahenden Obersatz *per contrapositionem* umkehrt:

Kein Nicht - M ist P/

Dadurch entsteht nun ein negativer Mittelbegriff, in welchem Falle der Untersatz auch in der ordentlichen Form negativ ausgedrückt werden kann, indem er alsdann einem affirmativen gleichgilt (S. 80. Anm. 2.). Es kann also dann Unter- und Schlusssatz unverändert bleiben:

Einige S sind nicht M,

(d. h. sie sind von denen, welchen M nicht zukommt)

Also sind einige S nicht P.

Wenden wir dies auf den obigen Schluss an, so kommt durch die Kontraposition des Obersatzes folgender Schluss in der (alten) ersten Figur heraus:

Keiner von denen, welche die Wahrheit nicht lieben, ist weise;

f. Einige Philosophen sind von denen, welche die Wahrheit nicht lieben,

Also sind einige Philosophen nicht weise.

Dies ist nun ein Schluss in *Ferio*. Also sollte jener Schluss *Modus* nicht *Baroco*, sondern etwa *Facoro* oder auf ähnliche Art heißen, so daß das c in *fac*

die bloße Kontraposition des Obersatzes anzeigte. Sobald diese Kontraposition geschehen und dadurch der vorher affirmative Mittelbegriff (M) in einen negativen (Nicht-M) verwandelt worden ist, verwandelt sich der negative Untersatz (o): Einige S sind nicht M, von selbst in einen affirmativen (i): Einige S sind von denen, welchen M nicht zukommt, ohne daß man nöthig hätte, etwas daran zu verändern, als etwa den Ausdruck, um es in die Augen fallender zu machen, daß der Untersatz durch die Kontraposition des Obersatzes einen andern Charakter angenommen hat und ungeachtet seines negativen Ausdrucks dennoch unter den (nun negativen) Mittelbegriff wirklich subsumire. Etwas Gezwungenes (man könnte sagen: Barockes) bleibt freylich immer in dieser Schlußart übrig. Wenn aber einmal ein nach *Baroco* gebildeter Schluß reducirt werden soll, so kann es nicht anders als auf die angezeigte Art geschehen. — Hieraus ergeben sich nun einige wichtige Folgerungen:

1.) Bei allen Schlüssen der zweyten Figur muß in Gedanken ein Umkehrungsschluß zwischen Ober- und Untersatz eingeschoben werden, wenn die Gedankenreihe vollständig seyn soll, und die Subsumtion geschieht eigentlich nicht unter den wirklich aufgestellten sondern unter den daraus abzuleitenden aber verschwiegenen Satz. Nämlich so: habe ich

Kein P ist M,

[Also ist kein M P] .

Alle (oder einige) S sind M,

Also sind alle (oder einige) S nicht P.

Oder:

Alle P sind M,

[Also ist kein Nicht - M P]

Einige S sind nicht M,

Also sind einige S nicht P.

Insoferne können die Schlüsse der zweyten Figur mit Recht gemischte Schlüsse heißen; allein das, was eingemischt ist, ist kein unmittelbarer, sondern ebenfalls ein mittelbarer, aber hypothetischer Schluss, dem nur der Obersatz fehlt (ein Umkehrungsschluss). Folglich sind diese Schlüsse eigentlich zusammengesetzt aus einem hypothetischen und kategorischen Schlusse, so daß der kategorische Schluss den Schlussatz des hypothetischen zum Obersatz haben sollte, statt dessen aber den Untersatz desselben zum Obersatz annimmt. Die vollständige Folge der Sätze wäre demnach in beyden Schlüssen diese:

1.

[Wenn kein P ist M, so ist auch kein M P,]

Nun ist kein P M,

[Also ist kein M P,]

[Kein M ist P,]

Alle (oder einige) S sind M,

Also sind alle (oder einige) S nicht P.

Oder:

1.

[Wenn alle P sind M, so ist kein Nicht - M P,]

Nun

Nun sind alle P M,

[Also ist kein Nicht - M P.]

2.

[Kein Nicht - M ist P,]

Einige S sind nicht M,

Also sind einige S nicht P.

Die durch Klammern eingeschlossenen Sätze sind diejenigen, welche bey einem Schlusse der zweyten Figur weggelassen sind, aber doch zur Gültigkeit eines solchen Schlusses supponirt werden müssen. Wir werden indessen in der Folge die hypothetischen Schlüsse nicht vollständig darstellen, sondern bloß die weggelassenen Schlusssätze derselben angeben.

2.) Die Schlusssätze in Schlüssen der zweyten Figur müssen immer negativ ausfallen. Denn entweder ist der Obersatz schon für sich negativ, oder er war es doch ursprünglich und wird daher, wenn er bejahend ist und die ordentliche Form hergestellt werden soll, durch die Kontraposition wieder negativ. Die Konklusion aber richtet sich nach dem schwächern Theile, muß also immer negativ ausfallen. Zwar lassen sich auch Schlüsse der zweyten Figur denken mit einem positiven Schlusssatze, z. B.

Alles Nothwendige ist unveränderlich,

Gott ist unveränderlich,

Also ist Gott nothwendig.

Allein es ist hier nur zufällig, daß der Obersatz rein umgekehrt werden kann: Alles Unveränderliche ist nothwendig. Da jedoch diese Umkehrung eines allgemeinbejahenden Satzes nicht allgemeingültig ist

(§. 98. Anm. 2. Nr. 1. lit. a.), so kann auch diese Schlussart nicht als allgemeingültig zugelassen werden. Es würden sonst die seltsamsten Schlüsse herauskommen, z. B.

Alle Esel sind organische Wesen,
 Alle Menschen sind organische Wesen,
 Also sind alle Menschen Esel.

Oder:

Alle Eichhörnchen sind listig,
 Der Teufel ist listig,
 Also ist der Teufel ein Eichhörnchen.

Anmerkung 3.

Verwandt mit dieser Figur ist die fünfte, deren Form ist:

S.	M.
P.	M.
<hr/>	
S.	P.

Auch hier ist der Mittelbegriff in beyden Prämissen Prädikat; aber die Prämissen sind zugleich selbst versetzt, indem der Oberbegriff in der zweyten und der Unterbegriff in der ersten Prämisse steht. Daher kann in dieser Figur der Obersatz auch als partikulär erscheinen. Die Regel ihrer Reduktion ist, daß zuvörderst der erste Satz zum Untersatze gemacht und dann der zweyte als Obersatz umgekehrt werde. Hieher gehört nun der *Modus: Camestres*. Das *m* in *Cam* zeigt nämlich an, daß der erste Satz mit dem zweyten zu vertauschen, und das *s* in *estr*, daß der zweyte Satz nach geschehener Vertauschung

rein umzukehren sey. Es findet aber hier wieder ein Fehler in der Bezeichnungsart statt. Das *s* am Ende zeigt nämlich an, daß auch der Schlusssatz umgekehrt werden solle. Dieß ist aber nicht allemal nöthig. Der Schluß z. B.

Alle Geitzige sind selbsüchtig,

Kein Tugendhafter ist selbsüchtig,

Also ist kein Geitziger tugendhaft,

bedarf keiner Umkehrung des Schlusssatzes, sondern lautet reduziert so:

Kein Selbsüchtiger ist tugendhaft,

Alle Geitzige sind selbsüchtig,

Also ist kein Geitziger tugendhaft.

Nur in dem Falle, wenn der Schlusssatz im ersten Schlusse etwa gewesen wäre:

Kein Tugendhafter ist geitzig,

so hätte auch dieser umgekehrt werden müssen. Da nämlich aus jenen Prämissen folgt, sowohl, daß der Geitzige nicht tugendhaft, als daß der Tugendhafte nicht geitzig sey, so ist es an und für sich betrachtet beliebig, welchen Satz ich als Konklusion aufstellen will. Der *Modus* müßte also eine doppelte Bezeichnung erhalten: *Camestre* und *Camestres*, um beyde Fälle anzudeuten. *) Giebt es

*) Daß man bloß die Bezeichnung *Camestres* angenommen hat, rührt eigentlich von der ganz willkürlichen Voraussetzung her, der eigenthümliche *Terminus* des zweyten Satzes müsse stets Subjekt der Konklusion werden. Er kann aber eben so gut Prädikat werden, sobald der zweyte Satz den *Terminus major* enthält, welches allemal der Fall ist, wenn die Prämissen versetzt worden

aber nicht mehr *Modos* in dieser Figur? Allerdings.
Nehmet z. B. den Schluss:

Einige Geistliche sind Faulenzer,
Kein Tugendhafter ist ein Faulenzer,
Also sind einige Geistliche nicht tugendhaft.

Oder:

Einige Soldaten haben keinen Muth,
Alle Helden haben Muth,
Also sind einige Soldaten keine Helden.

Diese beyden Schlüsse sind in den *Modis*: IEO und OAO gebildet und müssen beyde in *Ferio* verwandelt werden. Man könnte also diese *Modos* durch die Wörter: *Fimeso* und *Fomaco* bezeichnen. Denn bey der Reduktion muß jedesmal der erste Satz mit dem zweyten vertauscht, hernach aber der zweyte Satz als nunmehr in seine Würde hergestellter Obersatz beym ersten Schlusse *simpliciter*, beym andern aber *contraponendo* umgekehrt werden. Jene Schlüsse würden also nach der Reduktion so lauten:

Kein Faulenzer ist tugendhaft,
Einige Geistliche sind Faulenzer,
Also sind einige Geistliche nicht tugendhaft.

Und:

Keiner von denen, die nicht Muth haben, ist ein
Held,

sind. Verfährt man genau, so muß *Terminus major* immer Prädikat und *Terminus minor* immer Subjekt der Konklusion seyn. Darum bezeichnet man ja eben jenen durch P. und diesen durch S.

Einige Soldaten gehören zu denen, die nicht Muth haben,

Also sind einige Soldaten keine Helden.

Die fünfte Figur ist daher der zweyten auch in ihren *Modis* analog. Denn die *Modi*: *Cesare*, *Festino*, *Baroco* (richtiger: *Facoro*) und die *Modi*: *Camestre*, *Fimeso*, *Fomaco*, entsprechen einander. — Uebrigens steht hier das eingemischte oder hinzuzudenkende Umkehrungsurtheil zwischen dem zweyten und dritten Satze, weil die Prämissen versetzt sind.
Z. B.

Alle S sind M,

Kein P ist M,

[Also kein M ist P]

Also ist kein S P.

und so auch (*mutatis mutandis*) bey den übrigen *Modis*.

Anmerkung 4.

Die Form der dritten Figur ist:

M. P.

M. S.

S. P.

Der Mittelbegriff ist also in beyden Prämissen Subjekt; die Prämissen selbst aber sind in der gehörigen Ordnung. Es wird daher auch in dieser Figur, wie in der (alten) ersten, der Obersatz immer allgemein seyn müssen. Die zur Reduktion nöthige Umkehrung aber trifft bloß den Untersatz, in welchem der Mittelbegriff nicht die ordentliche Stellung hat. —

Der erste *Modus* dieser Figur ist *Darapti*. Nach demselben ist folgender Schluss gebildet:

Alle Thiere erzeugen ihres Gleichen,

Alle Thiere sind beweglich,

Alle erzeugen einige bewegliche Dinge ihres Gleichen.

Da der Untersatz hier allgemeinbejahend ist, so muß er mit veränderter Quantität umgekehrt, mithin partikulär werden, welches eben durch *p* in *apt* angezeigt wird; und darum ist der Schlusssatz, ungeachtet beyde Prämissen allgemein sind, nur partikulär. Denn wollte man schließen: Also erzeugen alle bewegliche Dinge ihres Gleichen, so müßte man voraussetzen, daß der Untersatz rein umgekehrt werden könnte: Alle bewegliche Dinge sind Thiere. Diese Umkehrungsart aber ist, wenn sie auch zuweilen zufälliger Weise der Wahrheit nicht entgegen ist, doch nicht allgemeingültig, so wie sie auch in dem angeführten Schlusse der Wahrheit entgegen ist. Reduzirt wird also dieser Schluss so lauten:

Alle Thiere erzeugen ihres Gleichen,

Einige bewegliche Dinge sind Thiere,

Also erzeugen einige bewegliche Dinge ihres Gleichen.

Auf den *Modus: Felapton*, läßt sich dies leicht anwenden. Man nehme nur anstatt des vorigen Obersatzes den Satz: Kein Thier entsteht durch bloße mechanische Kräfte, behalte den Untersatz bey und konkludire: Also entstehen einige bewegliche Dinge nicht durch bloße mechanische Kräfte, In *Datisi*

ist der Untersatz besonders bejahend; er kann also rein umgekehrt werden. Z. B. der Schluss:

Alle Thiere sind organisch,

Einige Thiere sind vierfüßig,

Also sind einige vierfüßige Dinge organisch,
bekommt reduzirt den Untersatz. Einige vierfüßige Dinge sind Thiere. Dies läßt sich wieder auf *Fe-
rison* leicht anwenden, wenn man statt des vorigen Obersatzes den Satz: Kein Thier ist leblos, nimmt und die Konklusion danach abändert. Die *Modi: Disamis* und *Bocardo* gehören aber nicht zu dieser, sondern zur sechsten Figur, wie sich bald zeigen wird. *) — Hieraus ergeben sich zwey Folgerungen:
1.) In den Schlüssen der dritten Figur ist ein Umkehrungsurtheil zwischen Unter- und Schlusssatz einzuschieben:

Alle M sind P,

Alle M sind S,

[Also sind einige S auch M].

Also sind einige S P.

Oder:

*) Zur dritten Figur gehört eigentlich auch noch der *Modus: AOO*. Z. B. Alles Wahre verdient Beyfall — Manches Wahre ist nicht begreiflich — Also ist manches, was Beyfall verdient, nicht begreiflich. Hier muß der Untersatz kontraponirt werden: Einiges Nicht-Begreifliche ist wahr, wodurch dann auch der Schlusssatz auf gleiche Weise verändert wird: Also verdient einiges Nicht-Begreifliche Beyfall. Es entsteht also der *Modus: Darii*, daraus. Jener *Modus* könnte also *Daroco* heißen.

Kein M ist P,

Alle M sind S,

[Also sind einige S auch M]

Also sind einige S nicht P.

Und so (*mutatis mutandis*) auch bey den übrigen *Modis*. Man sieht zugleich hieraus, daß nicht der Satz: Alle M sind S, sondern der durch Umkehrung daraus hergeleitete: Einige S sind M, die eigentliche Subsumtion sey. Außerdem würde sich gar nicht begreifen lassen, wo der partikuläre Schlusssatz herkomme, da doch beyde Prämissen allgemein sind.

c.) In den Schlüssen der dritten Figur muß der Schlusssatz immer partikulär seyn. Denn der Untersatz ist entweder schon für sich partikulär, oder er war es doch ursprünglich. Wenn er also auch allgemein wäre, so hat er doch nur insoferne Beziehung auf den Schlusssatz, als er in Gedanken umgekehrt werden kann, welche Umkehrung, wenn sie allgemeingültig seyn soll, mit Verminderung der Quantität geschehen muß. Da sich nun die Konklusion allemal nach dem schwächern Theile richtet, so muß sie stets partikulär werden.

Anmerkung 5.

Verwandt mit dieser Figur ist die sechste, deren Schema ist:

M.	S.
M.	P.
<hr/>	
S.	P.

Auch hier ist der Mittelbegriff in beyden Prämissen Subjekt; aber die Prämissen sind zugleich selbst versetzt, indem der Oberbegriff in der zweyten und der Unterbegriff in der ersten Prämisse angetroffen wird. Daher kann in dieser Figur auch der Obersatz als partikulär erscheinen. Die Regel ihrer Reduktion ist, daß zuvörderst der erste Satz zum Untersatze gemacht und dann derselbe umgekehrt werde. Hierher gehört also der *Modus: Disamis*. Denn das *m* in *am* zeigt an, daß dieser Satz zu transponiren und das *s* in *dis*, daß jener Satz rein umzukehren sey. Der Schluß:

Einige Thiere sind eyerlegend,

Alle Thiere sind organisch,

(a) Also sind einige eyerlegende Dinge organisch,

[oder auch umgekehrt]

(b) Also sind einige organische Dinge eyerlegend,
wird demnach reduzirt so lauten:

Alle Thiere sind organisch,

Einige eyerlegende Dinge sind Thiere,

Also sind einige eyerlegende Dinge organisch.

Zugleich erhellet hieraus wieder, daß dieser *Modus* eigentlich *Disami* heißen müßte, aber auch *Disamis* heißen kann, wenn in der Konklusion (wie bey b) *Terminus major* zum Subjekte, und *Terminus minor* zum Prädikate gemacht worden ist, wo dann bey der Reduktion auch der Schlusssatz umgekehrt werden muß, um jeden Begriff an seine rechte Stelle zu setzen. — Ferner gehört hieher der *Modus: Bo- cardo*. Ein Schluß dieser Art würde seyn:

Einige Thiere erzeugen keine lebendigen Jungen,

Alle Thiere sind organisch,

Also erzeugen einige organische Dinge keine lebendigen Jungen. *)

Da hier der erste Satz partikulär und negativ ist, so kann er, nachdem er bey der Reduktion zum Untersatze gemacht worden ist, nicht anders als kontraponirend umgekehrt werden (§. 98. Anm. 2. Nr. 4. lit. b. §.). Der reduzierte Schluss würde also so lauten:

Alle Thiere sind organisch,

Einige Dinge, die keine lebendigen Jungen erzeugen, sind Thiere,

Also sind einige Dinge, die keine lebendigen Jungen erzeugen, organisch.

Mithin entsteht aus einem Schlusse in *Bocardo* durch die Reduktion ein Schluss in *Darii*. Hieraus erhelet wieder, dass die Bezeichnung dieser Schlussart ganz unpassend ist. Denn *Bocardo* weist auf *Barbara* hin und das *c* in *boc* fodert eine Vertauschung des kontradiktorischen Gegentheils vom Schlusssatze mit dem kontradiktorischen Gegentheile des ersten

*) Der Schlusssatz sollte auch hier heißen: Also sind einige Dinge, die keine lebendigen Jungen erzeugen, organisch. Und so erscheint auch derselbe bey der Reduktion. Wir sind aber hier der willkürlichen Voraussetzung der Logiker gefolgt, dass der eigenthümliche *Terminus* des zweyten Satzes Subjekt des dritten werden müsse, indem es hier gleichgültig ist, ob man den *Terminus maj.* oder *min.* zum Subjekte des Schlusssatzes macht. Die Konklusion bekommt dadurch nur eine andre Qualität.

Satzes. Wollte man nun nach dieser Bezeichnung und der in ihr angedeuteten Regel reduzieren, so würde folgender Schluss herauskommen:

Alle organische Dinge erzeugen lebendige Jungen,

Alle Thiere sind organisch,

Also erzeugen alle Thiere lebendige Jungen.

Dadurch entsteht aber nicht nur ein an und für sich falscher Schluss, sondern dieser Schluss hat auch einen ganz andern Mittelbegriff in den Prämissen und im Schlusssatze den Mittelbegriff des gegebenen Schlusses zum Subjekte bekommen. Denn indem vorher der Begriff Thier M und der Begriff organisch P war, so ist nun der Begriff organisch M und der Begriff Thier S geworden. Wenn aber der Schluss durch die Reduktion einen andern Mittelbegriff erhält, so ist er nicht reduziert, sondern in seinem ganzen Wesen und Gehalte verändert. Die einzig gültige Reduktionsweise eines solchen Schlusses ist die vorhin angezeigte. Die Bezeichnung dieses *Modi* sollte also *Docamo* oder *Docamoe* seyn, um durch das *D* anzudeuten, daß er in *Darii* verwandelt, durch das *m*, daß der zweyte Satz zum Obersatze gemacht, und durch das *c*, daß der erste und (wenn es nöthig) auch der letzte Satz kontraponirt werden müsse. — Es giebt indessen in dieser Figur noch mehr *Modos*, z. B. AEO:

Alle Menschen sind vernünftige Wesen,

Kein Mensch ist vollkommen,

Also sind einige vernünftige Wesen nicht vollkommen.

Oder IEO:

Einige Laster sind angenehm,

Kein Laster ist zu loben,

Also sind einige angenehme Dinge nicht zu loben.

In beyden muß wieder der erste Satz zum Untersatze gemacht und dann (dort *per accidens*, hier *simpliciter*) umgekehrt werden, wie folgt:

Kein Mensch ist vollkommen,

Einige vernünftige Wesen sind Menschen —

Also . . .

Und:

Kein Laster ist zu loben,

Einige angenehme Dinge sind Laster — Also . . .

Beyde *Modi* sind also in *Ferio* zu verwandeln und könnten durch *Fapemo* und *Fisemo* bezeichnet werden, wenn eine solche Bezeichnung einmal statt finden soll. — Uebrigens steht hier das durch die Umkehrung geschlossene Urtheil wieder zwischen dem ersten und zweyten Satze, weil die Prämissen ver-
setzt sind, z. B.

Alle M sind S,

[Also sind einige S auch M]

Kein M ist P,

Also sind einige S nicht P.

Und so (mit den nöthigen Veränderungen) auch bey den übrigen *Modis*.

Anmerkung 6.

Die Form der vierten Figur ist:

P. M.

M. S.

S. P.

Der Mittelbegriff ist also hier im Obersatze Prädikat und im Untersatze Subjekt, obgleich die Prämissen selbst nicht vertauscht sind, wodurch sich diese Figur wesentlich von der (neuen) ersten unterscheidet. *) Es muß daher auch in dieser Figur, wie in der (alten) ersten, der Obersatz immer allgemein seyn. Die zur Reduktion nöthige Umkehrung aber trifft Ober- und Untersatz zugleich, weil in beyden der Mittelbegriff nicht den gehörigen Platz hat. — Der erste *Modus* ist *Fresison*. Ein Schluß dieser Art ist folgender:

Kein vernünftiges Wesen ist eine Maschine,

Einige Maschinen sind durch sich selbst beweglich (Automate),

Also sind einige durch sich selbst bewegliche Dinge keine vernünftige Wesen.

Durch reine Umkehrung des Ober- und Untersatzes wird dieser Schluß auf *Ferio* reduziert:

Keine Maschine ist ein vernünftiges Wesen,

Einige durch sich selbst bewegliche Dinge sind Maschinen,

*) Manche haben beyde Figuren verwechselt, weil durch die bloße Versetzung der Prämissen:

S. M.

M. P.

der Mittelbegriff auch an demselben Platze erscheint. Allein die Verbindung des Mittelbegriffs mit Ober- und Unterbegriff ist in beyden Figuren wesentlich verschieden, beyde haben daher auch ganz verschiedne *Modos* und werden auf ganz verschiedne Art reduziert. Folglich müssen die Figuren auch selbst von einander genau unterschieden werden.

Also sind einige durch sich selbst bewegliche Dinge
keine vernünftige Wesen.

Der zweyte *Modus* ist *Fesapo*, wovon folgender
Schluß ein Beyspiel ist:

Kein Zufriedner ist traurig,

Alle Traurige sind schlechte Gesellschafter,

Also sind einige schlechte Gesellschafter nicht zu-
frieden.

Hier kann nur der Obersatz rein, der Untersatz aber
muß mit veränderter Quantität umgekehrt werden,
woraus ebenfalls ein Schluß in *Ferio* entsteht:

Kein Trauriger ist zufrieden,

Einige schlechte Gesellschafter sind traurig,

Also sind einige schlechte Gesellschafter nicht zu-
frieden.

Aus dieser Reduktion erhellet zugleich, warum in
diesem *Modus* der Schlusssatz partikulär ist, obgleich
beyde Prämissen vor der Reduktion allgemein wa-
ren. Die eine Prämisse (der Untersatz) ist näm-
lich, wenn sie nach der ordentlichen Form gedacht
wird, partikulär, und da sie eigentlich nur so mit
dem Schlusssatze zusammenhangt, so muß auch die-
ser partikulär ausfallen. — Die *Modi*: *Calentes*, *Di-
batis* und *Baralip* aber gehören nicht der vierten,
sondern der (neuen) ersten Figur an. Denn es sind
in ihnen bloß die Prämissen versetzt, *) ohne daß

*) Daher sollten diese *Modi* vielmehr *Calemes*, *Dimatis*
und *Bamolip* heißen, wie sie auch wirklich von Man-
chen benannt worden sind, welche die Verschiedenheit der
Form in diesen *Modis* von der Form in den beyden er-
sten bereits bemerkt haben.

in den Prämissen selbst eine Versetzung der Begriffe vorgenommen worden wäre. Sie stehen also nicht unter der Form:

P. M.

M. S.

sondern unter der Form:

S. MA

M. P.

Weil aber die Logiker einmal annehmen, daß der eigenthümliche *Terminus* des zweyten Satzes Subjekt des Schlusssatzes werden müsse, so formirten sie in diesen *Modis* den Schlusssatz: P. S. statt S. P. Daher erscheinen in denselben die Begriffe in der Konklusion als versetzt, und daher kommt auch das *s* und *p* am Ende jener Wörter. In *Baralip* (oder *Bamalip*) ist eben durch diese Versetzung der Begriffe der Schlusssatz partikulär geworden, da er, wenn man ordentlich geschlossen hätte, wohl allgemein ausfallen, mithin dieser *Modus* durch *Balama* (oder *Barama*) bezeichnet werden konnte. Folgende Beyspiele werden das Gesagte deutlicher machen:

Calentes.

Alle Gestirne sind beweglich,

Kein bewegliches Ding ist unveränderlich,

Also ist kein unveränderliches Ding ein Gestirn.

Der Schlusssatz konnte hier eben so gut und noch richtiger so ausfallen:

Also ist kein Gestirn unveränderlich.

Dann wäre gar keine Umkehrung des Schlusssatzes, sondern bloß eine Versetzung der Prämissen nöthig

gewesen. Dieser *Modus* ist also kein andrer als *Caleme* in der (neuen) ersten Figur (§. 108. Anm.), nur mit dem *s* am Ende wegen der möglichen Veränderung der Konklusion.

Dibatis.

Einige verbrennliche Dinge sind Luftarten,
 Alle Luftarten sind kompressibel,
 Also sind einige kompressible Dinge verbrennlich.
 Auch hier konnte und sollte der Schlusssatz seyn:
 Also sind einige verbrennliche Dinge kompressibel.
 Mithin ist dieser *Modus* kein andrer als *Dirami* in der (neuen) ersten Figur (Ebendas.), nur mit dem *s* hinten wegen derselben Ursache.

Baralip.

Alles Elastische ist kompressibel,
 Alles Kompressible ist zusammengesetzt,
 Also ist einiges Zusammengesetzte elastisch.
 Richtiger wäre der Schlusssatz formirt, wenn er hiesse:

Also ist alles Elastische zusammengesetzt.
 Wenn man aber den eigenthümlichen Begriff des zweyten Satzes zum Subjekte des Schlusssatzes machen will, so muß man diesen Satz umgekehrt denken. Und da nun ein allgemein bejahender Satz nicht rein umgekehrt werden darf, so muß die Konklusion dann freylich partikulär ausfallen. Diefes alles war aber gar nicht nöthig. Also ist dieser *Modus* kein andrer als *Barama* in der (neuen) ersten Figur (Ebendas.), nur dafß man die Endsylbe in *ip* verwandelt hat wegen der möglichen Verände-

fung

zung des Schlusssatzes. Will man nun Schlüsse in diesen drey *Modis* auf die (alte) erste Figur reduzieren, so darf man nur die Prämissen in ihre ursprüngliche Ordnung zurück versetzen und dem Schlusssatze diejenige Gestalt geben, die sich dann gleichsam von selbst aufdringen wird, weil sie jener ursprünglichen Ordnung allein angemessen ist, so wird man Schlüsse in *Celarent*, *Darii* und *Barbara* bekommen, wie jeder sich durch den Versuch leicht selbst überzeugen kann. Hieraus erbhellet nun,

1.) daß die vierte Figur nicht mehr als zwey *Modos* hat: *Fresison* und *Fesapo*. Denn sobald man die Prämissen nicht selbst versetzt (wodurch eine ganz andre Figur entsteht), so muß der Obersatz allgemein und der Untersatz bejahend seyn. Da nun beyde Sätze umgekehrt werden sollen, der Obersatz aber allgemein und der Untersatz bejahend bleiben muß, so kann jener nur allgemein verneinend (e) seyn, damit er sich rein umkehren lasse, dieser aber kann entweder besonders oder allgemein bejahend (i oder a) seyn, indem er sich dann entweder rein oder *per accidens* umkehren läßt. Der Schlusssatz endlich als vom schwächern Theile abhängig muß jederzeit besonders verneinend (o) ausfallen.

2.) Da in der vierten Figur die Begriffe in beyden Prämissen versetzt sind, so ist zwischen beyde ein durch Umkehrung geschlossnes Urtheil in Gedanken einzuschieben, wenn die Gedankenreihe, die ein solcher Schluß enthält, vollständig dargestellt

werden soll. Die Schlüsse in jenen beyden *Modis* würden also vollständig so aussehen:

Kein P ist M,

[Also kein M ist P]

Alle (oder einige) M sind S,

[Also einige S sind M]

Also sind einige S nicht-P.

Anmerkung 7.

Verwandt mit dieser Figur ist die siebente, deren Schema ist

M.	S.
P.	M.
S.	P.

Der Mittelbegriff erscheint hier zwar an und für sich betrachtet an seinem ordentlichen Platze; allein da er im ersten Satze mit dem Unterbegriffe, und im zweyten mit dem Oberbegriffe verknüpft ist, so sind die Prämissen vertauscht; und da er ferner als Subjekt mit dem Unterbegriffe, und als Prädikat mit dem Oberbegriffe verknüpft ist, so sind auch die Begriffe in den Prämissen selbst versetzt. Es müssen also bey der Reduktion eines solchen Schlusses erst die Prämissen selbst vertauscht und dann beyde umgekehrt werden. Setzet also, daß jemand schliesse:

Einige Menschen sind gut,

Kein vollkommenes Ding ist ein Mensch,

Also sind einige gute Dinge keine vollkommenen Dinge,

so würde dieser Schluß reduziert so lauten:

Kein Mensch ist ein vollkommenes Ding,
 Einige gute Dinge sind Menschen,
 Also sind einige gute Dinge keine vollkommenen
 Dinge.

Eben so würde der Schluss:

Alle Bäume sind organisch,
 Kein vernünftiges Wesen ist ein Baum,
 Also sind einige organische Dinge keine vernünftige
 Wesen,

nach der Reduktion so lauten:

Kein Baum ist ein vernünftiges Wesen,
 Einige organische Dinge sind Bäume,
 Also sind einige organische Dinge keine vernünftige
 Wesen.

Die *Modi* dieser Schlüsse sind vor der Reduktion IEO und AEO, nach der Reduktion EIO (*ferio*). Sie könnten also durch *Fismeso* und *Fapmeso* bezeichnet werden, und unterscheiden sich von den *Modis*: *Fresison* und *Fesapo* bloß durch die Folge der ersten beyden Vokale, weil in den *Modis* der siebenten Figur eine Metathese der Prämissen vorkommt, daher sie auch das *m* hinter der ersten Sylbe haben. Es kann aber auch in dieser Figur nicht mehr als jene zwey *Modos* geben. Denn der zweyte Satz, da er zum Obersatze erhoben und rein umgekehrt werden soll, kann immer nur allgemein verneinend seyn, und der erste Satz, da er Untersatz werden soll, muß bejahend seyn, wo er dann entweder rein oder *per accidens* umgekehrt wird, je nachdem er besonders oder allgemein bejaht. Der

Untersatz kann daher auch nicht anders als partikulär und negativ ausfallen.

Anmerkung 8.

Wenn man nun die ganze Theorie von den syllogistischen Figuren und Moden betrachtet, so erscheint dieselbe freylich beym ersten Blicke als eine scholastische Spielerey und Pedanterey. Da indessen nicht geläugnet werden kann, daß wir uns häufig und absichtlich der außerordentlichen Schlußformen (*figurae*) statt der ordentlichen im Denken auf mannichfaltige Weise (*modi*) bedienen, und daß man auch so richtig schliessen könne, so darf ein vollständiges System der Logik die Lehre von den Figuren und Moden der Schlüsse nicht mit Stillschweigen übergehen. Es ist daher auch ungerecht, daß KANT die syllogistischen Figuren einer falschen Spitzfindigkeit beschuldigt und sie zu dem unnützen Plunder rechnet, den man wegwerfen müsse. *)

*) In der bekannten Schrift: Die falsche Spitzfindigkeit der syllogistischen Figuren — in KANT's vermischten Schriften (gesamm. von TIEFTRUNK) B. I. S. 585 ff. — Selbst zugegeben, daß in den Figuren (die [alte] erste ausgenommen) eine falsche Spitzfindigkeit liege, so müßte doch die Logik von ihnen handeln, um diesen Fehler aufzudecken. Denn daß figurirte Schlüsse nicht nur im gemeinen Leben, sondern selbst in philosophischen und mathematischen Lehrbüchern vorkommen, leidet keinen Zweifel. Wie soll man denn nun solche Schlüsse beurtheilen, wenn man gar nichts von syllogistischen Figuren weiß. Auch ist die Sache schon in philosophisch-historischer Hinsicht interessant. Und da die Figuren nichts

Denn eine falsche Spitzfindigkeit findet nur da statt, wo man durch eine künstliche Verkettung der Begriffe und Urtheile einen trüglichen Schein der Wahrheit hervorzubringen sucht, aber nicht wo man unwillkürlich auf eine solche Verknüpfung von Begriffen und Urtheilen geführt wird, welche zwar dem ordentlichen Mechanisme des Denkens nicht

anders als außerordentliche Schlussformen sind, so kann man nicht einmal den Charakter und Werth der ordentlichen Form gehörig beurtheilen, ohne auf die außerordentlichen zu reflektiren. Daher ist selbst in der Kantischen Logik von den vier Figuren die Rede. Wenn man aber einmal von den Figuren handelt, so können die Moden nicht unberührt bleiben. Denn es muß bey Beurtheilung der figurirten Schlüsse auf die Quantität und Qualität der Sätze Rücksicht genommen werden, da man in der zweyten, dritten und den folgenden Figuren keinen allgemein bejahenden, sondern immer nur negative oder partikuläre Satzsätze erhält. Ob übrigens der erste Entdecker der Figuren ein so einfältiger Mensch war, daß er den Syllogism in drey Reihen über einander geschrieben wie ein Schachbret ansah und sich kindisch freute, als er gewahr ward, daß aus der versuchten Versetzung des Mittelbegriffs ein vernünftiger Sinn herauskam, lassen wir dahin gestellt seyn. Er könnte indessen wohl auch durch seine absichtlich gerichtete Aufmerksamkeit auf den Gedankengang bey dem Schließen die mannichfaltigen Schlussformen entdeckt und sich dadurch ein ähnliches Verdienst um die Denklehre erworben haben, wie der Entdecker der Kategorien um die Erkenntnißlehre. Wir wollen daher jedem, der uns die mannichfaltige Handlungsweise des menschlichen Geistes von irgend einer noch nicht bemerkten Seite kennen lehrt, sein Verdienst lassen und es ihm nicht zur Last legen, wenn müßige Köpfe das Gute missbrauchen, um ein arbeitsloses Spiel damit zu treiben.

durchaus angemessen, aber doch nicht so entgegen ist, daß sie das Denken selbst verfälschte oder auf falsche Folgesätze führte. Hingegen ist es sehr richtig, was KANT (in derselben Schrift) bemerkt hat, daß die Schlüsse der zweyten, dritten und vierten Figur [so wie auch der drey übrigen] in Ansehung ihrer Gültigkeit nur dadurch eingesehen werden können, daß man zu dem gegebenen Schlusse noch einen oder zwey Umkehrungsschlüsse hinzudenkt, obgleich diese Schlüsse fälschlich unmittelbare oder Verstandesschlüsse genannt werden. — Auf einer andern Seite geht wieder LAMBERT zu weit, wenn er in seinem Organon (B. 1. Hauptst. 4. §. 197 ff.) behauptet, daß jede Figur ihren eigenthümlichen Grundsatz und Gebrauch habe. Das Prinzip der [alten] ersten Figur sey nämlich das bekannte *Dictum de omni et nullo*, und man bediene sich derselben zum Auffinden oder Beweisen der Eigenschaften eines Dinges. Das Prinzip der zweyten sey das *Dictum de diverso*: Dinge, die verschieden sind, kommen einander nicht zu — und man bediene sich derselben zum Auffinden und Beweisen des Unterschieds der Dinge. Das Prinzip der dritten sey das *Dictum de exemplo*: Wenn man Dinge findet, die unter einem Begriffe (B) stehen, so giebt es Dinge, die B sind — und man bediene sich derselben zum Auffinden und Beweisen der Beyspiele und Ausnahmen. Das Prinzip der vierten endlich sey das *Dictum de reciproco*: Wenn kein A ist B, so ist auch kein B dieses oder jenes A, und: Wenn A dieses oder

jenes B ist oder nicht ist, so giebt es B, die A sind oder nicht sind. — Allein die *Dicta de diverso* und *de exemplo* sind nichts als das erste Prinzip unter einer besondern Modifikation oder Anwendung. Dieses ist die allgemeine Grundlage aller Figuren. Man kann deshalb auch in der sogenannten ersten Figur d. h. in der ordentlichen kategorischen Schlussform eben so gut negativ und partikulär schliessen als in der zweyten und dritten, mithin jene ebensowohl als diese zum Auffinden und Beweisen der Verschiedenheiten, Beyspiele und Ausnahmen brauchen. Was aber das *Dictum de reciproco* betrifft, so ist dieses nicht das Prinzip der Schlüsse in der vierten Figur, sondern der Umkehrungsschlüsse; wieferne also diese in der zweyten, dritten und den folgenden Figuren immer hinzugedacht werden müssen, bezieht sich jenes Dictum wieder auf alle Figuren, die [alte und neue] erste ausgenommen.

Anmerkung 9.

Die ganze Theorie von den syllogistischen Figuren und Moden läßt sich nun auf folgende wenige und einfache Momente zurückführen. Die ordentliche Schlussform (Form der [alten] ersten Figur) ist:

M.	P.
S.	M.
<hr/>	
S.	P.

Ihre Modi sind: AAA, EAE, AII, EIO. Mithin kann der Schlusssatz allgemein und besonder, beja-

hend und verneinend seyn. — Die Form der [neuen] ersten Figur ist:

S.	M.
M.	P.
<hr/>	
S.	P.

Ihre *Modi* sind: AAA (oder, wenn der Schlusssatz umgekehrt ist, AAI) AEE, IAI, IEO. Mithin kann der Schlusssatz ebenfalls jede Art der Quantität und Qualität haben. Die Regel der Reduktion auf die ordentliche Schlussform (die [alte] erste Figur) ist: Vertausche die Prämissen, und wenn der Schlusssatz etwa den Oberbegriff (P) zum Subjekte hätte, weil dieser Begriff dem zweyten Satze vor der Vertauschung eigenthümlich war, so gieb ihm nun den Unterbegriff (S) zum Subjekte, oder kürzer: Verwandle P. S. wo es vorkommt, jedesmal in S. P. *) — Die Form der zweyten Figur ist:

P.	M.
S.	M.
<hr/>	
S.	P.

Ihre *Modi* sind: EAE, EIO, AOO. Mithin ist der Schlusssatz allemal negativ, kann aber allgemein und besonder seyn. Die Reduktionsregel ist: Kehre den Obersatz um! — Die Form der dritten Figur ist:

*) Den zweyten Theil dieser Regel werden wir in der Folge nicht wiederholen, weil es an sich gar nicht nothwendig ist, daß P Subjekt des Schlusssatzes werde, wenn es im zweyten Satze steht, und weil es sich von selbst versteht, daß, nachdem S seinen ordentlichen Platz im Untersatze bekommen hat, es auch denselben im Schlusssatze einnehme.

M.	P.
M.	S.
<hr/>	
S.	P.

Ihre *Modi* sind: AAI, AII, AOO, EAO. Mithin ist der Schlufssatz allemal partikulär, kann aber bejahend und verneinend seyn. Die Redukzionsregel ist: Kehre den Untersatz um! — Die Form der vierten Figur ist:

P.	M.
M.	S.
<hr/>	
S.	P.

Ihre *Modi* sind: EAO, EIO. Mithin ist der Schlufssatz allemal partikulär und negativ. Die Redukzionsregel ist: Kehre Ober- und Untersatz um! — Die Form der fünften Figur ist:

S.	M.
P.	M.
<hr/>	
S.	P.

Ihre *Modi* sind: AEE, IEO, OAO. Mithin ist der Schlufssatz stets negativ, kann aber allgemein und besonder seyn. Die Redukzionsregel ist: Kehre den scheinbaren Untersatz um und vertausche dann die Prämissen, damit jener als Obersatz erscheine! — Die Form der sechsten Figur ist:

M.	S.
M.	P.
<hr/>	
S.	P.

Ihre *Modi* sind: AEO, IEO, IAI, OAO. Der Schlufssatz ist also stets partikulär, kann aber bejahend und verneinend seyn. Die Redukzionsregel

ist: Kehre den scheinbaren Obersatz um und vertausche die Prämissen, damit jener als Untersatz erscheine! — Die Form der siebenten Figur ist:

M.	S.
P.	M.
<hr/>	
S.	P.

Ihre Modi sind: AEO, IEO. Der Schlusssatz ist folglich stets negativ und partikulär. Die Reduktionsregel ist: Kehre beyde Prämissen um und vertausche sie! — Aus allen diesen einzelnen Regeln ergibt sich nun folgende allgemeine Regel:

Jeder außerordentliche Schluss wird auf die ordentliche Form reduziert entweder durch bloße Transposition, oder durch bloße Konversion, oder durch Transposition und Konversion der Sätze, je nachdem entweder bloß die Sätze, oder bloß die Begriffe, oder beyde zugleich versetzt sind.

Das ganze Geheimniß der Reduktion figurirter Schlüsse besteht also darin, daß man 1.) die ordentliche Schlussform genau kenne, 2.) in jedem gegebenen Schlusse Mittel - Ober - und Unterbegriff zu unterscheiden wisse, und 3.) mit den Regeln der Umkehrung bekannt sey, um zu bestimmen, ob bey dieser Operation Quantität und Qualität der Urtheile verändert werden müsse oder nicht. Hat jemand diese Kenntniß, so müßte er ganz auf den Kopf gefallen oder im Denken noch sehr ungeübt seyn,

wenn er nicht augenblicklich jeden figurirten Schluss in einen ordentlichen sollte verwandeln können, ohne sich erst bey den Kunstwörtern: *Barbara*, *celarent* u. s. w. Rathes zu erholen. In vielen Fällen wird aber schon der gesunde Menschenverstand hinreichend seyn, die Richtigkeit eines außerordentlichen Schlusses zu beurtheilen, ohne ihn erst auf die logische Kapelle zu bringen, damit seine Elemente geschieden und auf eine regelmässigere Art verbunden werden.

§. 110.

In hypothetischen und disjunctiven Schlüssen ist das Verhältniß der Elemente zu einander durch die Form dieser Schlüsse selbst so genau bestimmt, daß eine Versetzung der Begriffe, wodurch die ordentliche Form in eine außerordentliche verwandelt würde, bey ihnen nicht stattfinden kann. Es läßt sich also bloß durch Versetzung der Sätze jene Form verändern, welche Veränderung aber für sich allein betrachtet, nicht so wichtig ist, daß man darum allein nöthig hätte, besondere hypothetische und disjunktive Schlussfiguren anzunehmen.

Anmerkung.

In dem Schlusse:

Wenn A ist, so ist B,

(1) Nun ist A (*verum prius*),

Also ist B (*verum posterius*),

läßt sich zwar der Obersatz kontraponiren (§. 98. Anm. 4.)

Wenn B nicht ist, so ist A nicht.

Allein wenn ich nun eben so wie vorhin schliesse:

(2) Nun ist B nicht (*verum prius*),

Also ist A nicht (*verum posterius*),

so ist dadurch nicht die ordentliche Form in eine außerordentliche verwandelt worden, sondern die Form ist ganz und gar dieselbe geblieben, aber der Schluß ist ein ganz andrer geworden. Eben so wenn ich zuerst geschlossen hätte:

Wenn A ist, so ist B,

(3) Nun ist B nicht (*falsum posterius*),

Also ist A nicht (*falsum prius*),

so würde durch Kontraposition des Obersatzes, wenn ich nun wieder auf dieselbe Art schlosse, folgender Schluß entstehen:

Wenn B nicht ist, so ist A nicht,

(4) Nun ist A (*falsum posterius*),

Also ist B (*falsum prius*),

Die Form wäre also wieder dieselbe ordentliche Schlußform, obgleich der Schluß selbst ein ganz andrer wäre. Die ersten beyden Schlüsse sind nämlich in *modo ponente*, die letzten beyden in *modo tollente* gebildet. Aber *Modus ponens* in Nr. 1. giebt

dasselbe Resultat, was *Modus tollens* in Nr. 4. mit dem kontraponirten Obersatze giebt, und *Modus tollens* in Nr. 3. giebt dasselbe Resultat, was *Modus ponens* in Nr. 2. mit dem kontraponirten Obersatze giebt. Die Kontraposition in Nr. 2. und 4. verändert also nicht die Form des Schlusses, indem 1. und 2. in *modo ponente* und 3. und 4. in *modo tollente* gebildet sind; aber sie verändert den Gehalt des Schlusses, indem jene Schlüsse ungeachtet der Gleichheit ihrer Form auf entgegengesetzte Resultate führen. Da nun Unter- und Schlußsatz eines hypothetischen Schlusses durch das Vorder- und Hinterglied des Obersatzes unabänderlich bestimmt sind, und da ein hypothetischer Satz außer der Kontraposition nicht umgekehrt werden kann, so läßt sich in hypothetischen Schlüssen gar keine Veränderung der ordentlichen Form durch Umkehrung der Sätze d. h. durch Versetzung der Begriffe in den Sätzen denken. Man kann also bloß die Sätze selbst versetzen, z. B.

Es ist A,

Wenn nun A ist, so ist B,

Also ist auch B.

Oder:

Es ist A,

Also ist auch B,

Denn wenn A ist, so ist B.

Diese Versetzung ist aber hier, wo sie die einzig mögliche Formveränderung ist, von keiner Bedeutung. Nur in der kategorischen Schlufsform mußte

sie besonders berücksichtigt werden, weil in derselben die Versetzung der Sätze mit der Versetzung der Begriffe kombinirt werden kann, und daraus besondere Figuren (die synthetischen) entstehen, welche ihre eigne Reduktionsregel haben. — Eben dieß gilt von der Versetzung der Sätze in disjunktiven Schlüssen, z. B.

A ist nicht B,

Nun ist A entweder B oder C,

Also ist es C.

Oder:

A ist nicht B,

Also ist es C,

Denn A ist entweder B oder C.

Was aber die Umkehrung des Obersatzes, durch welchen Unter- und Schlusssatz in ihrer Beziehung auf einander unabänderlich bestimmt sind, betrifft, so kann dieselbe zwar überhaupt stattfinden (§. 98. Anm. 5.). Allein da eben dadurch das disjunktive Urtheil in ein kategorisches verwandelt wird, so würde durch eine solche Veränderung nicht die ordentliche disjunktive Form in eine außerordentliche verwandelt, sondern die disjunktive Schlussform selbst vernichtet werden. Folglich läßt sich auch bey disjunktiven Schlüssen keine außerordentliche Form durch Versetzung der Begriffe denken. Wenn man also in Ansehung der hypothetischen und disjunktiven Schlussform auch von Figuren reden wollte, so würden es bloß thetische (Satzfiguren), aber keine antithetische (Begriffsfiguren) und

folglich auch keine synthetische (Satz- und Begriffsfiguren) seyn. Da aber jene für sich allein zu unbedeutend sind, so kann man sie füglich übergehen. Die Logiker haben daher zwar nicht darin gefehlt, daß sie die Lehre von den syllogistischen Figuren immer nur auf die kategorische Schlußform beschränkten. Sie hätten aber doch wenigstens den Grund dieser Beschränkung angeben sollen, welches (so viel dem Verf. hiervon bekannt ist) kein Logiker bisher gethan hat. — Hierbey wollen wir nun noch die Frage zur beliebigen Selbstbeantwortung aufwerfen: Liegt darin, daß man bloß in der kategorischen Form auf so mannichfaltige Art und doch richtig schliessen kann, ein Vorzug derselben vor der hypothetischen und disjunktiven? Oder sind die beyden letzten darum vorzüglicher, daß sie den Geist in Ansehung seiner Handlungsweise bey dem Schliessen mehr an eine bestimmte Norm fesseln und dadurch verhindern, daß er nicht mit allzugroßer Freyheit in mannichfaltigen Formen umherschweife und sich so in dem Labyrinthe seiner Gedanken verirre? —

§. 111.

Wenn nur ein einziger Schluß als eine vollendete Gedankenreihe aufgestellt wird, so heist er einfach (*monosyllogismus*); werden aber mehre als Gründe und Folgen zusammenhangende Schlüsse mit einander verbunden, so entsteht ein zusammenge-

setzter oder Vielschluss (*polysyllogismus*). Ein solcher Schluss kann entweder so zusammengesetzt seyn, daß der folgende den Grund des vorhergehenden — oder so, daß der vorhergehende den Grund des folgenden enthält. Im ersten Falle schließt man analytisch oder regressiv, im zweyten synthetisch oder progressiv. Derjenige Schluss in der Reihe, welcher einen andern begründet, heißt dessen Vorschluss (*prosyllogismus*), der andre aber, der durch jenen begründet wird, jenes Nachschluss (*episylogismus*). Jede Schlussreihe muß daher aus Prosyllogismen und Episylogismen zugleich bestehen; sie heißt aber prosyllogistisch, wenn der folgende Schluss Prosyllogismus, episylogistisch, wenn der folgende Episylogismus der vorhergehenden ist. Mithin ist jede analytische oder regressive Schlussreihe prosyllogistisch, jede synthetische oder progressive aber episylogistisch.

Anmerkung 1.

Nicht das bloße Zusammensetzen mehrerer einfachen Schlüsse giebt einen Polysyllogismus. Sie müssen auch alle unter einander genau zusammenhängen.

Da

Da dieß nur dann möglich ist, wenn sie sich zu einander wie Gründe und Folgen verhalten, so müssen die Schlüsse nicht bloß im Verhältnisse der Beyordnung, sondern auch der Unterordnung stehen, wenn sie zusammen einen Polysyllogism ausmachen sollen. Der Geist kann nun dabey einen doppelten Gang nehmen. Er kann die eine oder andre Prämissen eines gegebenen Schlusses als Folge, mithin als Konklusion ansehen, zu welcher anderweite Prämissen aufzusuchen seyen. Dann wird der erste Schluß durch den zweyten (und so fort, wenn es mehr als zwey sind) begründet oder in Ansehung seiner Gültigkeit bedingt, und der andre heist dann ein Prosyllogism. So ist von dem Schlusse:

$$\begin{array}{r} A = B \\ C = A \\ \hline C = B \end{array}$$

der Schluß:

$$\begin{array}{r} D = B \\ A = D \\ \hline A = B \end{array}$$

ein Prosyllogism, weil die Prämisse von jenem Konklusion von diesem ist, mithin jener durch diesen begründet wird. Wenn daher auf die Auffoderung: *Proba majorem!* oder: *Proba minorem!* ein Schluß folgt, so ist dieser allemal ein Vorschluß, ob er gleich der Zeit nach folgt; denn in der Gedankenreihe hat er doch als Grund die Priorität (*prior est auctoritate seu dignitate, etiamsi non tempore vel loco*). — Man kann aber auch umgekehrt die Kon-

klusion eines gegebenen Schlusses als Grund, mithin als Prämisse ansehen, von welcher man eine andere Konklusion ableitet. Dann wird der andre durch den ersten begründet oder bedingt und der andre heisst dann ein Episylogism. Wenn ich daher von dem Schlusse:

$$\begin{array}{rcl} D & = & B \\ A & = & D \\ \hline A & = & B \end{array}$$

ausgehe und nun fortfahre:


$$\begin{array}{rcl} A & = & B \\ C & = & A \\ \hline C & = & B \end{array}$$

so ist dieser Schluss ein Episylogism von jenem. So oft also auf die Frage: *Quid inde sequitur?* ein Schluss folgt, so ist dieser allemal ein Nachschluss, weil er nicht blofs in Ansehung der Zeit oder Stellung, sondern auch in Ansehung seiner Gültigkeit die Folge von jenem ist. Es erhellet aber zugleich hieraus, dafs es keinen Prosyllogism ohne Episylogism (und umgekehrt) geben kann, weil beyde sich wechselseitig auf einander beziehen. Es darf aber eben deswegen, wenn zwey Schlüsse (A und B) in diesem Verhältnisse stehen sollen, nicht der Eine, welcher Prosyllogism ist (A), wieder zum Episylogisme des Andern, welcher selbst von jenem Episylogism war (B), gemacht werden, weil ein und derselbe Grund nicht wieder Folge von seiner Folge seyn kann. Eine solche Art zu schliessen, wo die Schlüsse sich verhalten müßten wie A, B und A,

heißt daher ein Zirkelschluss (*orbis in concludendo*), wodurch eigentlich gar nichts begründet wird.

Anmerkung 2.

Wenn zwey Schlüsse als zusammenhangend wie Grund und Folge gegeben und neben einander gestellt sind, so kann man Prosyllogism und Episyllogism augenblicklich dadurch unterscheiden, daß die Konklusion von jenem als Prämisse in diesem erscheinen muß:

<i>Prosyll.</i>		<i>Episyll.</i>
D = B		A = B
A = D		C = A
<hr/> A = B		<hr/> C = B

Hebt dann die Gedankenreihe wirklich vom Prosyllogism an, so daß der folgende Schluss Episyllogism ist, so schreitet man vorwärts und knüpft das Bedingte an seine Bedingung an. Das Denken erscheint also dann als ein *progressus* oder eine *synthesis*. Hebt sie aber vom Episyllogism an, so daß der folgende Schluss Prosyllogism ist, so geht man rückwärts und löst das Bedingte in seine Bedingungen auf. Das Denken erscheint also dann als ein *regressus* oder eine *analysis*, wovon das Weitere in der Methodenlehre vorkommen wird.

Anmerkung 3.

Nicht bloß kategorische Schlüsse lassen sich auf die angezeigte Art zusammensetzen, sondern auch

kategorische und hypothetische, und zwar erstlich so, daß der hypothetische Schluß Episylogism vom kategorischen ist, z. B.

1.

A ist B,

C ist A,

Also ist C auch B.

2.

Wenn C ist B, so ist es auch D,

Nun ist es B (vermöge Nr. 1.),

Also ist es auch D.

Zweytens so, daß der hypothetische Schluß Prosylogism vom kategorischen ist. Man setze z. B. den letzten Schluß als Nr. 1. und fahre dann fort:

2.

C ist D (vermöge Nr. 1.),

A ist C,

Also ist A auch D.

Es lassen sich ferner so zusammensetzen kategorische und disjunktive Schlüsse, und zwar wieder erstlich so, daß der disjunktive Schluß Episylogism vom kategorischen ist, z. B.

1.

A ist B,

C ist A,

Also ist C auch B.

2.

C ist entweder B oder D oder E,

Nun ist es B (vermöge Nr. 1.),

Also ist es weder D noch E.

Zweytens so, daß der disjunktive Schluß Prosyllogism vom kategorischen ist. Man setze z. B. den letzten Schluß als Nr. 1. und fahre dann fort:

2.

C ist nicht D (vermöge Nr. 1.),

A ist C,

Also ist auch A nicht D.

Weiter lassen sich so zusammensetzen hypothetische Schlüsse unter einander, z. B.

1.

Wenn A ist B, so ist es auch C,

Nun ist es B,

Also ist es auch C.

2.

Wenn A ist C, so ist es auch D,

Nun ist es C (vermöge Nr. 1.),

Also ist es auch D.

Endlich lassen sich auch hypothetische und disjunktive Schlüsse so zusammensetzen, und zwar erstlich so, daß der disjunktive Schluß Episyllogism vom kategorischen ist, z. B.

1.

Wenn A ist B, so ist es auch C,

Nun ist es B,

Also ist es auch C.

2.

A ist entweder C oder D oder E,

Nun ist es C (vermöge Nr. 1.),

Also ist es weder D noch E.

Zweytens so, daß der disjunktive Schluß Prosyllogismus vom hypothetischen ist. Man setze z. B. den letzten Schluß als Nr. 1. und fahre dann fort:

2.

Wenn A ist nicht E, so ist es auch nicht F,

Nun ist es nicht E (vermöge Nr. 1.),

Also ist es auch nicht F.

Hingegen lassen sich nicht auf diese Art zwey disjunktive Schlüsse zusammensetzen. Denn es müßte durch einen disjunktiven Prosyllogismus entweder der Obersatz oder der Untersatz eines andern disjunktiven Schlusses als Episylogismes begründet werden. Der Obersatz aber (A ist entweder B oder C) kann nicht durch eine anderweite Disjunkzion bewiesen werden; und der Untersatz (A ist B — oder auch: A ist C) könnte nur dadurch bewiesen werden, daß man das eine oder andre Theilungsglied läugnete. Sollte nun dieß durch einen disjunktiven Schluß geschehen, so müßte man auf folgende Art schließen:

1.

A ist entweder B oder C,

Nun ist es B,

Also ist es nicht C.

2.

A ist entweder B oder C,

Nun ist es nicht C (vermöge Nr. 1.),

Also ist es B.

In diesem Falle könnte man aber eben so gut den ersten Schluß zum Episylogisme, und den zweyten zum Prosyllogisme machen. Man hätte also einen

bloßen Zirkelschluss gemacht, mithin keineswegs den einen Schluss durch den andern begründet (Anm. 1.).

§. 112.

Die Zusammensetzung der Schlüsse ist entweder offen bar oder versteckt. Die versteckt zusammengesetzten Schlüsse aber heißen Kettenschlüsse im weitern Sinne und sind theils Epichereme, theils Soriten oder Kettenschlüsse im engerm Sinne.

Anmerkung.

Wenn die Schlüsse, welche als Gründe und Folgen zusammenhangen, in ihrer Vollständigkeit dargelegt sind (wie in der Anmerkung des vorhergehenden Paragraphs), so leuchtet die Zusammensetzung sogleich jedermann ein, indem man die mehreren Schlüsse selbst vor sich sieht. Aber nicht immer liegt die Zusammensetzung so vor Augen. Schon die Schlüsse der zweyten, dritten u. s. w. Figur zeigten sich uns als versteckt zusammengesetzte Schlüsse, indem sie zu ihrer Gültigkeit einen Umkehrungsschluss voraussetzten (§. 109. Anm. 2 ff.). Indessen können diese noch als einfache gelten, weil der figurirte Schluss sich wenigstens als eine in sich selbst vollendete Gedankenreihe ankündigt, indem er durch gar keinen besondern Haupt- oder Nebensatz seine Zusammengesetztheit verräth. Sobald aber der

Schluss selbst auf diese Art seine Zusammengesetztheit andeutet, ohne doch als eine Mehrheit von Schlüssen zu erscheinen, sobald also die mehren Schlüsse so mit einander verflochten sind, daß sie nur als Ein Schluss erscheinen, obgleich keiner ganz verschwunden ist, so werden sie mit Recht versteckt zusammengesetzte Schlüsse genannt. Es findet also dann eine gewisse Verkettung der Glieder verschiedener Schlüsse statt, und darum können alle solche Schlüsse ohne Ausnahme Kettenschlüsse heißen. Da aber die Verkettung entweder durch bloße Hinzufügung eines Nebensatzes zum Hauptsatzes eines andern Schlusses oder durch Aneinanderschließung der Hauptsätze mehrer Schlüsse geschehen kann, so hat man die Kettenschlüsse im weitem und engern Sinne zu unterscheiden. Jene heißen Epichereme, diese Soriten.

§. 113.

Ein Epicherem (*ἐπιχείρημα*) ist ein Schluss, der mit einem andern so verknüpft ist, daß dieser nur als ein Nebensatz in den Prämissen von jenem erscheint, mithin ein mit einem andern, aber abgekürzten, Schlusse unterstützter Schluss.

Anmerkung.

In Ansehung des Wortes: Epicherem, ist der Sprachgebrauch der alten Dialektiker und Rhetoriker fast eben so schwankend als in Ansehung des

Wortes: Enthymem (§. 93. Anm. 113. 503).
 weis und mithin jeder Syllogism, den man als Be-
 weis aufstellt, kann dem Wortsinne nach so heißen;
 denn *επιχειρεῖν*, wovon jenes Wort herkommt, bedeu-
 tet ursprünglich: die Hand an etwas legen, etwas
 angreifen, und dann bildlich: etwas beweisen oder
 zu beweisen suchen. Daher sagt QUINCTILIAN (in-
 stit. oratt. 5, 10. ab init.): *Nunc de argumentis.*
Hoc enim nomine complectimur omnia, quae Graeci
ἐνθυμηματα, επιχειρήματα, ἀποδείξεις vocant, quamquam
apud illos est aliqua horum nominum differentia,
etiamsi vis eodem fere tendit. Nachdem er nun vom
 Enthymeme gehandelt hat, fährt er fort: *Epiche-*
rema VALGIUS aggressionem vocat; CELSUS
autem judicat, non nostram administrationem, sed
ipsam rem, quam aggredimur, id est, argumentum,
quo aliquid probaturi sumus, etiamsi nondum verbis
explanatum, jam tamen mente conceptum, epichere-
ma dici. Aliis videtur, non destinatum, vel inchoa-
tum, sed perfectam probationem hoc nomen accipere,
et ultimam speciem. Ideoque propria ejus appellatio
et maxime in usu posita est, qua significatur certa
quaedam sententiae comprehensio, quae ex tribus mini-
mum partibus constat. Quidam epicherema ra-
tionem appellarunt; CICERO melius ratiocinatio-
*nem: *) quamquam et ille nomen hoc duxisse magis*

*) Hat CICERO wirklich irgendwo in seinen noch übrigen Schriften *επιχειρημα* durch *ratiocinatio* übersetzt? *De invent. I, 31.* sagt er zwar, alle *argumentatio* sey entweder *inductio* oder *ratiocinatio*; aber er sagt nicht, daß dieses letzte Wort dem griechischen *επιχειρημα* entspreche.

a syllogismo videtur. Nam et statum syllogisticum ratiocinativum appellat exemplisque utitur philosophorum. Et quoniam est quaedam inter syllogismum et epicherema vicinitas, potest videri hoc nomine recte abusus. — Aus diesen verschiednen zum Theil sehr unbestimmten Erklärungen läßt sich schwerlich errathen, was denn eigentlich ein Epicherem sey, und wodurch es von einem bloßen Syllogisme sich unterscheide. Die Griechen scheinen auch zuweilen unter Epicherem ein ausführlicheres und künstlicher zusammengesetztes Argument verstanden zu haben. Daher sagt DIONYSIUS (Jud. Dinarch. cap. 6.) vom Hyperides: Πιστάς δὲ καὶ ἐνθυμημα μόνον, ἀλλὰ καὶ κατ' ἐπιχειρημα πλάτυνον. Daher schildert auch EUSTATHIUS (ad Hom. Il. 15. p. 1029.) den verschiednen Charakter der Reden des Hektor und Ajax mit folgenden Worten: Λαμπρότερα μὲν ἢ τὰ Ἑκτορος δημηγορία, ἐπὶ δὲ καὶ σιμνότερα· πολυτιμότερα δὲ ἢ τὰ Ἀχιλλεύου, καὶ ἐπιχειρηματικότερα, καὶ οἷα μᾶλλον πείθον. — Die Neuern verstehen nun unter dem Epichereme gewöhnlich einen Schluss, dessen Ober- oder Untersätze in einem Nebensatze sogleich der Grund kurz beygefügt ist, warum man ihn für wahr halten solle, z. B.

Wer fleißig ist, verdient Achtung, weil er seine Pflicht thut,

Cajus ist fleißig,

Also verdient er Achtung.

Oder:

Eine beschränkte Intelligenz kann irren,

Der Mensch ist eine beschränkte Intelligenz, weil
er überhaupt ein endliches Wesen ist,
Also kann er irren.

Man sieht nun leicht ein, daß hier eine versteckte
Zusammensetzung von Schlüssen stattfindet, indem
der zu dem Schlusse gehörige Prosylogismus abgekürzt
und nur das Hauptmoment desselben angedeutet ist.
Das Epicherem ist also eigentlich ein Episyllogismus
mit einem eingewebten und abgekürzten Prosyll-
logisme. Dem ersten Schlusse liegt nämlich folgender
Prosylogismus zum Grunde:

Wer seine Pflicht thut, verdient Achtung,
Der Fleissige thut seine Pflicht,
Also verdient der Fleissige Achtung.

Diese Konklusion ist Obersatz jenes Schlusses, wenn
man den Beysatz nun wegdenkt. Der zweyte Schluss
aber beruht auf folgendem Prosylogisme:

Wenn der Mensch überhaupt ein endliches Wesen
ist, so ist er auch eine beschränkte Intelligenz,
Nun ist er überhaupt ein endliches Wesen,
Also ist er auch eine beschränkte Intelligenz.

Diese Konklusion ist Untersatz des zweyten Schlus-
ses, wenn man ihn nun ohne Beysatz denkt. Daß
man übrigens auch durch einen Nebensatz in beyden
Prämissen ein Doppel - Epicherem bilden könne,
versteht sich von selbst. Man könnte daher die
Epichereme selbst wieder in einfache und doppelte,
und jene in Epichereme der ersten und zweyten
Ordnung eintheilen, je nachdem sich der Nebensatz
im Ober - oder Untersatze findet. Auch könnte man

die Epichereme nach der Form des Hauptschlusses, welcher Episylogism ist, in kategorische, hypothetische und disjunktive eintheilen. Kategorisch sind die vorhin angeführten. Hypothetisch und disjunktiv wären folgende:

Wenn Gott gerecht ist, so wird das Böse bestraft,
Nun ist Gott gerecht; denn er ist das allervollkommenste Wesen — Also . . .

Und:

Cajus ist entweder ein ehrlicher Mann oder ein Betrüger,
Nun ist er kein ehrlicher Mann; denn er lebt vom professionirten Kartenspiele — Also . . .

§. 114.

Wenn mehrer Schlüsse enthymematisch mit einander verbunden werden, so daß sie alle Eine gemeinschaftliche Konklusion bekommen, so entsteht ein Sorites oder ein Kettenschluß im engern Sinne. Da nun die Enthymemen entweder von der ersten oder zweyten Ordnung sind (§. 93.), so giebt es auch Soriten der ersten und zweyten Ordnung, je nachdem man entweder die Obersätze (außer dem ersten, mit welchem angefangen wird) oder die Untersätze (außer dem ersten, mit welchem angefangen wird) wegläßt. Im ersten Falle

entsteht ein progressiver, im zweyten ein regressiver Sorites. Diesen nennt man auch den ordentlichen oder gemeinen, jenen den umgekehrten oder Goklenianischen Kettenschluß. Beyde können sowohl kategorisch als hypothetisch seyn. Disjunctive Kettenschlüsse aber giebt es nicht. Uebrigens mag der Sorites beschaffen seyn wie er wolle, so entsteht aus seiner Auflösung in vollständige Schlüsse allemal eine episyllogistische Schlußreihe d. h. eine solche, in welcher der folgende Schluß immer die Konklusion des vorhergehenden zur Prämisse hat, so daß der letzte in der Reihe Episyllogism aller übrigen ist.

Anmerkung 1.

Der Sorites (*συστηρ*) hat bekanntlich seinen Namen von *συσ*, der Haufe, und heißt daher zuweilen auch der gehäufte Schluß (*syllogismus acervalis*). Man muß aber unsern Sorites nicht mit einer betrüglichen Art zu fragen verwechseln, welche die Alten auch zuweilen Sorites nannten, und wovon tiefer unten die Rede seyn wird. Unser Sorites ist nichts anders als ein Kettenschluß, der aus einer Reihe zusammenhangender Enthymemen besteht, und zwar so, daß entweder die Ober- oder

die Untersätze fehlen, den ersten allemal ausgenommen, und auch die Konklusionen bis auf die letzte ausgelassen sind. Dieser Sorites nun, wenn er kategorisch ist (um von diesem die Exposizion anzufangen) kann auf folgende zwey Arten gebildet seyn:

Erste Ordnung:

$$E = F$$

$$D = E$$

$$C = D$$

$$B = C$$

$$A = B$$

$$A = F$$

Zweyte Ordnung:

$$A = B$$

$$B = C$$

$$C = D$$

$$D = E$$

$$E = F$$

$$A = F$$

Es stellt also in diesem Schema A das Subjekt der Konklusion, mithin den Unterbegriff, F das Prädikat derselben, mithin den Oberbegriff, und E, D, C, B, als die übrigen Glieder der Schlufskette die Mittelbegriffe vor. Will man daher eine solche Schlufskette in ordentliche kategorische Schlüsse auflösen, so muß man diejenigen Sätze einschieben, welche weggelassen worden sind und welche wir daher in der Folge einklammern werden. In dem Soriten der ersten Ordnung stehen die beyden ersten Sätze, deren Mittelbegriff E ist, in der gehörigen Ordnung; man darf also nur die weggelassene Konklusion beyfügen. In dem Soriten der zweyten Ordnung aber sind die beyden ersten Sätze, deren Mittelbegriff B ist, nach Art der ersten (neuen) Figur versetzt (§. 108.); sie müssen also erst transponirt werden, ehe man die weggelassene Konklusion auf

stellen kann. Auf diese Art erhält man folgende zwey Schlüsse:

$\begin{array}{r} (1) \\ E = F \\ D = E \\ \hline [D = F] \end{array}$	$\begin{array}{r} (1) \\ B = C \\ A = B \\ \hline [A = C] \end{array}$
--	--

Diese Konklusionen werden nun in den nächstfolgenden Schlüssen als Prämissen gebraucht werden müssen. Da der nächste Satz $C = D$ ist, so darf ich diesen nur dem Satze $D = F$ unterordnen und die Konklusion daraus ziehen, um wieder einen ordentlichen Schluss zu erhalten, in welchem D Mittelbegriff ist. Allein der Satz $A = C$ hat den Begriff D gar nicht; er hat mit $C = D$ den Begriff C gemein; dieser ist also für beyde Mittelbegriff. Damit nun derselbe seinen gehörigen Platz als Subjekt des Obersatzes und Prädikat des Untersatzes bekomme, so müssen beyde Sätze wieder transponirt werden, so daß die vorhin gewonnene Konklusion nicht Obersatz, sondern Untersatz wird. Auf diese Art entstehen wieder folgende zwey Schlüsse:

$\begin{array}{r} (2) \\ [D = F] \\ C = D \\ \hline [C = F] \end{array}$	$\begin{array}{r} (2) \\ C = D \\ [A = C] \\ \hline [A = D] \end{array}$
--	--

Wenn man nun so fortfährt, daß man jedesmal bey dem Sorites der ersten Ordnung die zuletzt gewonnene Konklusion zum Ober- und den nächsten Satz zum Untersatze, bey dem Sorites der zweyten Ordnung aber die zuletzt gewonnene Konklusion zum Unter- und

den nächsten Satz zum Obersatze des folgenden Schlusses macht, so erhält man noch diese kategorischen Schlüsse:

$$\begin{array}{r} (3) \\ [C = F] \\ B = C \\ \hline [B = F] \end{array}$$

$$\begin{array}{r} (4) \\ [B = F] \\ A = B \\ \hline A = F \end{array}$$

$$\begin{array}{r} (3) \\ D = E \\ [A = D] \\ \hline [A = E] \end{array}$$

$$\begin{array}{r} (4) \\ E = F \\ [A = E] \\ \hline A = F \end{array}$$

Wir haben also durch Auflösung des Sorites in beiden Formen vier vollständige Schlüsse bekommen, die sich in jeder Reihe so zu einander verhalten, daß der folgende Schluss immer Episyllogismus des vorhergehenden, der letzte also Episyllogismus aller übrigen ist. Die aus der Auflösung eines kategorischen Sorites in vollständige und ordentliche kategorische Schlüsse entstehende Schlussreihe ist also jederzeit episyllogistisch, folglich progressiv. *) Wie verhal-

*) Vergl. §. 111. nebst Anm. 2. Da in jedem Sorites der Schlusssatz ($A = F$) als das Bedingte zuletzt folgt, und alle übrigen Sätze, welche zusammen genommen die vollständige Bedingung desselben ausmachen, voraus gehen, so ist der Gedankengang im Ganzen immer progressiv (*progressus a principiis ad principiatum*). Die aus der Auflösung des Soriten entstehende Reihe von Schlüssen kann daher auch nicht anders als progressiv ausfallen, wenn man nicht die Auflösung von unten anfangen und dadurch die Ordnung der Schlüsse selbst umkehren will, so daß 4, 3, 2, 1 auf einander folgen.

verhalten sich aber die beyden Soriten oder vielmehr die beyden Formen des Sorites selbst gegen einander? Beyde haben zwar einerley Konklusion, $A = F$. Aber in der Anordnung ihrer Prämissen sind sie wesentlich verschieden. Der Sorites der ersten Ordnung geht vom Oberbegriffe F aus durch die Mittelbegriffe E, D, C, B zum Unterbegriffe A . Der Satz $E = F$ erscheint also als die höchste oder entfernteste und der Satz $A = B$ als die niedrigste oder nächste Bedingung dessen, was von A zu behaupten ist, in dieser Schlusskette. Der Sorites der zweyten Ordnung aber geht vom Unterbegriffe A aus durch die Mittelbegriffe B, C, D, E zum Oberbegriffe F . Seine erste Prämisse ist also die nächste oder niedrigste, seine letzte die entfernteste oder höchste Bedingung dessen, was von A gelten soll. Wenn nun der *Progressus* im Denken darin besteht, daß man von der Bedingung (und zwar, wenn mehre gegeben sind, von der höhern oder entfernen durch die niedern oder nähern) zum Bedingten ab- oder vorwärts, des *Regressus* aber darin, daß man von dem Bedingten zur Bedingung (und zwar, wenn mehre gegeben sind, durch die niedern oder nähern zur höhern oder entfernen) auf- oder rückwärts geht: so ist die Ordnung der Prämissen im ersten Sorites progressiv, und die im zweyten regressiv. Wenn daher die Soriten selbst durch diese Ausdrücke bezeichnet werden sollen, so muß jener der progressive und dieser der regressive heißen. Da aber diejenige Art von Kettenschlüssen, wo man

von dem Subjekte (A) anhebt, häufiger vorkommt, als die, wo man vom Prädikate (F) anhebt, indem man gewöhnlich zuerst an das Subjekt denkt, von welchem man etwas aussagen und darthun will, und da es auch dem noch ungeübten Denkvermögen leichter wird, von der nähern oder niedern Bedingung, als von der höhern oder entfernern anzufangen: so hat man auch den Sorites der zweyten Ordnung eher bemerkt als den der ersten. Und daher ist es wohl gekommen, daß man jenen den ordentlichen oder gemeinen (*ordinarium, vulgarem s. communem*), diesen aber den umgekehrten (*inversum*) genannt hat, obgleich dieser eben so ordentlich als jener, und jener eigentlich der umgekehrte von diesem ist. *) Indessen ist es doch nicht unrichtig, den Sorites der ersten Ordnung umgekehrt zu nennen, wenn man bey der Reflexion auf die soritische Schlufsart von der zweyten Form als der gewöhnlichen und leichtern ausgeht. Hingegen ist es durchaus falsch, wenn man den gemeinen den progressiven und den umgekehrten den regressiven nennt. **) Denn sobald man auf das

*) Bekanntlich heist der umgekehrte Kettenschluß auch der goklenianische von dem Scholastiker GOCLENIUS, der in seiner Einleitung zum *Org. Aristotel.* diese Form des Kettenschlusses zuerst exponirt hat.

**) In KANT's Logik (§. 88.) heist es vom Kettenschlusse, er könne progressiv oder regressiv seyn, „je nachdem man von den nähern Gründen zu den entfernern „hinauf oder von den entfernern Gründen zu den nähern „herab steige.“ — Es wird aber nicht gesagt, ob der ge-

Verhältniß der Prämissen zu einander sieht, so findet das Vorwärtsschreiten im umgekehrten und das Rückwärtsschreiten im gemeinen Sorites statt. Man kann sich hiervon auch schon dadurch überzeugen, daß der erste Satz in jenem ein Obersatz, in diesem aber ein Untersatz ist. Das Uebergehn vom Obersatze zum Untersatze muß nun doch wohl ein *Progressus* und das vom Untersatze zum Obersatze ein *Regressus* heißen. Der Obersatz aber ist allemal eine höhere oder entferntere Bedingung des Schlusssatzes als der Untersatz. Denn das Subjekt des Untersatzes wird ja unter das Subjekt des Obersatzes

meine progressiv und der umgekehrte regressiv zu nehmen sey, oder nicht. KIESEWETTER (Log. §. 259.) und JAKOB (Log. §. 299.) stimmen nun zwar darin überein, daß sie den gemeinen progressiv und den umgekehrten regressiv nennen; aber ihre Erklärungen von progressiv und regressiv stehen in geradem Widerspruche. KIESEWETTER nämlich sagt (wie KANT): „Ein Sorites heißt progressiv, wenn man von dem nächsten Grunde bis zu den „entferntesten aufsteigt; steigt man hingegen von den entferntesten Gründen zu den nächsten herab, so heißt der Sorites regressiv.“ — JAKOB aber sagt: „Der Ketten-schluss ist entweder der progressive oder der regressiv; im ersten geht man von den höchsten „Gründen zu den Folgen herunter, im andern von den „Folgen und den nächsten Gründen zu den entferntern „Gründen hinauf.“ — Diese Erklärung ist unstreitig richtiger als die Kantische und Kiesewettersche. Um so mehr ist es zu verwundern, daß JAKOB vorher dennoch mit KIESEWETTER den ordentlichen oder gemeinen Sorites (der zweyten Ordnung) progressiv und den umgekehrten (der ersten Ordnung) regressiv nennt. Wahrscheinlich hat aber beyde der Ausdruck ordentlich und umgekehrt irreführt.

subsumirt. Abstrahirt man aber von dem Verhältnisse der einzelnen Prämissen zu einander, und reflektirt bloß auf das Verhältniß der Prämissen im Ganzen zur Konklusion, so sind beyde Soriten progressiv; denn in beyden denkt man zuerst die Bedingung (alle Prämissen zusammen) und dann das Bedingte (die Konklusion). Und darum entspringt auch, wie oben gezeigt worden, aus der Auflösung beyder in vollständige und ordentliche Schlüsse eine episyllogistische oder progressive Schlussreihe. *) Denn es muß immer die Konklusion des vorhergehenden Schlusses als Prämisse des folgenden auftreten; nur mit dem Unterschiede, daß die Konklusion des vorbergehenden beym gemeinen Sorites Untersatz, beym Goklenianischen aber Obersatz des folgenden wird. Der Grund davon liegt darin, daß in jenem die Untersätze (außer dem ersten, $A = B$), in diesem aber die Obersätze (außer dem ersten, $E = F$) weggelassen sind; woraus zugleich erhellet, daß beyde aus Enthymemen entstanden sind, die man so verknüpft hat, daß man in der Mitte auch die Konklusionen wegliess, um die Schlusskette gleichsam straffer anzuziehen und dadurch noch bündiger zu machen. Das letzte Enthymem aber mußte natürlich vollständig seyn.

*) Es ist daher auch unrichtig, wenn KIESKWETTER (Log. §. 260. und 261.) sagt, der gemeine Sorites werde durch Prosylogismen, der umgekehrte durch Episyllogismen aufgelöst. Gleichwohl löst er beyde so auf, daß der folgende Schluß immer Episyllogismus des vorhergehenden ist. Die Praxis war also hier richtiger als die Theorie.

Anmerkung 2.

Zur weitem Erläuterung und Bestätigung des Gesagten kann folgender Sorites dienen, welchen SENECA im 85. Briefe aufstellt:

*Qui prudens est, et temperans est,
 Qui temperans est, et constans,
 Qui constans est, et imperturbatus est,
 Qui imperturbatus est, sine tristitia est,
 Qui sine tristitia est, beatus est:
 Ergo prudens beatus est.*

Dies ist ein gemeiner Sorites; denn er fängt mit dem Subjekte der Konklusion oder dem *Terminus minor*: *Prudens*, an, und endigt im letzten Satze vor der Konklusion mit dem Prädikate derselben oder dem *Terminus major*: *Beatus*. Die Mittelbegriffe aber sind: *Temperans*, *constans*, *imperturbatus*, *sine tristitia*. Aufgelöst würde also dieser Sorites vier Schlüsse geben, von welchen wir der Kürze wegen nur den ersten und letzten hersetzen wollen:

*Temperans est constans,
 Prudens est temperans,
 Ergo prudens est constans.*

* * *

*Qui sine tristitia est, beatus est,
 Prudens sine tristitia est,
 Ergo prudens beatus est.*

Umgekehrt würde jener Sorites so lauten:

*Qui sine tristitia est, beatus est,
 Qui imperturbatus est, sine tristitia est,
 Qui constans est, et imperturbatus est,*

und so fort bis zur Konklusion:

Ergo prudens beatus est.

Aufgelöst aber gäbe er wieder vier Schlüsse, deren erster und letzter folgende sind:

1.

Qui sine tristitia est, beatus est,

Imperturbatus est sine tristitia,

Ergo, imperturbatus beatus est.

* *

Temperans beatus est,

Prudens temperans est,

Ergo prudens beatus est.

Anmerkung 3.

Hieraus entspringen nun folgende Regeln der kategorischen Soriten:

1.) In Ansehung der gemeinen Kettenschlüsse:

a.) Der erste Satz ($A = B$) kann allgemein oder partikulär, muß aber bejahend seyn. Denn A ist das Subjekt der Konklusion. Es ist also in logischer Hinsicht erlaubt, das Prädikat auf alle oder einige A zu beziehen; $A = B$ aber ist Subsumzion, in welcher der Mittelbegriff B dem A beygelegt werden muß.

b.) Die folgenden Sätze bis auf den vorletzten müssen allgemein und bejahend seyn. Denn sie sind lauter Obersätze und sollen anzeigen, daß alle übrigen Mittelbegriffe (C, D, E) in demselben Verhältnisse zu A stehen, in welchem der erste (B) zu ihm stand. Auch bestimmen sie als Obersätze die

Qualität ihrer Konklusionen, welche bey der Auflösung des gemeinen Sorites Untersätze des folgenden Schlusses werden. (Im umgekehrten Sorites aber dienen sie bey der Auflösung selbst als Untersätze).

c.) Der vorletzte Satz ($E = F$) muß ebenfalls allgemein, kann aber bejahend und verneinend seyn. Denn er ist der letzte Obersatz, hat aber als solcher nicht mehr einen der Mittelbegriffe, sondern den Oberbegriff selbst zum Prädikate. Es ist also in logischer Hinsicht erlaubt, den Oberbegriff als Prädikat vom Mittelbegriff als Subjekte zu läugnen.

d.) Der letzte Satz ($A = F$) oder die Konklusion muß sich in Ansehung der Quantität nach dem ersten Satze ($A = B$) und in Ansehung der Qualität nach dem vorletzten Satze ($E = F$) richten. Denn jener ist die erste Subsumtion, und dieser der letzte Obersatz. Die Konklusion muß also partikulär ausfallen, wenn $A = B$ partikulär war, und negativ, wenn $E = F$ negativ war. Der gemeine Sorites kann demnach in Ansehung der Quantität und Qualität seiner Sätze so bestimmt seyn:

Alles A ist B

Einiges A ist B

Alles B ist C

Alles B ist C

Alles C ist D

Alles C ist D

Alles D ist E

Alles D ist E

Alles oder kein E ist F

Alles oder kein E ist F

Also ist alles A F

Also ist einiges A F

oder

oder

Also ist kein A F.

Also ist einiges A nicht F.

Hieraus erhellet von selbst, daß

2.) in Ansehung des Goklenianischen Sorites, wo alle Sätze dieselben bleiben und nur die Ordnung derselben umgekehrt ist, nur der erste ($E = F$) und letzte ($A = F$) affirmativ und negativ, und nur der vorletzte ($A = B$) und letzte ($A = F$) allgemein und partikulär seyn kann, die übrigen aber alle, wie bey dem gemeinen, allgemeinbejahend seyn müssen, indem sonst aller Zusammenhang im Schlusse aufgehoben würde. Der letzte Satz ($A = F$) richtet sich also hier in Ansehung der Quantität nach dem vorletzten ($A = B$) und in Ansehung der Qualität nach dem ersten ($E = F$). Endlich folgt hieraus

3.) in Ansehung beyder kategorischen Ketten-schlüsse, daß in ihnen, wie in allen ordentlichen Schlüssen die Konklusion *a*, *e*, *i* und *o* seyn kann. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Zahl der Sätze eines Sorites unbestimmt ist. Da drey Sätze einen vollständigen und ordentlichen Schluss ausmachen, so werden schon vier Sätze zu einem Sorites hinreichen, z. B.

Einige Menschen sind geitzig,

Alle Geitzige sind habsüchtig,

Kein Habsüchtiger ist zufrieden,

Also sind einige Menschen nicht zufrieden.

Bey der Auflösung aber müssen allemal zwey Schlüsse weniger entstehen als Sätze im Sorites sind. Denn aus jedem mittleren Satze entspringt ein Schluss, wobey der erste und letzte Satz in den ersten und letzten Schluss mit aufgenommen werden.

Anmerkung 4.

Auf die hypothetischen Soriten lässt sich das von den kategorischen Gesagte leicht anwenden, wenn man nur die Natur der hypothetischen Schlussart gehörig ins Auge faßt. Auch diese Soriten müssen eine doppelte Grundform haben, die 'gemeine und die umgekehrte; und da die hypothetische Schlussart überhaupt einen doppelten *Modus* (*ponens* und *tollens*) hat, so wird derselbe auch hier stattfinden. Also zerfällt die Form des hypothetischen Sorites in folgende besondere Formen:

1.

Gemeiner hypothetischer Sorites.

Wenn A ist, so ist B,

Wenn B ist, so ist C,

Wenn C ist, so ist D,

$$\frac{\text{Nun ist A}}{\text{Also ist D}} (\text{pon.})$$

oder:

$$\frac{\text{Nun ist D nicht}}{\text{Also ist A nicht.}} (\text{toll.})$$

2.

Umgekehrter hypothetischer Sorites.

Wenn C ist, so ist D,

Wenn B ist, so ist C,

Wenn A ist, so ist B,

$$\frac{\text{Nun ist A}}{\text{Also ist D}} (\text{pon.})$$

oder:

$$\frac{\text{Nun ist D nicht}}{\text{Also ist A nicht.}} (\text{toll.})$$

Man bemerkt leicht, daß im gemeinen hypothetischen Sorites das Hinterglied des vorhergehenden Satzes Vorderglied des folgenden, im umgekehrten aber das Vorderglied des vorhergehenden Hinterglied des folgenden ist. Die Auflösung des gemeinen hypothetischen Sorites in mehrer Schlüsse kann daher nicht anders als so geschehen, daß man zuvörderst die ersten beyden Sätze mit einander als Prämissen kombinirt, und in der Konklusion das Vorderglied des ersten mit dem Hintergliede des zweyten kombinirt, diese Konklusion aber als Prämisse für den folgenden Schluß braucht, und so bis ans Ende fortfährt, wie folgt:

1.

Wenn A ist, so ist B,

Wenn B ist, so ist C,

 Also wenn A ist, so ist C.

2.

Wenn A ist, so ist C,

Wenn C ist, so ist D,

 Also wenn A ist, so ist D.

3.

Wenn A ist, so ist D,

Nun ist A

 Also ist D (pon.)

oder:

Nun ist D nicht

 Also ist A nicht. (toll.)

Bey dem umgekehrten Sorites verfährt man eben so, nur daß man, weil hier das Hinterglied des zwey-

ten Satzes Vorderglied des ersten ist, jenen heraufnehmen und zum Obersatze von diesem, und dann wieder den dritten zum Obersatze der durch Verbindung des zweyten mit dem ersten gewonnenen Konklusion, die letzte hypothetische Konklusion aber zum Obersatze der letzten Subsumzion und Konklusion machen muß, wie folgt:

1.

Wenn B ist, so ist C,

Wenn C ist, so ist D.

Also wenn B ist, so ist D.

2.

Wenn A ist, so ist B,

Wenn B ist, so ist D,

Also wenn A ist, so ist D.

3.

Wenn A ist, so ist D,

Nun ist A' (pon.)

Also ist D

oder:

Nun ist D nicht (toll.)

Also ist A nicht.

Als ein Beyspiel *in concreto* kann folgender hypothetische Sorites dienen:

Wenn Cajus geitzig ist, so ist er auch hab süchtig,

Wenn er hab süchtig ist, so ist er auch unzufrieden,

Wenn er unzufrieden ist, so ist er auch unglücklich,

Nun ist Cajus geitzig,

Also ist er auch unglücklich.

Dieser Sorites ist nach der gemeinen Form gebildet. Man wird ihn aber nach den angegebenen Regeln eben so leicht in einen umgekehrten verwandeln, als in einzelne hypothetische Schlüsse auflösen können.

Anmerkung 5.

Die Logiker betrachten die bisher dargestellten hypothetischen Soriten schon als gemischte, weil in denselben die beyden letzten Sätze kategorisch seyn. Allein dann müßte auch jeder einfache hypothetische Schluss mit kategorischer Subsumzion und Konklusion ein gemischter seyn. Ein Schluss heißt aber hypothetisch, soferne sein Obersatz ein hypothetisches Urtheil ist (§. 81.). Ob Unter- und Schlussatz kategorisch oder hypothetisch seyn, ist an sich völlig gleichgültig. Der Schluss:

Wenn A ist, so ist B,

Nun ist A,

Also ist B,

ist folglich ein rein hypothetischer; mithin auch der Sorites, dessen letzte Sätze so, wie die letzten Sätze dieses Schlusses, lauten. Indessen kann man auch die kategorische Subsumzion und Konklusion in einem hypothetischen Sorites weglassen und bloß hypothetisch konkludiren dadurch, daß man im gemeinen Sorites das Vorderglied des ersten Satzes mit dem Hintergliede des letzten, oder im umgekehrten das Vorderglied des letzten mit dem Hintergliede des ersten (*ponendo* oder *tollendo*) in Beziehung setzt, z. B.

1.

Wenn A ist, so ist B,

Wenn B ist, so ist C,

Wenn C ist, so ist D,

Also wenn A ist, so ist D.

2.

Wenn C ist, so ist D,

Wenn B ist, so ist C,

Wenn A ist, so ist B,

Also wenn A ist, so ist D,

oder in beyden Fällen negativ:

Also wenn D nicht ist, so ist A nicht.

Man sieht aber leicht ein, daß dadurch der hypothetische Sorites gewissermaassen unvollendet bleibt, da auf diese Art gar nicht bestimmt wird, ob A und D statffinde oder nicht. Soll daher der hypothetische Sorites durchaus vollendet und bestimmt abschließen, so muß er mit zwey kategorischen Sätzen enden, deren einer subsumirt und der andre konkludirt, ohne daß dadurch seine rein hypothetische Form aufgehoben würde. Ein gemischter hypothetischer Sorites kann daher nur ein solcher seyn, dessen Prämissen theils kategorisch theils hypothetisch urtheilen, z. B.

Wenn A ist, so ist B,

B ist C,

Wenn C ist, so ist D,

D ist E,

Wenn E ist, so ist F,

Nun ist A

Also ist F.

oder um ein konkretes Beyspiel zu geben:

Wenn Cajus unmäßig im Essen und Trinken ist,
so verdirbt er sich den Magen,

Ein verdorbner Magen ist ein Magen, dessen Ver-
dauungskraft geschwächt ist,

Wenn die Verdauungskraft des Magens geschwächt
ist, so wird der Körper schlecht ernährt,

Ein schlecht ernährter Körper ist nicht zu allen
Funktionen geschickt,

Wenn der Körper nicht zu allen Funktionen ge-
schickt ist, so ist auch die Munterkeit und
Energie des Geistes geschwächt,

Nun ist Cajus unmäßig im Essen und Trinken,
Also ist auch die Munterkeit und Energie
seines Geistes geschwächt.

Ein solcher Sorites wird nur dann erst in ordentliche
und vollständige hypothetische Schlüsse aufgelöst
werden können, wenn man den eingemischten kate-
gorischen Sätzen die hypothetische Form gegeben
hat. Diese muß auch, wenn in dem Sorites nur
wirkliche Konsequenz vorhanden ist, allemal ange-
hen, indem alsdann die Prädikate in den kategori-
schen Sätzen immer als nothwendige Folgen ihrer
Subjekte angesehen werden können. So würden sich
der 2. und 4. Satz des aufgestellten Sorites richtig
so ausdrücken lassen:

Wenn der Magen verdorben ist, so ist die Ver-
dauungskraft geschwächt,

und:

Wenn der Körper schlecht ernährt ist, so ist er
nicht zu allen Funktionen geschickt.

Nach dieser Formveränderung der kategorischen Sätze wird die Auflösung nach den bereits angezeigten Regeln von statten gehen.

Anmerkung 6.

Da schon oben (§. 111. Anm. 3.) bemerkt worden, daß sich disjunktive Schlüsse nicht zu einem Polysyllogisme verbinden lassen, so kann man auch keinen disjunktiven Sorites formiren. Disjunktive Urtheile lassen sich nur einander koordiniren, aber nicht subordiniren. Da es indessen doch möglich ist, entweder das disjunktive Urtheil einem andern nicht disjunktiven, oder ihm ein andres unterzuordnen, so läßt sich wenigstens Ein disjunktiver Satz einem gemeinen oder umgekehrten Sorites einflechten, z. B.

A ist B,

B ist C,

C ist entweder D oder E,

Nun ist es nicht D,

Also ist A E.

oder:

C ist entweder D oder E,

B ist C,

A ist B,

Nun ist C D,

Also ist A nicht E.

Man sieht aber leicht ein, daß der disjunktive Satz alsdann eigentlich überflüssig ist. Denn man konnte im ersten Falle geradezu so schließen:

A ist B,

B ist C,

C ist E,

Also ist A E.

und im zweyten:

C ist nicht E,

B ist C,

A ist B,

Also ist A nicht E.

Wollte man den disjunktiven Satz allein, ohne eine besondere Subsumzion, hinstellen, so müßte auch die Konklusion disjunktiv werden, z. B.

A ist B,

B ist C,

C ist entweder D oder E,

Also ist A entweder D oder E.

§. 115.

Man kann endlich die Schlüsse auch in Ansehung ihrer Gültigkeit in richtige und unrichtige oder falsche eintheilen. Ein falscher Schluss aber ist entweder ein bloßer Fehlschluss (*paralogismus*), wenn der Urheber desselben sich der Falschheit nicht bewußt war, mithin sich selbst bey dem Schließen täuschte, oder ein Trugschluss (*sophisma, fallacia, captio, cavillatio*), wenn der Fehler in der Absicht, Andre zu täuschen, gemacht und daher so versteckt ist, daß

daß man ihn nicht gleich bemerkt. Man kann indessen auch alle falschen Schlüsse ohne Unterschied Paralogismen, Sophismen oder Fallazien nennen. Diese sind dann entweder in der Materie oder in der Form oder auch wohl in beyderley Hinsicht unrichtig.

Anmerkung.

Bey einem bloßen Fehlschlusse wird nur ein Versehen zum Grunde liegend gedacht, welches entweder aus Uebereilung oder aus natürlicher Schwäche oder aus Ungeübtheit der Denkkraft entsprang; bey einem Trugschlusse setzt man eine mit besserem Wissen und Können verbundene böse Gesinnung des Urhebers voraus. Allein um die Gesinnung bey dem Schließen darf sich die Logik eigentlich nicht bekümmern. Diese hat nur auf die Beschaffenheit des Schlusses selbst zu sehen. Und dann kann auch jeder bloße Fehlschluss zum Trugschlusse werden, wenn er Andre wider Wissen und Willen des Urhebers täuscht oder betrügt. Daher kann man in logischer Hinsicht jeden falschen Schluss einen Fehl- oder Trugschluss nennen. — Wichtiger ist es in logischer Hinsicht, daß die falschen Schlüsse entweder durch den Inhalt ihrer Sätze (*materialiter*) oder durch die Art und Weise ihrer Verknüpfung (*formaliter*) oder durch beydes zugleich falsch seyn können. Die Beurtheilung eines material falschen

Schlusses liegt außer den Gränzen der Logik. Die formal falschen aber können nach keinen andern als den bisher aufgestellten Regeln beurtheilt werden. — Von einigen besondern Arten falscher Schlüsse und den darauf sich beziehenden Benennungen soll in einem besondern Anhangе gehandelt werden. — Um aber die bisherige Abhandlung der Schlüsse mit einem Blicke zu überschauen, wollen wir hier zum Beschlusse noch folgende systematische Klassifikation derselben befügen: Die Schlüsse sind nämlich

I.) in Ansehung ihrer Form

A.) der wesentlichen oder innern

1.) kategorische

2.) hypothetische

3.) disjunktive

a.) bloß disjunktive

b.) hypothetisch disjunktive — Dilemmen.

B.) der zufälligen oder äußern

1.) förmliche (vollständige und ordentliche)

2.) nicht - förmliche

a.) unvollständige oder abgekürzte, auch versteckte.

α.) zusammengezogene

β.) verstümmelte — Enthymemen

Ν.) der ersten Ordnung — wohin alle sogenannte unmittelbare oder Verstandesschlüsse gehören.

Ξ.) der zweyten Ordnung.

b.) außerordentliche oder verkehrte, auch unreine oder vermischte — wohin alle

Schlüsse in den sieben Figuren oder
alle figurirte Schlüsse gehören.

II.) in Ansehung ihrer Zahl

A.) einfache.

B.) zusammengesetzte — Polysyllogismen.

1.) offenbar zusammengesetzte

2.) versteckt zusammengesetzte — Kettenschlüsse
im weitern Sinne

a.) Epichereme

b.) Soriten oder Kettenschlüsse im engern
Sinne.

III.) in Ansehung ihrer Gültigkeit

A.) richtige

B.) unrichtige oder falsche

1.) mit Hinsicht auf die Gesinnung

a.) Fehlschlüsse

b.) Trugschlüsse

2.) ohne jene Hinsicht

a.) formal } falsche Schlüsse.
b.) material }

A n h a n g.

Von einigen besondern Arten falscher Schlüsse und den
darauf sich beziehenden Benennungen.

§. 116.

Unter den formalen Paralogismen kommen diejenigen am häufigsten vor, welche

vier Hauptbegriffe enthalten, wo aber der vierte Begriff, wegen der Zweydeutigkeit des Ausdrucks nicht sogleich in die Augen fällt. Sie können daher überhaupt Zweydeutigkeitsschlüsse (*sophismata amphibolice s. ambiguitatis*) heißen.

Anmerkung.

Dafs in einem kategorischen Schlusse nur drey Hauptbegriffe (*termini*) vorkommen dürfen, ist schon oben (§. 80. Anm. 1.) erwiesen worden. Ein kategorischer Schluss mit vier Hauptbegriffen hat gar keine Konsequenz und heifst scherzweise auch ein logischer Vierfüßler (*animal quadrupes logicum*). Indessen kommt dieser Fall gewöhnlich nur dann vor, wenn die Begriffe zwar an sich verschieden sind, aber diese Verschiedenheit durch die Identität der Worte versteckt ist; denn auferdem würde der Fehler so offenbar seyn, dafs ihn nicht leicht jemand begehen könnte. Es kann aber jener Fehler wieder auf verschiedne Art stattfinden und daher unterscheidet man drey Unterarten solcher Fehlschlüsse:

1.) *fallacia sensus compositi et divisi*, wenn man einen Begriff bald kollektiv bald distributiv versteht, z. B. Das Irren [überhaupt, aber nicht jeder einzelne Irrthum] ist unvermeidlich — Cajus irret [in diesem bestimmten Falle] — Also irret Cajus unvermeidlich.

2.) *fallacia a dicto secundum quid ad dictum simpliciter*, wenn man einen Begriff bald mit einer

gewissen Einschränkung bald ohne dieselbe versteht, z. B. Ein Gelehrter [nicht bloß dem Namen, sondern der That nach] muß gründliche wissenschaftliche Kenntnisse besitzen — Cajus ist [dem Namen nach] ein Gelehrter — Also . . .

3.) *fallacia figurae dictionis*, wenn man bloß mit der Zweydeutigkeit eines Wortes spielt, z. B. Der Wind [eigentlich] ist eine heftige Bewegung der atmosphärischen Luft — Cajus macht Wind [uneigentlich] — Also . . . Hieher kann auch der bekannte Schluß gerechnet werden: *Mus syllaba est* — *Mus caseum rodit* — *Ergo syllaba caseum rodit*. Denn man spielt auch hier nur mit dem Doppelsinne (*diacryia*) des Ausdrucks, indem man unter *Mus* einmal das bloße Wort, das andre Mal die damit bezeichnete Sache versteht. — Uebrigens kann zufälliger Weise ein formal unrichtiger Schluß auch eine wahre Konklusion haben; er hat sie aber nur und giebt sie nicht, z. B. Alle Füchse haben Füße — Cajus ist ein Fuchs [Schlaukopf] — Also hat er Füße.

§. 117.

Unter den materialen Paralogismen kommen diejenigen am häufigsten vor, wo man entweder aus einem Satze, der nicht allgemein, sondern nur partikulär seyn sollte, folgert, oder eine bloß scheinbare Konsequenz für eine wirkliche hält, mithin ein

Vermittelndes annimmt, was doch nicht wirklich vermittelt. st Jene Fehlschlüsse können *Sophismata fictae universalitatis*, diese *Sophismata falsi medii* heißen, wovon manche Arten auch zugleich in der Form nicht ganz richtig sind.

Anmerkung.

Unsre Urtheile über Individuen, wieferne sie zu gewissen Klassen (Nationen, Ständen, Geschlechtern u. s. w.) gehören, sind sehr oft Fehlschlüsse der ersten Art, indem sie auf Obersätzen ohne allgemeine Gültigkeit beruhen. Die Franzosen sind Windbeutel — Die Juden sind Schelme — Die Edelleute sind hochmüthig — Die Weiber sind eitel — Die Gelehrten sind Pedanten — diese und andre ähnliche Urtheile, die oft nur von den meisten oder gar nur von vielen Subjekten einer gewissen Art gelten, liegen dennoch häufig unsern Urtheilen über einzelne Menschen zum Grunde, so daß diese Urtheile mit ihren Prämissen in syllogistischer Form gedacht nichts anders als *Sophismata fictae universalitatis* sind. Es kann jedoch gar nicht nach bloß logischen Regeln beurtheilt werden, ob ein Satz, wie die eben angeführten, universal oder partikulär gültig sey, indem uns hierüber einzig die Erfahrung belehren kann. Die Logik fodert nur überhaupt von jedem Obersatze allgemeine Gültigkeit, und überläßt das Urtheil darüber andern Wissenschaften (§. 80. Anm. 4.). — Eben so häufig und noch häufiger

kommt die zweite Art von materialen Paralogismen vor. Wenn jemand die Gestirne für lebendig hält, weil sie sich bewegen, oder die Sonne für einen brennenden Körper, weil sie Licht und Wärme verbreitet, so nimmt er einen bloßen Scheingrund, mit hin ein falsches Vermittelndes an; er macht also ein *Sophisma falsi medii*. Sein Urtheil geht nämlich von den Sätzen aus: Wenn ein Körper sich bewegt, so ist er belebt, und: Wenn ein Körper Licht und Wärme verbreitet, so ist er ein brennender Körper, in welchen Sätzen doch keine Konsequenz vorhanden ist. Daher haben sie, kategorisch ausgedrückt, auch keine allgemeine Gültigkeit, und daher sind beyde Arten von Sophismen mit einander genau verwandt. In besondrer Beziehung auf den ursachlichen Zusammenhang der Dinge nennt man das *Sophisma falsi medii* auch *fallacia non caussae ut causae*. Da es nun der Scheingründe und Scheinursachen unendlich viele giebt, so lassen sich die Unterarten dieser Sophismen nicht vollständig aufzählen. Wir wollen daher nur die merkwürdigern, welche man auch deshalb besonders benannt hat, anführen:

1.) *sophisma cum hoc vel post hoc, ergo propter hoc*, wenn man aus dem zufälligen Zusammentreffen oder Aufeinanderfolgen gewisser Erscheinungen in der Zeitreihe einen ursachlichen Zusammenhang derselben folgert. Die pragmatisirenden Geschichtschreiber machen sehr oft solche Fehlschlüsse. Sie kommen aber auch im gemeinen Leben häufig vor z. B.

bey glücklichen oder unglücklichen Kuren, an denen die während der Krankheit gebrauchten Mittel oft ganz unschuldig sind. Denn in dem Satze: Wenn auf dieses oder jenes Mittel die Genesung oder der Tod folgt, so ist das Mittel Schuld daran, ist gar keine Konsequenz; er ist also nicht allgemein gültig.

2.) *sophisma pigrum* u. *ignava ratio*, wenn man seine Unthätigkeit in einer gewissen Hinsicht durch die Nothwendigkeit des Erfolgs zu rechtfertigen sucht. Vollständig ausgedrückt besteht dieser Fehlschluss in folgendem Dilemme:

Wenn ich thätig seyn soll, um etwas zu erreichen,
so muß es entweder geschehen oder es muß
nicht geschehen,

Muß es geschehen, so ist meine Thätigkeit über-
flüssig; muß es aber nicht geschehen, so hilft
sie auch nichts,

Also brauch' ich gar nicht thätig zu seyn.

Hier ist in dem Obersatze keine Konsequenz, weil er unvollständig ausgedrückt ist. Er müßte eigentlich heißen: Wenn ich thätig seyn soll, um etwas zu erreichen, was ich doch nicht selbst bewürken kann, so muß es entweder aus andern Ursachen geschehen oder es geschieht gar nicht. Nur unter jener Bedingung würde meine Thätigkeit in beyden Fällen unnütz seyn, nicht aber, wenn von meiner Thätigkeit selbst (als *conditio sine qua non*) die Erreichung des Zwecks ganz oder zum Theil abhängig wäre.

3.) *sophisma polyzeteseos*, wenn man aus der Unmöglichkeit der Gränzbestimmung eines relativen Begriffs durch fortgesetzte Fragen die absolute Unbestimmbarkeit desselben darzuthun sucht. Es giebt nämlich Begriffe, die eine bloße Relativität ausdrücken, und wo man daher durch sukzessives Zuthun oder Wegnehmen einer Bestimmung die Gränzen derselben nicht fixiren kann. Es ist aber keine Konsequenz in dem Satze, daß, wenn ein Begriff nicht auf diese Art bestimmt werden könne, er gar keiner Bestimmung fähig oder absolut unbestimmbar sey. Denn wenn er auch nicht durch eine sukzessive Synthese des Verstandes bestimmt werden kann, so kann er doch durch die simultane Synthese der Einbildungskraft bestimmt werden. Zu dieser Klasse von Trugschlüssen gehört der von den Alten sogenannte *Sorites* oder *Acervus*, desgleichen der *Calvus*. Denn wenn man davon ausgeht, daß Ein Korn noch keinen Haufen ausmacht, so kann man ins Unendliche fort fragen, ob 2, 3, 4 . . . Körner einen Haufen machen, ohne die Gränze zu finden, wo die Zahl der Körner zur Bildung eines Haufens zulänglich zu seyn anfängt; geht man aber davon aus, daß etwa 1000 Körner einen Haufen machen, so wird man wieder bis auf die Einheit herab die Fragen fortsetzen können, ohne die Gränze zu finden, wo die Zahl der Körner zulänglich zu seyn aufhört. Eben so ist es in Ansehung des Begriffs von einem Kahlkopfe und vieler andern ähnlichen Begriffe z. B. Riese, Zwerg. Jedermann bestimmt sie augenblick-

lich im Ganzen, ohne erst nach Zahl und Maasse ihrer Theile zu fragen.

4.) *sophisma heterozeteseos*, wenn man aus einer Disjunktion, die auf einer gewissen Voraussetzung beruht, durch Verschweigung dieser Voraussetzung trügliche Folgerungen zieht. Hieher gehört der von den Alten sogenannte *Cornutus* (*κεφαλαίος*). Bey der Frage: *Abjecistine cornua?* und bey den Folgerungen auf die bejahende oder verneinende Antwort: *Abjeci — ergo habuisti — non abjeci — ergo habes*, liegt der disjunktive Satz zum Grunde: Ein gewisses Subjekt hat entweder Hörner gehabt oder hat sie noch. Diese Disjunktion ist aber nur unter der Voraussetzung richtig, daß von einem Subjekte die Rede ist, dem Hörner vorher zukamen. Setzt' ich dies nicht voraus, so ist die Disjunktion falsch; sie müßte alsdann so lauten: Ein gewisses Subjekt hat Hörner entweder gehabt oder nicht gehabt. Im letzten Falle konnten sie natürlich auch nicht abgeworfen werden. Es fällt also auch die Folgerung: *Ergo habes*, weg. Von gleicher Beschaffenheit war die Frage: *Desiistine adulterium facere?* nebst den Folgerungen aus: *Desii — Ergo fecisti*, aus: *Non desii — Ergo facis*. — Auch die unter den Namen: *Crocodilinus*, *Mentiens* (*ψευδομενός*), *Kelatus* (*εγκαταλυμένος*) u. s. w. bekannten Sophismen der Alten laufen auf solche verfängliche Fragen und Antworten hinaus, und sind daher nichts weniger als unauflöslich (*αλύτα, inexplicabilia*), obgleich die alten Dialektiker, besonders die von der streitsüchtigen Megarischen Schule

(die deshalb auch die Eristische hieß) sich mit Erfindung und Auflösung solcher Sophismen viel zu schaffen machten. — Uebrigens kann auch ein materialer Paralogism zufälliger Weise eine wahre Konklusion haben, nur daß sie nicht aus den Prämissen nothwendig folgt, z. B. Aller Wein ist flüssig — Alles Wasser ist Wein — Also ist alles Wasser flüssig. Dem Wasser kommt nämlich die Flüssigkeit nicht darum zu, weil es Wein ist, sondern weil es diese Eigenschaft mit dem Weine gemein hat. Es beweist aber schon dieß einzige Beyspiel, daß man bey Beurtheilung der Richtigkeit eines Raisonnements nie auf die Form allein, sondern immer zugleich mit auf die Materie sehen muß, und daß daher die Logik mit allen ihren Regeln zur völligen Einsicht in die Wahrheit bey weitem nicht hinreicht. Da sich aber in ein solches Raisonement, welches gewöhnlich ganz von der syllogistischen Form entkleidet ist, weil es eben so lächerlich als geschmacklos seyn würde, stets in voller logischen Rüstung einherzuschreiten — da, sag' ich, in ein solches fesselfreyes Raisonement sich sehr leicht eine Menge von Fehlern aus bloßer Unachtsamkeit auf die logische Form einschleichen kann, so kann das deutliche Bewußtseyn dieser Form uns nicht nur vor solchen Fehlern bewahren, sondern auch oft zur Entdeckung materialer Irrthümer führen.

Der reinen Denklehre

zweyter Abschnitt.

Reine Methodenlehre.

Erstes Hauptstück.

Von der Methode überhaupt.

§. 118.

Methode überhaupt ist Regelmäßigkeit des Verfahrens. Ohne Methode im Denken ist daher keine Harmonie der Vorstellungen und Erkenntnisse möglich. Denn eine Regel drückt eine gewisse Einheit aus, der eine gewisse Mannichfaltigkeit unterworfen werden soll; sie ist also die Bedingung der Einstimmung des Mannichfaltigen. Da nun die Vernunft vermöge ihrer Tendenz zum Absoluten im Theoretischen und Praktischen (Fund. §. 81.) jene Harmonie fodert, so fodert sie auch Regelmäßigkeit im logischen Verfahren oder Methode in der

Bearbeitung unsrer Erkenntnißs. Unmethode d. h. ein regelloses Verfahren ist daher vernunftwidrig, folglich auch unzweckmäfsig; denn es ist dem Zwecke der Vernunft entgegen.

Anmerkung.

Ganz ohne Regeln verfährt der menschliche Geist nie. Denn er ist schon von Natur oder ursprünglich an gewisse Gesetze seiner Thätigkeit überhaupt gebunden (Fund. §. 73. und 74.), mithin auch in Ansehung seiner logischen Thätigkeit; und eben diese Gesetze sind bisher aufgesucht worden. Aber wir sind uns jener Regeln nicht immer bewußt und die Anwendung derselben ist nicht mit absoluter Nothwendigkeit bestimmt. Soll daher das logische Verfahren methodisch seyn, so muß es mit Bewußtseyn der Regeln und mit absichtlicher Befolgung derselben verknüpft seyn, wodurch man sich gleichsam selbst zwingt, gegebenen Regeln gemäß zu verfahren. Dadurch unterscheidet sich die Methode (*modus logicus*) von der bloßen Manier (*modus aestheticus*), die zwar auch nach Regeln verfährt, aber ohne sich derselben so bewußt zu seyn, daß man sich selbst darüber gehörige Rechenschaft geben könnte. Die Manier folgt daher mehr der Leitung des Gefühls als des Verstandes; ihre Regeln sind oft nur beliebig und zufällig (durch Angewöhnung, Nachahmung u. d.) angenommen; sie hat daher immer etwas Einseitiges und Beschränktes, und ist

nur dann nicht verwerflich, wenn sich der Geist nicht dadurch sklavisch beherrschen und von dem Methodischen so weit abführen läßt, daß er ins Manierirte oder Bizarre verfällt. Im Grunde hat jeder seine eigne Manier; aber nicht eines jeden Manier ist eine gute Manier. Das Weitere hiervon in der Geschmaçkslehre; denn die Manier ist lediglich Sache des Geschmacks.

§. 119.

So lange unsre Erkenntnisse nur isolirt im Bewußtseyn vorkommen, mithin ihnen die Idee der Einheit eines Ganzen noch fehlt, machen sie ein bloßes Aggregat aus. Sobald sie aber nach dieser Idee verknüpft und geordnet werden, entsteht aus ihnen ein System oder eine Wissenschaft (Fund. §. 98.). Die Art und Weise, dieß zu bewerkstelligen, zeigt die logische Methodenlehre.

Anmerkung.

Beym Aggregate sammelt man bloß immerfort einzelne Theile und häuft sie zusammen. Die Theile gehen also dem Ganzen vorher und sind als bloße Materialien zu einem künftigen Gebäude zu betrachten. Beym Systeme geht man von der Idee des Ganzen aus und bestimmt dadurch die Theile. Das Ganze geht also (in, mit und durch jene Idee) den Theilen vorher. Das Aggregat ist folglich ein frag-

mentarisches oder rhapsodisches, das System aber ein architektonisches oder vielmehr ein organisches Ganze. Denn es soll nicht bloß aus künstlich zusammengesetzten Theilen, sondern aus Gliedern bestehen, die wechselseitig sich bedingen. In der Wirklichkeit geht nun das Aggregat immer dem Systeme vorher. Denn man muß erst eine Menge von Erkenntnissen eingesammelt haben, ehe sich aus ihnen ein architektonisches oder organisches Ganze bilden läßt. Das Aggregiren (Einsammeln) der Erkenntnisse ist daher eine nothwendige vorläufige Bedingung des Organisirens (Entwickelns, Ausbildens und Verknüpfens) derselben. Wer folglich bey diesem anfängt, ohne jene vorläufige Bedingung erfüllt zu haben, wird nichts als leere oder haltlose Systeme produziren, und gleicht daher einem Architekten, welcher nur auf dem Papiere (gleichsam in der Luft) bauet, weil es ihm an Materialien fehlt. Wer hingegen bloß bey jenem stehen bleibt, bekommt immer nur ein verworrenes Chaos von Erkenntnissen, welches den Geist mehr belastet und niederdrückt, als ernährt und erhebt. — Es kann aber kein System ohne Methode zu Stande kommen. Denn seine Erzeugung fodert eine mit Absicht regelmäßig eingerichtete Thätigkeit, dergleichen bey dem Aggregiren gar nicht nöthig ist, indem man hier nur zufällig auffaßt, was und wie es sich darbietet. Das System ist daher auch ein methodisches, das Aggregat ein unmethodisches Ganze.

§. 120.

Alle Methode, wieferne sie sich auf Bearbeitung unsrer Vorstellungen und Erkenntnisse oder auf Gedankenbehandlung bezieht, ist entweder analytisch oder synthetisch. Jene besteht im Aufsteigen oder Zurückgehen von dem Bedingten und Gegründeten zu seinen Bedingungen und Gründen; diese im Herabsteigen oder Fortgehen von den Bedingungen und Gründen zu demjenigen, was davon abhängt. Jene heist daher auch die regressive, diese die progressive Methode. Jedes System als ein wissenschaftliches Ganze von Erkenntnissen kann nur progressiv oder synthetisch konstruirt werden, obgleich die Elemente desselben regressiv oder analytisch gefunden seyn mögen.

Anmerkung 1.

Es ist hier nicht die Rede von den Methoden des Vortrags oder der Gedankenmittheilung (der gelehrten, der populären, der katechetischen u. s. w.); diese können erst in der angewandten Methodenlehre erwogen werden; sondern von der methodischen Bearbeitung unsrer Vorstellungen und Erkenntnisse überhaupt. Hierbey kann man nun entweder vorwärts schreitend (*progređiendo a principiis ad prin-*

principiata) oder rückwärts schreitend (*regrediendo a principiatis ad principia*) verfahren. Dort beschifft man den Strom der Erkenntniß gleichsam von der Quelle bis zum Ausflusse, hier von dem Ausflusse bis zur Quelle. Dort hebt man mit dem Einfachern an und setzt es zusammen, hier mit dem Zusammengesetztern und löst es auf. — Eigentlich ist anfangs unser Verfahren immer analytisch. Denn das Bedingte, Gegründete, Zusammengesetzte ist uns immer zuerst gegeben, und wir müssen die Bedingungen, die Gründe, das Einfache erst nach und nach und oft mit vieler Mühe aufsuchen. Daher wird das analytische Verfahren auch die Methode des Erfindens genannt, und darum ist sie auch zum Prüfen einzelner Lehrsätze einer Wissenschaft die tauglichste, indem man sie dadurch gleichsam von neuem erfindet und nicht durch den Schein der Gründlichkeit, welcher der synthetischen Methode eigen ist, geblendet wird. Soll aber die schon gefundene Erkenntniß Wissenschaft oder System werden, so kann sie nicht anders als durch einen kontinuierlichen Fortschritt von den Prinzipien zu dem dadurch Bedingten, mithin synthetisch, konstruiert werden. Nur muß man dann freylich der Prinzipien sich schon bemächtigt haben. — Daher erscheint auch das Denken bey Aufstellung eines ordentlichen Syllogismes (der schon für sich selbst eine vollendete oder geschlossene Gedankenreihe ausmacht) als ein Progreß vom Obersatze durch den Untersatz zur Konklusion, ob es gleich oft vorher viele Mühe.

kostete, ehe man zu einer gegebenen Konklusion die allgemeingültigen Prämissen auf dem analytischen Wege fand. Wenn aber in einer Gedankenreihe mehre Schlüsse auf einander folgen, so kann die dadurch entstehende Schlussreihe selbst entweder progressiv oder regressiv ausfallen, je nachdem die folgenden Schlüsse Episyllogismen oder Prosyllogismen der vorhergehenden sind. Man muß daher nicht die prosyllogistische, sondern die episyllogistische eine progressive Schlussreihe nennen (§. 111. Anm. 2. und §. 114. Anm. 1.).

Anmerkung 2.

FRIES in seiner Schrift: Reinhold, Fichte und Schelling (S. 9. und 10.) und in seinem System der Philosophie (§. 177—182.) unterscheidet drey Arten von Systemen nach der Analogie der Urtheile und Schlüsse, nämlich: Das kategorische der Einordnung — das hypothetische der Unterordnung — und das disjunktive der Beyordnung der Gewisheit der Sätze. Das kategorische sey philosophisch, das hypothetische mathematisch, das disjunktive historisch. Ferner sey (nach §. 179.) das kategorische analytisch, das hypothetische synthetisch, und das disjunktive? — Hierüber schweigt der Verfasser; und freylich mußte er wohl schweigen. Denn die ganze Eintheilung ist völlig unstatthaft. Für's erste kann gar nicht von analytischen und synthetischen Systemen, sondern nur von

analytischer und synthetischer Methode die Rede seyn. Soll ein System oder ein wissenschaftliches Ganze von Erkenntnissen zu Stande kommen, so muß man jederzeit bey dessen Konstruktion synthetisch verfahren d. h. von den Prinzipien anheben und zu dem, was davon abhängt, fortschreiten. Diefs ist daher nicht bloß in der Mathematik der Fall, sondern auch in allen andern Wissenschaften. In der Philosophie geht man von den allgemeinsten Begriffen und Sätzen aus und zu den davon abhängigen fort. Die eigentliche Geschichte, wieferne sie die Weltbegebenheiten systematisch erzählt, fängt mit den frühesten bekannten Begebenheiten an als den Bedingungen, wovon die spätern abhängig waren, und schreitet so fort bis auf die Begebenheiten der neuesten Zeit. Die sogenannte Naturgeschichte aber (richtiger Naturbeschreibung), welche der Verf. für das vollkommenste historische oder disjunktive System hält, klassifizirt die Naturprodukte nach Begriffen, indem sie von den allgemeinsten und höchsten (den obersten Gattungen) anhebt und zu den besondersten und niedrigsten (den untersten Arten) fortgeht. Ueberall ist ein synthetischer Progreß, nirgends ein analytischer Regreß in der Konstruktion des ganzen Systemes als eines solchen vorhanden. — Warum aber soll das philosophische System kategorisch, das mathematische hypothetisch, das historische disjunktiv heißen? Sollten diese Ausdrücke passend seyn, so müßte man in der Philosophie nur kategorisch, in der Mathematik nur hypothetisch, in der Historie

nur disjunktiv urtheilen oder schliessen. Denn die Ausdrücke: kategorisch, hypothetisch, disjunktiv, beziehen sich ja ursprünglich auf die Urtheils- und Schlufsformen, und Systeme können ja nur durch Urtheile und Schlüsse entstehen. Urtheilt und schliesst man denn aber in der Philosophie einzig und allein kategorisch, in der Mathematik einzig und allein hypothetisch, in der Historie einzig und allein disjunktiv? — Endlich, warum soll in der Philosophie ein Einordnen, in der Mathematik ein Unterordnen, in der Historie ein Beyordnen der Gewissheit ihrer Sätze ausschliesslich stattfinden? Ueberhaupt, was soll Einordnen, Unterordnen und Beyordnen der Gewissheit der Sätze hier bedeuten? Und wie ist das Einordnen vom Unterordnen und Beyordnen unterschieden? Alle logische Ordnung ist entweder Beyordnung (*coordinatio*), wenn die zu ordnenden Gedanken gleichen logischen Werth (Dignität, Potenz, Sphäre oder wie man es nennen will) haben, oder Unterordnung (*subordinatio*), wenn der eine Gedanke einen höhern, der andre einen niedern logischen Werth hat. So stehen die Begriffe: Organisches Naturprodukt und Thier, im Verhältnisse der Unterordnung, die Begriffe: Thier und Pflanze im Verhältnisse der Beyordnung. So stehen die Sätze: Alles Organische pflanzt sich fort, und: Einiges Organische pflanzt sich durch Begattung fort, im Verhältnisse der Unterordnung, dieser Satz aber und der Satz: Einiges Organische pflanzt sich nicht durch Begattung fort, im Verhältnisse der Beyordnung. Was ist nun das Eingeeordnetseyn der Begriffe und Sätze? Etwa

dafs ein Begriff (z. B. organisches Naturprodukt — Tugend) in andern (z. B. Thier, Pflanze — Gerechtigkeit, Güte) als Merkmal enthalten ist. Dann hat aber jener allemal einen höhern logischen Werth. (Daher heifst auch in jedem ordentlichen kategorischen Schlusse das Subjekt der Konklusion *terminus minor* und das Prädikat als Merkmal desselben *terminus major*). Oder dafs die Gültigkeit eines Satzes (der Konklusion) aus der Gültigkeit andrer (der Prämissen) folgt und daher jener seinen Elementen nach schon in diesen enthalten ist? Dann hat aber jener allemal einen niedern logischen Werth. (Daher ist auch in jedem förmlichen Schlusse die Konklusion das letzte Glied der Gedankenreihe und die Prämissen treten ihm als Gedanken von höherer Würde voraus). Diese Arten der Einordnung sind also nichts anders als Unterordnung, und kommen nicht blofs in den philosophischen, sondern in allen übrigen wissenschaftlichen Systemen vor. Was für eine der Philosophie eigenthümliche Art der Einordnung ist denn also bey jener Eintheilung gemeynt? Wie kann man aber die Gewifsheit der Sätze einordnen, unterordnen und beyordnen? Soll diefs heifsen, die Gewifsheit der Sätze durch Einordnung, Unterordnung und Beyordnung erkennen? — Ueber alles dieses hätte sich der Verf. wohl etwas genauer und bestimmter erklären sollen. Allein es fehlt seinen Erklärungen hierüber durchaus an der nöthigen Genauigkeit und Bestimmtheit, so dafs es scheint, als wenn der Verf. mit sich selbst noch nicht einig gewesen sey und die Sache sich nicht deutlich vorge-

stellt habe. *) — Nach unsrer Ueberzeugung können die Systeme als wissenschaftliche Erkenntnißs Ganze nur, wie das Wissen selbst, in rationale, historische (oder empirische) und gemischte eingetheilt werden.

*) Dies erhellt vorzüglich aus den Aeußerungen des Verf. über das philosophische und historische System in der Schrift: Reinhold u. s. w. In Beziehung auf jenes spricht er von allgemeinen und besondern, übergeordneten und untergeordneten Begriffen und Sätzen — und doch soll es ein System der Einordnung nicht der Unterordnung seyn — vom Bestimmen der besondern als Folgesätze durch die allgemeinen als Grundsätze — und doch soll es kategorisch nicht hypothetisch seyn. In Beziehung auf dieses heist es anfangs, es finde in demselben gar keine Unterordnung der Gewisheit der Sätze statt, und doch heist es gleich darauf, daß die Sätze unter einem allgemeinen Begriffe einander nebengeordnet werden. Also findet ja doch eine gewisse Unterordnung sowohl im philosophischen als im historischen Systeme statt. Wodurch unterscheidet sich denn nun die Unterordnung in diesen Systemen von der in dem mathematischen, und warum heist diese allein oder vorzugsweise Unterordnung, jene dagegen Einordnung und Beyordnung? — Wie stimmt aber mit allen diesen Behauptungen wieder die Behauptung in der Schrift: System der Philoa. (§. 180. am Ende) zusammen: „Jedes System von Grundsätzen ist disjunktiv“ —? Also ist die Philosophie und Mathematik kein System von Grundsätzen, die Historie hingegen ist ein solches? — Weiterhin (§. 182. am Ende) heist es: „Das System der Logik ist kategorisch.“ — Also ist auch die Logik kein System von Grundsätzen? Was sind denn aber die *Principia contradictionis, rationis sufficientis, determinationis logicae*, was ist das *Dictum de omni et nullo*, was ist die Regel: Jeder kategorische Schluß darf nur drey terminos haben? — Und was sind denn die Rechtsgesetze und Tugendgesetze in der praktischen Philosophie? Sind sie keine praktischen Grundsätze?

Die rationalen sind dann entweder philosophisch oder mathematisch, je nachdem in ihnen eine bloß diskursive oder eine intuitive Konstruktion der Begriffe stattfindet. Die Naturgeschichte oder Beschreibung aber gehört nicht zu den rein historischen (denn sie erzählt und beschreibt nichts Einzelnes, wie die eigentliche Historie und die historische Geographie) sondern zu den gemischten Systemen, wie die im engeren Sinne sogenannte Naturlehre. Denn alle Physik (Naturlehre im weitern Sinne) ist theils Physiographie (Naturgeschichte oder Beschreibung) theils Physiologie (Naturlehre im engeren Sinne). Beyde haben es nicht mit einzelnen Gegenständen, sondern mit dem Allgemeinen im Einzelnen zu thun. Das Wissen in denselben ist also empirisch - rational oder gemischt. S. Fundamentalphil. §. 96. und 97.

§. 121. a.

Die logische Vollkommenheit der Erkenntniß besteht in ihrer wissenschaftlichen oder systematischen Form, welche nur durch eine methodische Gedankenbehandlung zu Stande kommt (§. 118. und 119.). Dazu gehört aber als unumgänglich nothwendige Bedingung, daß man seine Gedanken in Ansehung ihres Inhalts, Umfangs und Zusammenhangs genau zu bestimmen suche. Dies geschieht durch Erklären, Eintheilen und Beweisen. Erklärungen,

Eintheilungen und Beweise sind daher die rein logischen Bedingungen der methodischen Gedankenbehandlung, von welchen sofort das zweyte Hauptstück der Methodenlehre in drey besondern Abtheilungen handeln muß.

Anmerkung.

Wenn man seine Gedanken gehörig behandeln und mit einander zu einem systematischen Ganzen vereinigen will, so muß man genau zu bestimmen suchen, 1) was man denkt d. h. was in einem Gedanken enthalten oder begriffen ist, 2) wie vielerley man denkt d. h. auf wie vielerley Dinge der Gedanke sich erstreckt oder was unter ihm begriffen ist, 3) warum man so und nicht anders denkt d. h. wie die Gedanken sich unter einander als Gründe und Folgen bestimmen. Die erste Untersuchung betrifft also den Inhalt, die zweyte den Umfang, und die dritte den Zusammenhang der Gedanken. Der Inhalt aber wird durch Erklärungen, der Umfang durch Eintheilungen, und der Zusammenhang durch Beweise gefunden. — Erklärungen, Eintheilungen und Beweise als Gegenstände der logischen Methodenlehre sind nun wieder analog den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen als Gegenständen der logischen Elementarlehre. In der Erklärung erwägt man den bloßen Begriff eines Dinges als ein an und für sich Gesetztes; in der Eintheilung urtheilt man über die möglichen entgegengesetzten Bestimmungen eines

Dinges; und im Beweise verknüpft man Gedanken, deren Einstimmung man vorher noch nicht kannte. Wir haben also hier wieder das bekannte Verhältniß der These, Antithese und Synthese zwischen den zur logischen Methodenlehre gehörigen Gegenständen, so wie sich auch in jedem derselben für sich betrachtet dasselbe Verhältniß zwischen seinen Elementen wieder finden läßt *).

Der reinen Methodenlehre zweytes Hauptstück.

Von den Grundbedingungen der methodischen Gedanken-
behandlung.

Erste Abtheilung.

Von den Erklärungen.

§. 121. b.

Ein Satz, in dessen Prädikate die Merkmale des Subjektes so angezeigt werden, daß

*) Viele Logiker rechnen zur Methodenlehre auch die Theorie von den Arten des Fürwahrhaltens und den Graden der Ueberzeugung (von Wissen, Glauben, Meynen — Gewissheit, Wahrscheinlichkeit u. s. w.) Allein dieß gehört nicht in die logische, sondern in die fundamentale Methodenlehre. S. Fundamentalphilos. S. 252.

man es dadurch von andern Dingen unterscheiden kann, heisst eine Erklärung (*declaratio — definitio sensu latiori*). Jeder Satz dieser Art ist also ein kategorisches Urtheil (§. 57. Anm. 1.). In demselben heisst das Subjekt das Erklärte (*declaratum — definitum sensu latiori*) und das Prädikat das Erklärende (*declarans — definiens sensu latiori — scilicet membrum*). Durch das zweyte Glied der Erklärung wird also das erste intensiv verdeutlicht, weil dessen Merkmale mit Klarheit vorgestellt werden. Da nun einfache Begriffe keiner intensiven Verdeutlichung fähig sind, so können sie auch nicht erklärt werden (§. 28. und 34.).

Anmerkung.

Durch eine Erklärung wird der Begriff gleichsam aufgeklärt oder heller gemacht, indem man seinen Inhalt genauer kennen lernt; daher der Name im Deutschen. Im Lateinischen heisst sie gewöhnlich *definitio* oder *finitio*, weil dadurch ein Begriff in gewisse Gränzen (*fines*) eingeschlossen wird. Da man aber auch die eigentliche Definizion von andern Arten der Erklärung (z. B. der Deskription) unterscheidet, so wird das Wort *definitio* im weitern Sinne genommen, wenn es auf alle Arten der Erklärung bezogen wird. Sollte es aber nicht schick-

licher seyn, in jener allgemeinen Bedeutung das Wort *declaratio* zu brauchen, welches dem deutschen Ausdrucke genauer entspricht? *) — Auch nennt man zuweilen das zweyte Glied der Erklärung *definitio* im Gegensatze des ersten, welches *definitum* heisst. Da es aber leicht Mißverständnisse veranlassen kann, wenn man das Ganze und den Theil mit einerley Wort bezeichnet, so ist es besser, das zweyte Glied schlechtweg das Erklärende zu nennen, so wie das erste das Erklärte heisst. Manche nennen auch die ganze Erklärung *definitio adplicans* und das Prädikat derselben *definitio adplicata* oder *terminus definiens*. Allein der letzte Ausdruck paßt nur auf einzelne Merkmale, die im Prädikate vom Subjekte aufgezählt werden, und die beyden ersten sind wenigstens sehr unverständlich, indem man gar nicht einsieht, warum das Ganze applizirend und der Theil appliziert heißen soll.

§. 122.

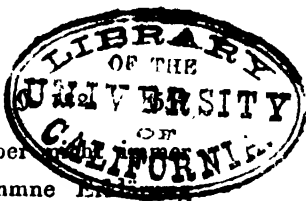
Die Erklärungen sind entweder bloß erläutern (explicantes) oder begrän-

*) In KANT's Logik (§. 103.) wird gesagt, man könne insonderheit die synthetischen Erklärungen willkürlicher Begriffe (wovon hernach das Weitere) Deklarationen nennen, soferne man dadurch seine Gedanken deklarire oder Rechenschaft von dem gebe, was man unter einem Worte verstehe. Ist denn dieß aber nicht bey allen Erklärungen der Fall? Und was ist denn für ein Unterschied zwischen *declaratio* und Erklärung außer diesem, daß jenes lateinisch, dieses deutsch ist?

zend (*definientes*) oder beschreibend (*describentes*). Die erläuternden Erklärungen (Erläuterungen — *explicationes*) geben nur unbestimmt einige Merkmale an, welche eben bekannt und zu einem gewissen Behufe hinreichend sind. Die begränzenden Erklärungen (Begränzungen — *definitiones sensu strictiori*) geben bestimmt nur zwey wesentliche oder Hauptmerkmale an, wovon das eine dem Erklärten mit seinen Geschlechtsverwandten gemein ist (*nota generalis s. genus*) und das andre dasselbe von eben diesen unterscheidet (*nota specialis s. differentia specifica*). Die beschreibenden Erklärungen (Beschreibungen — *descriptiones*) charakterisiren das Erklärte durch eine Menge von Merkmalen, welche zur leichtern Anerkennung desselben dienen sollen. Eine fortgesetzte Entwicklung des Begriffs durch Verknüpfung mehrer Erläuterungen, um dadurch eine Definition oder Deskription vorzubereiten oder zu rechtfertigen heisst eine Erörterung (*expositio*).

Anmerkung 1.

Je genauer (dafs nichts zu viel ist) und vollständiger (dafs nichts fehlt) eine Erklärung ist, de-



sto vorzüglicher ist sie. Da es aber nicht möglich ist, sogleich eine vollkommene Erklärung aufzustellen, so sucht man die Merkmale eines Begriffs nach und nach auf und giebt zur Unterscheidung eines Begriffs von andern durch seine Merkmale anfangs nur diejenigen an, die sich zunächst darbieten und zu jenem Zwecke vorerst hinlänglich sind. Solche Erklärungen können daher auch erste oder vorläufige (*primae s. praeliminaries*) heißen, weil sie zur Auffindung der vollkommnern dienen. An sich betrachtet aber sind sie bloße Erläuterungen eines Begriffs, indem sie den Begriff gleichsam lauterer oder durchsichtiger machen. Im Lateinischen kann man sie am schicklichsten *explicationes* nennen, weil der Begriff dadurch gleichsam entfaltet oder entwickelt wird. Dieses Geschäft des Entfaltens oder Entwickelns kann nun aber fortgesetzt werden, bis der Begriff hinlänglich erörtert oder aus einander gesetzt (*exponirt*) ist, um eine vollkommnere Erklärung aufstellen zu können. Eine solche fortgesetzte Begriffsentwicklung kann daher eine Erörterung (*expositio*) heißen, wiewohl man zuweilen auch die einzelnen Erläuterungen selbst, wodurch der Begriff nach und nach erörtert wird, Expositionen nennt. Wenn also jemand z. B. von der Tugend folgende Erklärungen aufstellt: Sie ist ein gesetzmäßiges Verhalten — ein Verhalten nach den Geboten der Vernunft — ein Verhalten, wodurch wir unsre Pflicht erfüllen — ein Verhalten, wodurch wir die inneren Anregungen des

Gewissens respektiren — ein Verhalten, wodurch wir Achtung gegen unsre moralische Würde beweisen u. s. w. so sind dieß nur vorläufige Erklärungen oder bloße Erläuterungen des Tugendbegriffs, welche zusammen genommen eine Erörterung desselben ausmachen. Man kann aber nun aus den gefundenen Merkmalen diejenigen heraussuchen oder ableiten, welche das zu Erklärende am bestimmtesten charakterisiren und daher als Hauptmerkmale anzusehen sind. Um nämlich den wesentlichen Charakter eines Dinges kennen zu lernen, muß man wissen, zu welcher Gattung und zu welcher Art es gehört d. h. welches Merkmal es mit seinen nächsten Geschlechtsverwandten gemein hat und durch welches es sich wieder von denselben unterscheidet. Durch Angabe dieser Hauptmerkmale wird der Begriff in ganz bestimmte Gränzen eingeschlossen. Eine solche Erklärung heißt daher mit Recht vorzugsweise eine Begränzung oder Definizion. So giebt es außer dem tugendhaften Verhalten mehrere Arten des gesetzmäßigen Verhaltens (z. B. das äußerlich rechtliche, das kluge u. d.). Das Merkmal der Angemessenheit des Verhaltens zum Vernunftgesetze ist daher ein gemeinschaftliches oder generisches Merkmal im Tugendbegriffe, indem dadurch nur eine gewisse Gattung des menschlichen Verhaltens überhaupt bestimmt wird. — Aber durch die innere Achtung gegen das Gesetz unterscheidet sich das tugendhafte Verhalten wesentlich von jenen Arten und macht eine für sich bestehende Art aus — Es ist

also dieß das eigenthümliche oder spezifische Merkmal der Tugend. Fass' ich nun beyde Merkmale in einer Erklärung zusammen, so entsteht folgende Definition des Tugendbegriffs: Tugend ist Angemessenheit des Verhaltens zum Vernunftgesetze aus Achtung gegen dasselbe. Man könnte aber auch von diesem Begriffe eine weitläufigere Erklärung geben, indem man noch mehr ins Spezielle ginge und besondere Aeußerungsarten der Tugend mit aufzählte, z. B. daß die Tugend in einem Verhalten bestehe, wo man aus Achtung gegen die Gebote der Vernunft jedem das Seine gebe und lasse, Hülfbedürftigen wohlthue, Beleidigungen großmüthig verzeihe, fremdes Verdienst willig anerkenne und schätze, für die Pflicht selbst das Leben aufopfere u. s. w. Dieß würde dann eine Beschreibung oder Deskription der Tugend seyn. Durch die letzte Art der Erklärung bekommt der Begriff mehr sinnliche Klarheit; er wird konkreter und daher für den gemeinen Verstand faßlicher; da hingegen die Definition den Begriff weit abstrakter, aber eben darum auch brauchbarer für den Zweck der Wissenschaft darstellt. *)

*) Vielleicht ist es nicht überflüssig, noch zu bemerken, daß man in einem weitern Sinne alle Erklärungen (*declarationes*) ohne Unterschied Explikationen, Expositionen, Definitionen und Deskriptionen nennen könnte, so wie man insonderheit den Ausdruck Definition oft so braucht. Denn es wird freylich in allen etwas explizirt, exponirt, definiert und deskribirt. Wenn aber einmal jene Ausdrücke unterschieden werden sollen, so werden sie wohl am schicklichsten auf die oben angezeigte Art unterschieden.

Anmerkung 2.

Alle erklärungsfähige Begriffe sind entweder als schon fertige Begriffe zur Erklärung gegeben, oder sie werden erst durch die Erklärung selbst gemacht. Sind sie gegeben, so werden sie durch die Erklärung bloß zergliedert; diese heißt daher analytisch. Sind sie gemacht, so werden ihre Merkmale in, mit und durch die Erklärung zu einem Ganzen vereinigt; diese heißt daher synthetisch. Die vorige Erklärung der Tugend war analytisch. Denn der Begriff der Tugend (des pflichtmäßigen Verhaltens aus Pflicht) ist durch die gesetzgebende Vernunft *a priori* gegeben. Eben so der Begriff des Rechts (des gegenseitigen Freyheitsgebrauchs unter äußerem gesetzlichen Schranken) und andre philosophische Begriffe. Hingegen die Begriffe eines Triangels (Figur von drey Seiten), einer Uhr (Instrument zur genauen Abmessung des Zeitverlaufs nach der Bewegung der Sonne oder andrer Weltkörper) u. d. werden erst durch das Zusammendenken der Merkmale selbst hervorgebracht. Ihre Erklärungen sind also synthetisch. Diejenigen Begriffe nun, welche auf einer willkürlichen Synthese des Denk- oder innern Bildungsvermögens beruhen, lassen sich sehr leicht definiren; denn der Verstand darf nur jenem Verfahren mit Aufmerksamkeit folgen, um den Begriff nach seinen Hauptmerkmalen gehörig aufzufassen. Da nun die mathematischen, auf Größen in Raum und Zeit sich beziehenden, Begriffe von dieser Art sind, so lassen sich auch

auch in der Mathematik die Begriffe am leichtesten definiren. In der Philosophie aber hat man es größtentheils mit gegebenen Begriffen zu thun, weil sich dieselben auf das ursprünglich im Gemüthe Bestimmte beziehen. Daher sind in dieser Wissenschaft die Definitionen weit schwerer und man kann sich denselben oft nur durch sukzessive Entwicklung des Begriffs annähern. Dafs aber philosophische Begriffe gar nicht defnirt, sondern blofs exponirt werden könnten, ist eine zu weit getriebne Behauptung. *)

*) In KANT's Krit. d. r. Vern. (S. 756.) heist es: „Genau zu reden kann kein *a priori* gegebner Begriff defnirt werden, z. B. Substanz, Ursache, Recht, Billigkeit „u. s. w.“ — Daher solle man statt Definition bey solchen Begriffen lieber Exposizion sagen. K. sucht diese aus seiner Erklärung der Definition selbst zu beweisen, welche also lautet: „Definiren soll, wie es der Ausdruck selbst giebt, eigentlich nur (?) so viel (?) „bedeuten, als den ausführlichen Begriff eines Dinges innerhalb seiner Gränzen ursprünglich darstellen. — Ausführlichkeit bedeutet die Klarheit und Zulänglichkeit der Merkmale; Gränzen die Präzision, dafs deren „nicht mehr sind, als zum ausführlichen Begriffe gehören; „ursprünglich aber, dafs diese Gränzbestimmung nicht „irgend woher abgeleitet sey und also noch eines Beweises bedürfe.“ — Allein in dem Ausdrucke: Definition, liegt gar nichts weiter als Gränzbestimmung; Ausführlichkeit und Ursprünglichkeit sind beliebig hineingetragen, so dafs jene Definition vom Definiren selbst unrichtig ist, und die „daraus gegen die Möglichkeit philosophischer Definitionen gezogenen Folgerungen ungültig sind. Wenn daher K. von einer Definition, die selbst noch eines Beweises bedürfe, sagt: „welches die „vermeyntliche Erklärung unfähig machen würde, an der „Spitze aller Urtheile über einen Gegenstand zu stehen“ —

Hingegen gegebne Begriffe von empirischen Dingen können nicht definirt, sondern nur deskribirt werden. Ihre Merkmale sind auf der einen Seite zu mannich-

so hat er eigentlich den Stab über *z* gebrochen, was er zufolge seiner vorausgeschickten Definition vom Definiren hinterher über Definitionen urtheilt. Nur so viel ist gewiss, daß die genaue Gränzbestimmung eines Begriffs auf dem Gebiete der Philosophie weit schwieriger als auf dem der Mathematik ist, wo man den Begriff durch die intuitive Konstruktion der Einbildungskraft sogleich realisiren und so die Probe von seiner Richtigkeit machen kann, welches in der Philosophie nicht möglich ist. — In der Logik (§. 99.) erklärt sich auch K. richtiger, indem er sagt: „Eine Definition ist ein zureichend deutlicher und abgemessener Begriff;“ auch spricht er von analytischen Definitionen gegebner Begriffe, hält sie aber für unsicher (§. 104. Anm.), weil man durch keine Probe gewiß werden könne, ob man alle Merkmale eines gegebenen Begriffs durch vollständige Analyse erschöpft habe. Allein von einer andern Seite verwickelt sich eben diese Logik wieder in einen Widerspruch mit sich selbst und mit der Kritik. Diese sagt nämlich (S. 757.): „Weder empirisch noch *a priori* gegebne Begriffe können definirt werden.“ Also behauptet sie, daß auch empirische Begriffe gegeben seyn können. Und in der Logik (§. 101.) heißt es ausdrücklich: „Die gegebenen Begriffe einer analytischen Definition sind entweder *a priori* oder *a posteriori* gegeben, so wie die gemachten Begriffe einer synthetischen Definition entweder *a priori* oder *a posteriori* gemacht sind.“ — Gleichwohl heißt es gleich darauf (§. 102. Anm.) wieder: „Alle empirische Begriffe müssen als gemachte angesehen werden.“ Wie reimt sich denn das? Wenn alle empirische Begriffe gemachte sind, so kann ja von empirisch oder *a posteriori* gegebenen Begriffen nicht die Rede seyn! — Es sind aber in der That nicht alle empirische Begriffe gemacht, sondern bey weitem die meisten sind gegeben, z. B. die Begriffe von

faltig und auf der andern einander zu ähnlich, als daß es möglich wäre, sie durch ein generisches und ein spezifisches Merkmal hinlänglich zu charakterisiren. Daher können die Begriffe, die wir von Wasser, Feuer, Gold, Silber, Vogel, Fisch, Hund, Eiche, Kiefer, Blume u. s. w. haben, nur beschreibend deutlich gemacht werden. Die ganze Naturgeschichte besteht aus solchen beschreibenden Erklärungen der natürlichen Körper, und sollte daher vielmehr Naturbeschreibung heißen. Denn sie erzählt keine Naturbegebenheiten, sondern charakterisirt die Naturdinge nach ihren mannichfaltigen Merkmalen. Wenn nun schon die Gattungen und Arten dieser Dinge nicht definirt werden können, so können es noch weniger die Begriffe von individuellen Dingen. Daher werden entlaufene Menschen, verlorne Sachen u. d. ebenfalls durch Aufzählung einer Menge von eigenthümlichen Merkmalen beschrieben. So viele Merkmale man aber auch im letzten Falle anführen möge, so bleiben immer noch eine unendliche Menge

Wasser, Feuer, Luft u. d. Oder sollen diese Begriffe darum gemacht heißen, weil sie der Verstand aus gewissen Anschauungen und Empfindungen produziert hat? — Dann giebt es überall keine gegebenen Begriffe; denn sie sind alle vom Verstande erzeugt. Soll also überhaupt ein Unterschied zwischen gegebenen und gemachten Begriffen stattfinden, so können nur diejenigen empirischen Begriffe gemacht heißen, welche der Verstand von der wirklichen Wahrnehmung eines empirischen Gegenstandes entwirft und wonach dieser Gegenstand selbst bey seiner Entstehung sich richtet, z. B. der Begriff eines musikalischen Instruments, einer Uhr u. d.

von Merkmalen übrig, weil der Begriff die Anschauung nie erreichen, sondern immer etwas unbestimmt lassen muß, z. B. die bestimmte Schwärze der Haare, die bestimmte Biegung der Nase, die bestimmte Haltung des Körpers u. s. w. Je bestimmter man also beschreiben wollte, desto weitläufiger und unfalschlicher würde die Beschreibung werden, so daß die Einbildungskraft aus der ungeheuern Menge von Merkmalen kein Bild zusammenzusetzen vermöchte. Beschreibungen dürfen daher auch nicht zu lang seyn.

Anmerkung 3.

Man unterscheidet auch Wort - Sach - und Entstehungs - Erklärungen (*definitiones nominales, reales, geneticæ*). Die Nominalerklärungen betreffen bloß die Bedeutung eines Wortes; die Realerklärungen aber sollen das Wesen und die genetischen den Ursprung eines Dinges erklären. Als Beispiele können folgende drey Erklärungen des Zirkels dienen: 1.) Das Wort Zirkel bedeutet eine durchaus gleichförmige krumme Linie. 2.) Ein Zirkel ist eine in sich selbst zurücklaufende Linie, deren sämtliche Theile von einem bestimmten Punkte gleich weit entfernt oder kürzer: deren Radien alle gleich sind. 3.) Ein Zirkel entsteht, wenn man um einen festen Punkt einen beweglichen so lange mit Hinterlassung seiner Spur in immer gleicher Entfernung herumführt, bis der Endpunkt der Bewegung mit dem Anfangspunkte zusammentrifft. Man sieht nun leicht ein, daß die Nominaldefinitionen nichts anders als

bloſſe Explikationen ſind. Sie werden daher auch gewöhnlich als vorläufige Erklärungen gebraucht, um ſich dadurch den Weg zu einer vollkommnern Erklärung zu bahnen. In den Realdeſinitionen wird das Erklärte ſchon als fertig, mithin der Begriff als ein gegebner betrachtet. Sie ſind alſo analytiſch. In den genetischen Deſinitionen hingegen wird das Erklärte erſt im Werden, mithin der Begriff als ein gemachter betrachtet. Sie ſind alſo ſynthetiſch. Die genetischen Erklärungen geben daher auch eine Regel der Konſtruktion an die Hand. So darf man nur, um einen Zirkel zu konſtruiren, nach der dritten Erklärung eine Linie an irgend einem Punkte befeſtigen und an einem andern herumführen, biſ ſie wieder in ihre erſte Lage kommt. Eben dieſe Linie iſt es, welche das bekannte Inſtrument, das daher auch ein Zirkel genannt wird, repräſentirt, ſobald man es öffnet und damit einen Zirkel beſchreibt. Aus der genetischen Erklärung ergiebt ſich dann die reale als eine nothwendige Folge. Denn wenn man auf die angezeigte Art einen Zirkel konſtruirt hat, ſo muß man eine Linie vor ſich haben, die in ſich ſelbſt zurückläuft und deren Radien alle gleich ſind. Es laſſen ſich aber nur ſolche Begriffe genetisch erklären, welche ſich auf in Raum und Zeit darſtellbare Gröſſen beziehen. Denn dieſe werden eben durch die genetische Erklärung gemacht. Da nun die Mathematik ſich mit lauter ſolchen Begriffen beſchäftigt und nur durch genetische Erklärungen das mathematiſche Weſen eines Dinges

erkannt wird, so pflegen die Mathematiker solche Erklärungen auch reale, und die übrigen nominale zu nennen. *)

Anmerkung 4.

Wenn mehre Erklärungen nach einander aufgestellt werden, die sich auf einander beziehen, so können diejenigen, welche einen gewissen Begriff nach seinen Hauptmerkmalen darlegen, Haupterklärungen (*primariae*), diejenigen aber, welche ein bloßes Merkmal jenes Begriffes weiter entwickeln, Nebenerklärungen (*secundariae*) genannt werden. In der Nebenerklärung ist also das Erklärte (*declaratum*) ein Theil des Erklärenden (*declarantis*) von der Haupterklärung. Die Erklärungen: Ein Triangel ist eine dreyseitige Figur, und eine Figur ist ein in bestimmte Gränzen eingeschlossener Raum, verhalten sich also wie Haupt- und Nebenerklärung zu einander. Durch die Nebenerklärung bekommt ein Begriff Ausführlichkeit oder Deutlichkeit in der zweyten Potenz (§. 35.). Dafs man dann durch eine neue Nebenerklärung die vorige zur Haupt-

*) Einige nennen die genetischen Erklärungen auch praktische und die übrigen theoretische. — Noch Andre unterscheiden Verbal- und Nominal-Erklärungen, so dafs jene die Bedeutung eines Wortes, diese das Verhältniß eines Begriffes zu andern anzeigen, mithin den Begriff durch bloß äußere Merkmale erklären sollen. Man sieht aber nicht ein, wie durch jene Ausdrücke ein solcher Unterschied bezeichnet werden könne, da die *Nomina* nicht bloße Verhältnisse der Dinge, sondern auch die Sachen selbst anzeigen.

klärung erheben und diese Operation so lange fortsetzen könne, bis man auf einfache Begriffe kommt, versteht sich von selbst.

§. 123.

Wenn eine Definition logisch vollkommen seyn soll, so muß sie seyn

1) angemessen (*adaequata*), folglich weder zu weit (*latior definito*) noch zu eng (*angustior definito*).

2) genau oder abgemessen (*praecisa*), folglich bloß wesentliche und ursprüngliche Merkmale enthaltend.

3) nicht identisch, folglich weder in der Haupt- noch in der Nebenerklärung das Erklärte wiederhohlend, in welchem Falle eine Zirkelerklärung (*orbis in definiendo*) entsteht.

4) verständlich, folglich dem Sprachgebrauche gemäß, in eigentlichen Ausdrücken und möglichst kurz abgefaßt.

Anmerkung 1.

Wenn eine Definition zu weit ist, so ist ihr Inhalt zu klein und ihr Umfang zu groß, so wie, wenn sie zu eng ist, ihr Inhalt zu groß und ihr Umfang zu klein ist. Um nicht in diesen Fehler zu fallen, muß man stets ein möglichst nahes generisches und spezielles Merkmal anführen. So ist die

bekannte Erklärung: Der Mensch ist ein vernünftiges Thier, eigentlich zu weit, weil es auf andern Weltkörpern auch andre vernünftige Thierarten geben kann; es müßte wenigstens heißen: Erdenthier, um ein näheres *Genus* anzugeben. Sagte hingegen jemand: Der Mensch ist ein vernünftig handelndes Erdenthier, so wäre die Erklärung zu eng, weil nicht nur Kinder, sondern auch manche Erwachsene nicht vernünftig handeln; es müßte bloß die Vernünftigkeit überhaupt als eine höhere Differenz angegeben werden. Denn durch ~~die~~ vernünftige Handeln unterscheidet sich ein Mensch vom andern, durch die Vernunftanlage aber der Mensch überhaupt vom bloßen Thiere. Um aber einen solchen Fehler zu entdecken, darf man nur den Versuch machen, ob sich eine Definition ohne Veränderung der Quantität rein und kontraponirend umkehren lasse (§. 65.). Wenn die Erklärung: Der Triangel ist eine dreyseitige Figur, adäquat ist, so muß man auch sagen können, sowohl: Jede dreyseitige Figur ist ein Triangel, als: Keine nicht dreyseitige Figur ist ein Triangel. Wenn sich aber eine Definition zwar kontraponiren, aber nicht rein umkehren läßt, so ist sie allemal zu weit, z. B. Ein Zirkel ist eine regelmäßige krumme Linie. Denn da die Ellipsen und viele andre krumme Linien auch regelmäßig sind, so kann man zwar sagen: Keine unregelmäßige krumme Linie ist ein Zirkel, aber nicht: Jede regelmäßige krumme Linie ist ein Zirkel. Wenn hingegen eine Definition sich zwar rein umkehren, aber

nicht kontraponiren läßt; so ist sie allemal zu eng, z. B. Ein Triangel ist eine Figur von drey geraden Seiten. Denn da es auch sphärische und viele andre krummlinige Triangel giebt, so kann man zwar sagen: Jede Figur von drey geraden Seiten ist ein Triangel, aber nicht: Keine Figur, die nicht drey gerade Seiten hat, ist ein Triangel.

Anmerkung 2.

Aufserwesentliche oder zufällige Merkmale sind nicht charakteristisch genug; und da sie bald daseyn bald wegseyn, auch an andern Dingen angetroffen werden können, die nicht unter einem zu erklärenden Begriffe stehen, so machen sie, in eine Definition aufgenommen, dieselbe bald zu weit, bald zu eng. Die bekannte Platonische Erklärung: Der Mensch sey ein zweybeiniges Thier ohne Federn, konnte, weil sie nur aufserwesentliche Merkmale enthält, leicht durch einen gerupften Hahn als zu weit widerlegt werden. Und wenn es der auch mit dem Menschen spielenden Natur einmal einfiele, einen befiederten Menschen (einen wirklichen Papageno) aufzustellen, wie sie unser Geschlecht schon mit borstigen, stacheligen oder schuppigen Individuen bereichert hat, so würde jene Definition auch zu eng werden. Wenn aber auch eine Definition nicht bloß aus solchen Merkmalen bestünde und durch die Einmischung derselben unter die wesentlichen ihrer Angemessenheit kein Abbruch geschähe, so würde es doch schon ein Fehler gegen die logische

Präzision oder Abgemessenheit seyn, dergleichen Merkmale, die das Erklärte nicht bestimmt genug charakterisiren, in die Definition aufzunehmen. Aus demselben Grunde müssen auch die abgeleiteten Merkmale aus einer Definition entfernt werden; denn wenn sie auch dem Erklärten nothwendig zukommen, so überladen sie doch die Erklärung mit überflüssigen Zusätzen, indem solche Merkmale nicht das ursprüngliche Wesen des Dinges selbst, sondern eine bloße Folge von demselben ausdrücken. So ist in der Erklärung: Der Zirkel ist eine krumme in sich selbst zurücklaufende Linie, deren sämtliche Theile vom Mittelpunkte gleich weit abstehen, die Präzision verletzt, obgleich übrigens die Erklärung richtig ist. Denn daß jene in sich selbst zurücklaufende Linie krumm und dieser Punkt, von dem alle Theile der Linie gleich weit abstehen, Mittelpunkt sey, ist eine bloße Folge des Zurücklaufens und des gleichen Abstandes. Es sind also abgeleitete Merkmale unter die ursprünglichen gemischt, mithin die Definition nicht abgemessen genug. *)

*) Manche Mathematiker, die den Mittelpunkt vermeiden wollen, sagen statt dessen: von einem gewissen Punkte innerhalb der Linie. Allein auch dieß ist eine überflüssige Bestimmung. Denn es ist wieder Folge des gleichen Abstandes, daß dieser Punkt nicht außerhalb des Zirkels liegen kann. In der genetischen Erklärung des Zirkels kommen ähnliche Fehler vor, z. B. wenn es heißt: der Zirkel entsteht, wenn man eine gerade Linie an dem einen Endpunkte bevestigt und an dem andern herumfährt u. s. w. Denn um einen Zirkel zu

Anmerkung 3.

Durch eine Zirkeldefinition d. h. eine solche, welche das Erklärte wieder in das Erklärende einmischt, mithin es von sich selbst als Merkmal prädicirt, wird eigentlich gar nichts erklärt; z. B. Schönheit ist die schöne Beschaffenheit eines Dinges; Gesetz ist eine gesetzliche Vorschrift. In diesem Falle ist der Zirkel unmittelbar. Wenn aber das Erklärte erst in der Nebendefinition zum Vorschein kommt, so ist er mittelbar oder entfernt; z. B. Gesetz ist die Willenserklärung eines Oberen, und ein Oberer ist derjenige, welcher Gesetze giebt. Auch kann der mittelbare Zirkel noch weiter hinausgeschoben seyn; z. B. wenn die vorige zweyte Erklärung hiesse: Ein Oberer ist derjenige, welcher andre beherrscht, und andre beherrschen heist ihnen Gesetze geben. Der Erklärungszirkel kann aber, er mag unmittelbar oder mittelbar seyn, sowohl offenbar als versteckt seyn, je nachdem man das Erklärte mit denselben oder mit andern gleichgeltenden Worten wiederholt. In allen vorigen Beyspielen war er also offenbar. Versteckt würde er in folgen-

beschreiben, braucht man nicht gerade die Endpunkte einer geraden Linie zu nehmen. Dies ist bloß etwas Zufälliges. Denket zwey mittlere Punkte einer krummen Linie, einen als fest, den andern als beweglich und laßt diesen jene Bewegung machen, so entsteht eben so gut ein Zirkel, wenn nur die krumme Linie immer einerley Krümmung, mithin die angenommenen Punkte dieselbe Entfernung behalten. In dieser Entfernung liegt alsdann der *Radius*, den ihr im Sinne hattet.

den Erklärungen seyn: Recht ist die Befugniss etwas zu thun oder zu lassen — Dankbarkeit ist die Tugend der Erkenntlichkeit. Doch können solche Erklärungen allenfalls als Nominal- und Präliminar-Erklärungen zugelassen werden. Versteckte Zirkel, besonders wenn sie zugleich mittelbar oder entfernt sind, kommen sehr häufig vor, indem man sich sehr leicht durch die Verschiedenheit des Ausdrucks täuschen läßt, so daß man sich einbildet, die Begriffe erklärt zu haben, während man nur die Ausdrücke gewechselt hat. Man muß sich daher vor diesem Fehler vorzüglich in Acht nehmen. — Die Alten nannten den Erklärungszirkel auch *Diallele*, weil man dann Erklärtes und Erklärendes gegenseitig durch einander (*δι' ἀλλήλων*) erklärt, so wie auch ein ähnlicher Fehler im Beweisen diesen Namen führt.

Anmerkung 4.

Daß Erklärungen verständlich seyn müssen, versteht sich von selbst. Denn wozu erklärt man denn? — Eine unverständliche Erklärung ist um nichts besser, als eine unpoetische Poesie. Es ist daher ein großer Fehler vieler neueren philosophischen Werke, daß sie ihre Erklärungen so oft in ein mystisches Dunkel hüllen, und daher *obscurum per aequè obscurum* oder gar *per obscurius* erklären. Freylich mag es den Erklärern oft selbst an deutlichen Begriffen fehlen; daher sie denn statt der Verdeutlichung nichts als einen Schwall dunkler Worte geben können. Oder soll etwa die Dunkelheit eine

tiefliegende Weisheit vermuthen lassen? — Es gehört aber zur Verständlichkeit des Ausdrucks in Erklärungen,

1) daß derselbe dem Sprachgebrauche gemäß sey. Denn da durch diesen die Worte als Gedankenzeichen in Ansehung ihrer Bedeutung sowohl im Einzelnen als in Verbindung schon bestimmt sind, so nimmt natürlich jeder, der gewisse Worte hört oder liest, dieselben im gewöhnlichen Sinne. Es müssen daher Mißverständnisse aller Art, und wenn die Erklärung auch im Sinne des Urhebers richtig war, doch für Andre falsche Vorstellungen von dem Erklärten aus der Abweichung vom Sprachgebrauche entstehen. Wäre aber eine solche Abweichung nöthig, weil der angenommene Gebrauch gewisser Worte zur Bezeichnung gewisser Begriffe nicht immer angemessen und bestimmt genug ist, so müßte wenigstens durch eine beygefügte Bemerkung oder Nominalerklärung angezeigt werden, wie man dieses oder jenes Wort hier nehme, ob in einem weitem oder engern Sinne als dem gewöhnlichen u. s. w.

2) daß man die Erklärungen nicht in bildlichen (*tropicis*) sondern in eigentlichen Ausdrücken (*verbis propriis*) abfasse. Denn Bilder (*tropi*) sind gleichsam logische Hieroglyphen und fordern selbst wieder eine Erklärung. Sie deuten nicht die Sache selbst, sondern nur etwas ihr Aehnliches an; z. B. wenn man sagt: Leidenschaften sind Krankheiten der Seele. Indessen sind doch manche ursprünglich bildliche Ausdrücke (z. B. vorstellen, ein-

sehen, begreifen u. d.) durch den Gebrauch schon längst zu eigentlichen gestempelt, so daß dieselben auch in Erklärungen unbedenklich gebraucht werden können, ja oft müssen, weil man keine andern hat.

3) daß man sich möglichst kurz fasse. Denn eine weitschweifige Definizion ist nicht nur dem Gedächtnisse (wenn sie von diesem treu aufbewahrt werden soll) sondern selbst dem Verstande, der das Ganze mit Einem Blicke umfassen soll, lästig. Daher sind Tautologien nirgends übler als in Erklärungen angebracht. Doch darf die Kürze auch nicht so lakonisch seyn, daß dadurch der Deutlichkeit oder gar der Vollständigkeit Abbruch geschähe.

Anmerkung 5.

Die bisher aufgestellten Regeln betreffen zunächst nur die Definitionen im eigentlichen Sinne. In Ansehung der übrigen Arten der Erklärungen finden einige Modifikationen und Ausnahmen statt. Da nämlich die bloßen Explikationen auf logische Vollkommenheit im Erklären keinen Anspruch machen, sondern nur zur Auffindung des Vollkommern dienen sollen, so nimmt man es mit ihnen nicht in allen Stücken so genau. Sie sind schon brauchbar, wenn sie nur irgend ein wahres Merkmal enthalten, durch das man auf andre geleitet werden kann. Sie können daher bald zu weit, bald zu enge seyn. Auch läßt sich ein zufälliges und abgeleitetes Merkmal dazu brauchen, die wesentli-

chen und ursprünglichen aufzufinden. Selbst das Erklären im Zirkel ist hier nicht ganz verwerflich, wenn dadurch nur wenigstens der Ausdruck einfacher oder deutlicher gemacht wird. Wenn z. B. jemand sagt: Die Rechtslehre ist die Wissenschaft vom Rechte, so ist dadurch diese Explikation freylich der Begriff selbst nicht erklärt; aber es ist doch dadurch der Ausdruck verdeutlicht und dieß kann den Geist weiter zur Verdeutlichung des Begriffes führen. Die Verständlichkeit aber kann den Explikationen um so weniger erlassen werden, da sie oft nur zur Verdeutlichung des Ausdrucks dienen sollen. Doch sind bildliche Ausdrücke in ihnen weniger fehlerhaft als in Definitionen, weil jene durch ihre Aehnlichkeit mit dem zu Erklärenden etwas zur Verdeutlichung des Begriffes beytragen können. — Was die Deskriptionen betrifft, so müssen diese wie die Definitionen durchaus adäquat seyn, und dürfen auch keinen Zirkel enthalten. Aber so abgemessen, daß gar kein abgeleitetes oder zufälliges Merkmal in ihnen vorkäme, brauchen sie nicht zu seyn. Denn die Beschreibungen sollen eben die Merkmale eines Dinges möglichst vollständig angeben. Daher können sie auch nicht so kurz wie Definitionen seyn. Daß sie aber auch in Ansehung der Länge nicht exzediren dürfen, ist bereits oben bemerkt worden. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß eine Erklärung, wenn sie wirklich andeuten soll, was das Ding sey, nicht aus lauter verneinenden Merkmalen bestehen dürfe. Negative Merkmale dienen nur zur

Unterscheidung einer Sache von der andern, und können daher bloß zu Explikationen, die als nominale und präliminäre Erklärungen dienen sollen, gebraucht werden.

Des zweyten Hauptstücks zweyte Abtheilung.

Von den Eintheilungen.

§. 124.

Ein Satz, in dessen Prädikate das unter dem Subjekt' enthaltene Mannichfaltige als entgegengesetzt dargestellt wird, heist eine Eintheilung (*divisio*). Jeder Satz dieser Art ist also ursprünglich ein disjunktives Urtheil (§. 57. Anm. 3.), kann aber auch als ein kategorisch - kopulatives ausgedrückt werden (§. 60. Anm. 3.). In demselben heist das Subjekt das eingetheilte Ganze (*totum divisum*) und das Prädikat die Eintheilungsglieder (*membra dividenda*). Durch das Prädikat wird also das Subjekt extensiv verdeutlicht, weil dessen Umfang mit Klarheit vorgestellt wird. Da
nun

nun Einzel-Begriffe keiner extensiven Verdeutlichung fähig sind, so können sie auch nicht eingetheilt werden (§. 29. und 34.).

Anmerkung 1:

Die Eintheilung eines Begriffs ist keine Theilung (*analysis*) desselben; denn diese geschieht durch Darstellung seines Inhalts in erklärenden Sätzen. Die Eintheilung bezieht sich lediglich auf dessen Umfang und beruht daher auf der Verknüpfung (*synthesis*) eines gewissen Merkmals mit einem gewissen Begriffe, in Rücksicht auf welches derselbe näher bestimmt wird. Daher ist der Inhalt des Eintheilungsgliedes gröfser als der des eingetheilten Ganzen, da hingegen dieses einen gröfseren Umfang als jenes hat (§. 27.). Bey jeder Eintheilung liegt also ein gewisses Merkmal zum Grunde, worauf man reflektirt und welches gleichsam der Gesichtspunkt ist, aus welchem man das Ganze betrachtet. Dieser Gesichtspunkt heifst der Eintheilungsgrund (*fundamentum dividendi*). In der Eintheilung: Die Winkel sind entweder rechte oder schiefe, ist also der Begriff des Winkels das eingetheilte Ganze, die Begriffe des Rechten und Schiefen die Eintheilungsglieder, und die Gröfse der Schenkelneigung der Eintheilungsgrund. Wenn man nun jenen eintheilenden Satz so ausdrückt: Die Winkel sind rechte und schiefe, so erscheint derselbe zwar vermittelt des kopulativen Prädikats als kategorisch, aber seinem Wesen und Ursprunge nach ist er dennoch disjunkt.

tiv. Denn das *wand* bedeutet hier nichts anders als theils, theils, da kein Winkel zugleich recht und schief seyn kann.

Anmerkung 2.

Von der Eintheilung ist wesentlich verschieden die Unterscheidung (*distinctio*). Diese bestimmt den grammatischen Umfang der Worte und sondert dadurch Worte von ähnlicher Bedeutung oder die verschiedenen Bedeutungen eines und desselben Wortes von einander ab. Jene aber bestimmt den logischen Umfang der Begriffe. So ist es eine bloße Distinkzion, wenn jemand sagt: Welt bedeutet entweder den Inbegriff alles Endlichen (Gott hat die Welt erschaffen) oder einen Weltkörper (Cook hat die Welt umsegelt) oder einen Theil desselben (Columb entdeckte eine neue Welt) u. s. w. Sagt er hingegen: Die Welt ist entweder eine sinnliche oder eine intelligible, so ist dieß eine Division. — Diese muß daher auch von der Zertheilung (*partitio*) wohl unterschieden werden, worunter die Vorstellung eines zusammengesetzten Ganzen (*totius compositi*) als zerlegt in seine Bestandtheile (*partes integrantes*) zu verstehen ist, z. B. Die Welt besteht (nach der alten sinnlichen Vorstellungsart) aus Himmel und Erde — Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Zuweilen läßt sich aber die Partizion auch als eine Division darstellen, wenn man den Begriff der Theile als einzutheilendes Ganze betrachtet, z. B. die Partizion: Der menschliche Körper besteht

aus festen und flüssigen Theilen, läßt sich in die Division verwandeln: Die Theile des menschlichen Körpers sind entweder feste oder flüssige. Wenn das zusammengesetzte Ganze ein Räsonnement über ein gewisses Thema (Begriff oder Satz) ist, so nennt man die dem Ganzen vorausgehende Angabe seiner Theile zwar auch eine Eintheilung. Diese ist aber in Beziehung auf das Räsonnement als ein aus Gedanken und entsprechenden Worten zusammenzusetzendes Ganze nichts anders als eine Zertheilung desselben in der Idee (*partitio idealis*), welche auch die Anordnung desselben (*dispositio*) heißt. Dadurch soll in Beziehung auf das Thema selbst, worüber räsonnirt wird, das in der Einheit desselben verborgene Mannichfaltige im Allgemeinen vorausbestimmt werden, damit das Räsonnement vom Verstande als ein wohlgeordnetes Ganze aufgefaßt und vom Gedächtnisse desto leichter behalten werden könne. Hierbey kann man nun auf verschiedene Weise verfahren. Man kann 1.) eine Definition des Hauptbegriffs zum Grunde legen und die Theile des Räsonnements nach den darin enthaltenen Merkmalen bestimmen; z. B. wenn jemand vom Menschen handelte, a.) wiefern er ein animalisches, b.) wiefern er ein rationales Wesen ist. — Man kann 2.) eine Division zur Grundlage machen; z. B. wenn jemand vom Menschen a.) im rohen Naturstande, b.) im kultivirten geselligen Stande handelte. — Man kann 3.) auch eine wirkliche Partizion des Themas der Partizion des Räsonnements zum Grunde legen; z. B.

wenn jemand vom Menschen a.) in Ansehung seines Leibes, b.) in Ansehung seiner Seele handelte; wobey man sich jedoch hüten muß, daß die Partizion des Themas nicht als eine bloße Zerschneidung (*dissectio*) erscheine; z. B. wenn jemand von der Tugend der Wohlthätigkeit, a.) von der Tugend, b.) von der Wohlthätigkeit — oder von der Langmuth Gottes gegen den Sünder, a.) vom Sünder, b.) von Gott, c.) von der Langmuth desselben gegen jenen handelte. Der eine Theil steckt dann gewöhnlich schon im andern, oder das Ganze in einem der Theile. — Man kann endlich 4.) auch bloß nach gewissen allgemeinen Gesichtspunkten als Titeln, unter welche sich jedes Thema bringen läßt, die Eintheilung machen; z. B. wenn jemand einen Begriff oder Satz a.) erklärt, b.) beweist, c.) anwendet. Diese Art zu disponiren aber ist am wenigsten zu empfehlen, weil dadurch die verschiedenartigsten Themen über Einen Leisten geschlagen werden und so die Abhandlungen ein chrenmäßiges pedantisches Ansehen gewinnen. Sie ist daher bloß zur Abwechslung zu gebrauchen, wenn jemand oft über ähnliche Gegenstände (wie ein Prediger über unveränderliche oft sehr trockne Texte) zu reden hat.

§. 125.

Die Eintheilungen sind entweder zweytheilig (*dichotomiae*) oder vieltheilig (*polytomiae*), in welchem Falle sie nach der Zahl der Theilungsglieder dreytheilig

(*trichotomiae*), viertheilig (*tetrachotomiae*) u. s. w. genannt werden. Eine rein logische Eintheilung kann nur durch kontradiktorische Begriffe (§. 38. Anm. 2. und 3.), mithin dichotomisch gemacht werden. Da man aber ein und ebendasselbe Ganze aus mehreren Gesichtspunkten und ein Theilungsglied desselben von neuem als einzutheilendes Ganze betrachten kann, so können mehrere sowohl dichotomische als polytomische Eintheilungen einander bey- oder untergeordnet werden, in welchem Falle Neben- und Untereintheilungen (*co- et subdivisiones*) entstehen. Ein System solcher Eintheilungen heißt eine Klassifikation (§. 43.) und wird gewöhnlich in Form einer Tabelle dargestellt.

Anmerkung.

Da man in logischer Hinsicht über die Beschaffenheit eines Dinges weiter nichts weiß, als daß ihm irgend ein Merkmal entweder zukommen oder nicht zukommen müsse, so kann eine streng logische Eintheilung nur aus zwey direkt entgegengesetzten Gliedern bestehen, z. B. Die Winkel sind entweder recht oder nicht recht — Die Menschen sind entweder weißfarbig oder nicht weißfarbig. Sieht man aber auf die reale Beschaffenheit der Dinge, wieferne

sie entweder *a priori* oder *a posteriori* erkannt wird, so kann die Eintheilung auch mehrgliedrig seyn, z. B. Die Winkel sind entweder recht oder spitz oder stumpf — Die Menschen sind entweder weißfarbig oder schwarzfarbig oder olivenfarbig oder kupferfarbig u. s. w. Solche Eintheilungen lassen sich aber auf dichotomische leicht zurückführen, wenn man die zwey ersten Glieder kontradiktorisch macht und dann das Eine Glied von neuem eintheilt, wovon gleich nachher. Reflektirt man auf die mögliche Synthese entgegengesetzter Bestimmungen, so kann man solche Eintheilungen, sie mögen Glieder haben, so viel sie wollen, auch dreygliedrig machen, so daß die Glieder der Eintheilung als These, Antithese und Synthese erscheinen. So kann man den rechten und spitzen Winkel als These und Antithese, den stumpfen Winkel aber als Synthese beyder betrachten. Denn jeder stumpfe Winkel enthält mehr als 90 Grad, welches *Plus* einen spitzen Winkel giebt, der zu dem rechten ($= 90^\circ$) hinzutritt, und so einen stumpfen bildet. Eben so kann man die übrigen Arten der Hautfarbe des menschlichen Körpers, welche dunkler als die weiße und heller als die schwarze sind, als das dritte synthetische Glied der Eintheilung betrachten und alle Menschen, welche weder weiß noch schwarz aussehen, mittelfarbige nennen. — Sind nun bey einer zu machenden Eintheilung die Eintheilungsgründe verschieden, aus welchen man das einzutheilende Ganze betrachten kann, so entstehen mehr beygeordnete Eintheilungen

oder Kodivisionen, z. B. Die Triangel sind in Ansehung der Winkel recht- und schiefwinkliche — in Ansehung der Seiten gleich- und ungleichseitige. Nimmt man aber Eins von den Gliedern wieder als einzutheilendes Ganze an, so entstehen untergeordnete Eintheilungen oder Subdivisionen, z. B. Die schiefwinklichen Triangel sind spitz- und stumpfwinkliche, und die ungleichseitigen haben theils lauter ungleiche theils zwey gleiche Seiten (sind gleichschenkelig). Diejenigen Eintheilungen, unter welchen die Subdivisionen stehen, heißen die obern (*superiores*) und die erste unter denselben die Haupt- oder Grundeintheilung (*primaria s. fundamentalis*). Jede von ihnen muß aber ihren besondern Eintheilungsgrund haben. — Macht man nun eine polytomische Eintheilung nach der logischen Determinazion durch kontradiktorische Merkmale dichotomisch, so bekommt man destomehr Subdivisionen, jemehr Glieder die erste Eintheilung hatte, z. B. Die Menschen sind entweder weißfarbig oder nicht weißfarbig — die nicht weißfarbigen entweder schwarzfarbig oder nicht schwarzfarbig — die nicht schwarzfarbigen u. s. w. Die Eintheilung ist zwar dann logisch schärfer, aber auch weitläufiger und langweiliger. Man zieht daher oft der Kürze wegen die polytomischen Eintheilungen den dichotomischen vor. — Stellt man endlich die in Beziehung auf einen gewissen Hauptbegriff möglichen Eintheilungen so vollständig, als es zu einer gewissen Absicht nöthig und dienlich ist, in Reihe und Glied neben und

unter einander auf, so bekommt man ein System von Eintheilungen, wodurch die Begriffe in Ansehung ihres Ranges (d. h. ihres gleichen, grössern oder kleinern Umfangs) gleichsam in gewisse Klassen vertheilt werden und welches man daher eine Klassifikation nennt. Die förmliche Darstellung derselben für das Auge heisst eine logische Tafel oder Tabelle. Beispiele s. §. 59. 60. 68. Anm. §. 115. Anm.

§. 126.

In einer regelmässigen Eintheilung darf

1.) kein Theilungsglied fehlen oder zu viel seyn.

2.) die Theilungsglieder müssen so unterschieden seyn, daß sie sich wechselseitig ausschliessen.

3.) die Untereintheilungen dürfen nicht mit den Obereintheilungen vermischt werden.

4.) muß man auch die Eintheilungen nicht zwecklos vervielfältigen, sondern um der Zweckmässigkeit der Eintheilung willen bloß fruchtbare und zur Sache gehörige Eintheilungsgründe wählen.

Anmerkung 1.

Da jede Division als ein disjunktives Urtheil einen Begriff als ein Ganzes mit seinen Theilen dar-

stellen soll, so müssen die Theilungsglieder zusammen genommen dem eingetheilten Ganzen gleich seyn; welches der Fall nicht ist, wenn ein Theilungsglied fehlt d. h. wenn ein niederer Begriff weggelassen ist, der zugleich mit den übrigen unter dem höheren steht, z. B. Gesetzliche Bestimmungen sind entweder Gebote oder Verbote [oder Erlaubnisse]. Die Definition des Ganzen muß aber auch auf jedes Theilungsglied passen; welches nicht stattfindet, wenn ein Theilungsglied zu viel ist d. h. wenn ein Begriff als Theilungsglied aufgeführt ist, der doch nicht unter dem Begriffe des Ganzen steht, z. B. Mathematische Figuren sind entweder Körper oder Flächen [oder Linien oder Punkte].

Anmerkung 2.

Wenn sich die Theilungsglieder einer angeblichen Division nicht ausschließen, so ist gar keine Disjunkzion vorhanden, mithin auch keine wirkliche Division. In dem Satze: Die Handlungen der Menschen sind entweder gut oder nützlich, ist ein Glied in dem andern enthalten, da die guten Handlungen auch nützlich und die nützlichen gut seyn können, gesetzt auch, daß sie es nicht immer wären. Es ist also der Begriff der menschlichen Handlungen gar nicht wirklich dividirt worden. Dieser Fehler entspringt immer daher, daß man nicht bey Einem Theilungsgrunde stehen bleibt, mithin die Glieder von Kodivisionen als Glieder Einer Division zusammenstellt. So war die eben angeführte Eintheilung

aus den beyden Kodivisionen zusammengeschmolzen:
Die menschlichen Handlungen sind in Ansehung ihres
innern (absoluten) Werthes gut oder böse — ihres
äußern (relativen) nützlich oder schädlich.

Anmerkung 3.

Die Eintheilungen müssen so viel als möglich
stetig seyn, so dafs man nur stufenweise von einer
Eintheilung zur andern fortgehe, damit kein *saltus*
oder *hiatus in dividendo* entstehe. Jene Stetigkeit
fällt nun weg, sobald man die Glieder einer untern
Division als Glieder einer obern zugleich mit auf-
führt. Wenn z. B. die Alten sagten: *Philosophia*
est vel rationalis vel naturalis vel moralis, so waren
die beyden ersten Glieder blofse Unterglieder von
der theoretischen Philosophie, welcher die moralische
als praktische Philosophie entgegensteht. Es muß
also jeder Theil einer Division unmittelbar, und
nicht als Theil des Theils unter dem Ganzen enthal-
ten seyn. Indessen erlaubt man sich doch zuweilen
der Kürze wegen einen solchen Sprung im Einthei-
len. So sagen viele Mathematiker: Die Winkel sind
entweder recht oder spitz oder stumpf, ob es gleich,
wenn die Eintheilung stetig seyn sollte, heißen
müßte: Die Winkel sind entweder recht oder schief,
und die schiefen entweder spitz oder stumpf.

Anmerkung 4.

Man kann eigentlich mit Eintheilen ins Unend-
liche fortfahren. Denn da sich in Ansehung höherer

und niederer Begriffe kein absolut niedrigster bestimmen läßt (§. 44. nebst Anm.), so können die Subdivisionen ins Unendliche fortgehen. Die Kodivisionen können es aber auch. Denn alle mögliche Relationen der Begriffe lassen sich nicht erschöpfen und jede Relazion kann als Eintheilungsgrund zu einer neuen Division gebraucht werden. So kann man die Menschen eintheilen in Ansehung des Alters, des Geschlechts, der Farbe, der Kenntnisse, des Vermögens, des Ranges, der Lebensart, der Bildung, der Kleidung, des Aufenthalts u. s. w. Es würde aber lächerlich seyn und die Eintheilungen völlig unbrauchbar machen, wenn man sie auf diese Art ins Unendliche vervielfältigen wollte. Man beschränkt sie also absichtlich d. h. man macht sie (komparativ) endlich, indem man ihnen nur diejenige Vollständigkeit giebt, welche zu einer gewissen Absicht hinreicht. Dadurch werden die Eintheilungen erst zweckmäfsig. Zu dem Ende muß man schon bey der Wahl der Eintheilungsgründe darauf sehen, daß sie fruchtbar und zur Sache gehörig seyen. Ein Eintheilungsgrund ist fruchtbar, wenn sich daraus eine Eintheilung ergibt, aus der sich anderweite wichtige Folgerungen ableiten lassen, und zur Sache gehörig, wenn diese Folgerungen in einer nähern Beziehung auf den Zweck stehen, um dessen willen man den Umfang eines Begriffs zu erforschen suchte. Daher kann ein Eintheilungsgrund in der einen Hinsicht brauchbar, in der andern unbrauchbar seyn. Die Soldaten z. B. werden sehr

schicklich nach der Art, wie sie sich fortbewegen, ob zu Fuß oder zu Pferde, in Fußgänger und Reiter eingetheilt, weil dieser Unterschied auf ihre Bestimmung als Soldaten einen bedeutenden Einfluss hat. Wer aber von dem Menschen und dessen Bestimmung überhaupt handelte, würde nach jenem Eintheilungsgrunde eine ganz zwecklose Eintheilung machen. Hier würde dagegen die Eintheilung der Menschen nach ihrer Gesinnung und Handlungsweise in sittlich gute und böse zweckmäßig seyn. Und so in allen ähnlichen Fällen.

Des zweyten Hauptstücks

dritte Abtheilung.

V o n d e n B e w e i s e n .

§. 127.

Beweisen (*arguere* s. *argumentari*) heißt die Gültigkeit eines Urtheils aus einem oder mehreren andern darthun. Ein Beweis (*argumentatio*) ist also eine Gedankenreihe, in welcher sich verschiedene Urtheile in Ansehung ihrer Gültigkeit als bestimmend und bestimmt zu einander verhalten. Dasjenige Moment in dieser Gedankenreihe, auf wel-

chem die Gültigkeit eines gewissen Urtheils beruht, - heisst der Beweisgrund (*argumentum*). Ein Beweis ist also eine Herleitung des noch nicht als wahr Anerkannten aus dem bereits als solches Anerkannten (*deductio*), mithin eine Bewahrheitung eines gewissen Urtheils (*verificatio*). Da nun das Schliessen auch nichts anders ist, als ein Ableiten der Urtheile aus einander (§. 70.), so muß jeder Beweis aus einem oder mehreren Schlüssen bestehen, wenn auch die Schlussform darin nicht wirklich ausgedrückt ist.

Anmerkung 1.

Man übersetzt beweisen überhaupt auch durch *probare* oder *demonstrare* und Beweis durch *probatio* oder *demonstratio*. Da aber diese Ausdrücke auch vorzugsweise von gewissen Arten der Beweise gebraucht werden, so muß man den weitem und engern Sinn derselben unterscheiden. Beweisen überhaupt heisst aber lateinisch auch *arguere* oder *argumentari*, daher der Beweisgrund *argumentum* und der Beweis selbst *argumentatio* heisst. *) — Ferner

*) *Arguere* brauchen zwar die Lateiner oft in der bösen Bedeutung des Ueberweisens oder Ueberführens, wenn von Verbrechen die Rede ist (*arguere sceleris, facinoris, criminis*); allein es liegt dabey doch immer der allgemeine Begriff des Beweisens zum Grunde, wie auch aus den abge-

kann jeder Beweis mit vollem Rechte eine Deduktion genannt werden. Denn in jedem wird etwas aus einem andern deduzirt. Man hat freylich in neuern Zeiten das Wort Deduktion in einem höhern (transzendentalen) Sinne ausschließlich brauchen wollen. Allein es läßt sich gar kein vernünftiger Grund absehen, warum Deduktion nur eine solche transzendente Ableitung bedeuten solle. Man kann doch vernünftiger Weise gar nicht anders deduziren, als durch Ableitung der Folge aus ihrem Grunde. Oder kann man etwan auch mit Vorbeygehung alles logischen Zusammenhangs der Gedanken gründlich deduziren? — In der That sehen auch viele Deduktionen vom neuesten Schlage nicht anders aus, als wie phantastische Ideenassoziationen ohne allen rationalen Zusammenhang. Man dürfte aber wohl fragen, ob dadurch nicht der Vernunftgebrauch selbst aufgehoben und das angeblich Transzendente in ein Transzendentes verwandelt werde. — Wir bleiben demnach bey dem ursprünglichen Sinne des Wortes: *deductio*, und verstehen darunter jede längere oder kürzere Gedankenreihe, in welcher etwas wirklich aus Gründen hergeleitet oder dargethan wird.

leiteten Wörtern *argumentum*, *argumentari* und *argumentatio* erhellet. Von diesen wird zwar auch *argumentum* oft so gebraucht, daß es durch Beweis übersetzt werden kann, weil der Beweisgrund bey jedem Beweise die Hauptsache (*conditio sine qua non*) ist. Allein beydes ist doch an sich verschieden, und *argumentatio* zeigt immer den Beweis selbst oder die Beweisführung, nie den bloßen Beweisgrund an.

Anmerkung 2.

Bey jedem Beweise muß irgend etwas entweder als schon erwiesen oder als eines Beweises weder fähig noch bedürftig, mithin als unmittelbar gewiß vorausgesetzt werden. Ob es dergleichen Wahrheiten gebe, kann die Logik nicht ausmachen. Nur so viel läßt sich schon logisch (aus dem bloßen Begriffe eines Beweises) einsehen, daß, wenn das in einem Beweise als wahr Vorausgesetzte immerfort von neuem einen Beweis zuließe oder foderte — wenn in der Reihe von Gründen d, c, b, es gar kein schlechthin gültiges a gäbe, mithin jedes a, das man annähme, nur relativ (in Beziehung auf das Gefolgerte), aber nicht absolut (an und für sich betrachtet) das Erste wäre — daß, sag' ich, es überhaupt keinen völlig zureichenden und befriedigenden Beweis geben könnte. Denn es bliebe immer die Frage nach einem anderweitig höhern Beweisgrunde übrig. — Da es nun in einem Beweise mehrere Momente geben kann, von welchen die Gültigkeit des zu beweisenden Satzes abhängig ist, so heißt dasjenige Moment in der Gedankenreihe der Hauptgrund (*argumentum primarium s. principale*), wodurch selbst die übrigen Beweisgründe, welche dann Neben- oder Hülfsgünde (*argumenta secundaria s. auxiliaria*) heißen, ihre volle Gültigkeit erhalten d. h. ohne welches sie selbst keine hinreichende Beweiskraft haben würden. Alle Beweisgründe sind also nichts anders als Bestimmungsgründe des Denkens (*momenta cogitandi, quoniam*

animum commoveant ad aliquid certo modo cogitandum) und erscheinen, wenn sie deutlich gedacht und ausgesprochen werden, als Grund - Urtheile oder Sätze, womit die Denkreihe eigentlich subet (*principia* *) — die, wenn sie selbst noch einen Beweis zulassen, relative — wenn sie aber eines solchen weder fähig noch bedürftig sind, absolute Grundsätze heißen.

§. 128.

Bey jedem Beweise hat man zu sehen theils auf den Stoff desselben (*materia*) d. h. auf diejenigen Sätze, welche als bestimmende und bestimmte in demselben gedacht werden, theils auf die Gestalt desselben (*forma*) d. h. auf die Art und Weise, wie darin

*) Beym Rückgange (*regressus*) kann die Denkreihe freylich auch damit enden (§. 120.); daher spricht man zuweilen vom ersten (*summis*) und letzten (*abimis*) Grundsätzen. Es sind aber immer dieselben, nur von zwey Seiten angesehen. Grundbegriffe aber sind auch nichts anders als Grundurtheile. Denn ein Begriff kann nur sofern als Beweisgrund dienen, als er sich in einem Urtheile deutlich darstellen und aussprechen läßt. Daher ist der *Terminus medius* in einem Schlusse nicht als bloßer Begriff Beweisgrund, sondern sofern er sich in den Prämissen als mit andern Vorstellungen zu einem Urtheile verbunden darstellen läßt; und darum können auch Erklärungen und Eintheilungen als Grundsätze dienen, indem dadurch Grundbegriffe intensiv oder extensiv verdeutlicht, und dann anderweite Sätze daraus abgeleitet werden.

darin vermittelt des Bestimmenden etwas als bestimmt gedacht wird, theils endlich auf die aus beyden hervorgehende Beweiskraft (*vis argumentationis* s. *nervus probandi*) d. h. die Stärke des Zusammenhangs zwischen dem Bestimmten und dem Bestimmenden und der dadurch bewirkten Gültigkeit von jenem. Die Form des Beweises aber kann wieder theils als innere theils als äußere betrachtet werden, je nachdem man auf das Wesentliche oder Aufserwesentliche in der Beweisart sieht.

Anmerkung.

Unter *Nervus probandi* (wo *probare* im weitern Sinne für *arguere* oder *argumentari* genommen werden muß) verstehen manche Logiker (z. B. KREßWETTER, Log. §. 319. JAKOB, Log. §. 352.) den Hauptgrund, ohne von diesem die Beweiskraft zu unterscheiden. Nun liegt zwar, wenn mehre Beweisgründe in einem Beweise stattfinden, in dem Hauptgrunde die meiste, aber doch nicht alle Beweiskraft; und wenn nur Ein Beweisgrund vorkommt, dergleichen der Mittelbegriff in einem einfachen kategorischen Schlusse ist, so ist zwar Beweiskraft, aber kein Hauptgrund vorhanden. Man muß also beydes unterscheiden, und dann heißt dieser letzternisch am schicklichsten *argumentum principale*, jene aber *nervus probandi*. Wenn jeder Beweis, wenn er

ad absurdum), je nachdem man entweder das zu Beweisende geradezu aus seinen Gründen darthut oder bloß aus der Falschheit des Gegentheils folgert. Da indessen die letzten Beweise keine Einsicht in die Gründe der Sache selbst gewähren und leicht zu Sophistereyen gemißbraucht werden können, so sind sie mit großer Vorsicht anzuwenden und zu prüfen.

Anmerkung.

Wenn die Wahrheit eines Satzes als Konklusion geradezu aus den Prämissen einleuchtet, so erlangt man dadurch eine befriedigende Erkenntniß von dem oder den Beweisgründen, worauf die Gültigkeit einer Behauptung beruht. Wenn man hingegen die Wahrheit eines Satzes bloß daraus schließt, daß sein Gegenheil ungereimt ist, weil es in seinen nothwendigen Folgen andern schon ausgemachten Wahrheiten widerstreitet, so lernt man nicht den nothwendigen Zusammenhang des Satzes mit andern wahren Sätzen als seinen Beweisgründen kennen, sondern bloß den Nicht-Zusammenhang oder Widerstreit seines Gegentheils mit solchen Sätzen. Man sieht sich daher zwar von einem solchen Beweise zum Zugestehen genöthigt, fühlt sich aber nicht so innig durchdrungen und ergriffen, als vom direkten Beweise, wenn man denselben einmal gefaßt hat. Daher sind die apagogischen Beweise geschickter, einen

lästigen Gegner zum Schweigen zu bringen aus Furcht, etwas Ungereimtes zu behaupten und dadurch lächerlich zu werden, als ihn auf eine vest überzeugende Weise eines Bessern zu belehren und alle seine Zweifel gründlich zu heben. Indessen sind die apagogischen Beweise doch nicht schlechthin verwerflich. Nur muß man bey deren Gebrauch und Beurtheilung darauf sehen, daß 1.) das Gegentheil, aus dessen Ungereimtheit man die Wahrheit eines Satzes folgern will, nicht bloß konträr, sondern wirklich kontradiktorisch sey; denn sonst könnte wohl der Satz mit sammt seinem Gegentheile falsch seyn (§. 64. und 97.) — und 2.) die Ungereimtheit nicht bloß scheinbar, sondern wirklich sey d. h. das Gegentheil in der That ausgemachten Wahrheiten widerstreite, mithin weder etwas Unwahres als ausgemachte Wahrheit angenommen noch auch der Widerstreit gegen das Wahre durch unrichtige Folgerungen erkünstelt sey. Beym ersten Blicke scheint manches ungereimt, was es doch nicht ist. Der Satz: Die Sonne geht nicht auf und unter, sondern die Erde dreht sich bloß täglich um ihre Achse, scheint freylich demjenigen sehr ungereimt, der nach dem bloßen sinnlichen Eindrücke urtheilt. Aber ist darum der entgegenstehende Satz wahr?

§. 151.

Die Beweise sind in Rücksicht ihrer Beweiskraft 1.) objektiv betrachtet entweder apodiktisch (*demonstrationes sensu*

strictiori) oder wahrscheinlich (*probationes sensu strictiori*), je nachdem aus denselben die Unmöglichkeit des Gegentheils erhellet oder nicht — 2.) subjektiv betrachtet entweder allgemeingültig (*κατ' ἀλλοτρίαν*) oder partikulargültig (*κατ' ἀνθρώπων*) je nachdem der Beweis an und für sich oder nur für gewisse Subjekte befriedigend ist.

Anmerkung.

Wenn der Beweis eines Satzes das Bewußtseyn der Möglichkeit des Gegentheils völlig ausschließt, so hat er die größte Stärke und heißt alsdann vorzugsweise oder im eminenten Sinne (*κατ' ἐξοχήν*) ein Beweis (*ἀπόδειξις, demonstratio*). Dergleichen Beweise sind in der Mathematik am leichtesten zu führen, weil hier das Denkvermögen durch die reine Anschauung des Objektes unterstützt und geleitet wird. Dafs sie aber in der Philosophie gar nicht möglich seyen, ist ebenfalls (§. 122. Anm. 2.) eine zu weit getriebne Behauptung. *) Der Satz, dafs

*) In KANT's Krit. d. r. Vern. (§. 762.) heißt es: „Nur ein apodiktischer Beweis, sofern er intuitiv ist, kann Demonstration heißen.“ — Daraus wird dann weiter gefolgert, dafs nur die Mathematik Demonstrationen enthalte, die philosophischen Beweise aber akromatische oder diskursive heißen sollten. Es ist aber schon in der Fundamentalphilosophie (§. 97. Anm. 1. und 2.) das Unrichtige dieser Behauptungen dargezogen worden.

ein ordentlicher kategorischer Schluß nur drey Hauptbegriffe haben dürfe, oder, daß die Sklaverey widerrechtlich sey, kann eben so apodiktisch dargethan (demonstrirt) werden, als der Satz, daß die drey Winkel eines gerädlinigen Triangels zweyen rechten, oder, daß die Quadrate der beyden Katheten dem Quadrate der Hypotenuse im rechtwinklichten Triangel gleich seyen. — Wenn hingegen ein Beweis das Bewußtseyn der Möglichkeit des Gegentheils nicht aufhebt, so kann er nur wahrscheinlich (*argumentatio probabilis* s. *probatio strictius dicta*) genannt werden, z. B. der Beweis aus einem Zeugenverhör. Denn die Möglichkeit, daß die Zeugen entweder selbst irrten oder gar absichtlich täuschten, mithin das Gegentheil wahr sey, bleibt immer übrig. *) Es kann also zwar ein solcher Beweis einen so hohen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, daß es unvernünftig wäre, an der Sache zu zweifeln. Aber volle Gewißheit giebt er nie. Daher wird sich

*) Dieser Umstand ist wichtig, selbst für die Kriminaljurisprudenz. Nie darf an einem angeblichen Verbrecher die gesetzliche Strafe vollzogen werden, bevor er nicht selbst das Verbrechen eingestanden hat. Denn wenn auch alle Zeugnisse und übrigen Anzeigen wider ihn wären, so bleibt doch das Gegentheil immer möglich. Diese Möglichkeit kann nun zwar auch durch sein Geständniß nicht aufgehoben werden. Denn auch dies ist nur ein Zeugniß, und nicht selten haben Menschen Verbrechen eingestanden, die sie nie begangen hatten. Aber der Angeklagte kann doch nicht über Unrecht klagen, wenn an ihm die gesetzliche Strafe eines Verbrechens vollzogen wird, dessen er sich selbst für schuldig erkannt hat.

auch nie ein verständiger Mensch durch Tausende von Zeugnissen etwas einreden lassen, dessen Gegentheil apodiktisch erwiesen ist, z. B. daß irgendwo ein geradliniger Triangel existire, dessen Winkel zusammengenommen größer oder kleiner als 180° wären. Denn was Millionen von Menschen aussagen, ist und bleibt ewig nur wahrscheinlich; was aber Ein Mathematiker wirklich demonstriert hat, ist und bleibt ewig gewiß. Dieses kann jeder selbst wissen, wenn er die Mühe des eignen Denkens und Forschens nicht scheut; jenes kann man nur auf Treu und Glauben von Andern annehmen, wenn man nicht zufällig selbst mit unter den Wahrnehmenden war. — Ein Beweis mag nun aber apodiktisch oder bloß wahrscheinlich seyn, so muß er von Rechtswegen immer allgemeine Gültigkeit haben, wenn er auch um subjektiver Ursachen willen nicht immer allgemein geltend ist. Indessen hat doch manche Gedankenreihe, der es an universaler Gültigkeit fehlt, für diesen oder jenen, mithin partikuläre oder individuelle Gültigkeit, weil für ihn die Gründe, aus welchen bewiesen wird, befriedigend sind, z. B. untergeschobne Dokumente, die jemand aus Einfalt für ächt anerkennt. Der Beweis hat also nur subjektive Beweiskraft und wird nur in Beziehung auf den Menschen (*ad hominem evincendum*), nicht in Beziehung auf die Wahrheit selbst (*ad veritatem inveniendam et confirmandam*) geführt. Er heißt daher auch ein Advokaten- oder Rabulisten-Beweis, indem rechtsverdrehende Sach-

waher nur durch solche Beweise den Sieg zu erröngen suchen.

§. 132.

In Rücksicht der äußern Form endlich sind die Beweise, 1.) wenn man auf die Zahl der in ihnen enthaltenen Schlüsse sieht, entweder einfache (*monosyllogisticae*) oder zusammengesetzte (*polysyllogisticae*), je nachdem sie aus Einem oder mehreren Schlüssen bestehen — 2.) wenn man auf den Ausdruck dieser Schlüsse sieht, entweder förmliche und vollständige (schulgerechte) oder nicht-förmliche und unvollständige (freyere), je nachdem alle zu einem Beweise gehörigen Sätze wirklich ausgedrückt und syllogistisch dargestellt werden oder nicht.

Anmerkung.

Jeder Beweis ist eigentlich zusammengesetzt; denn er muß wenigstens aus Einem Schlusse bestehen; jeder Schluß aber besteht aus Prämissen und Konklusion. Im Verhältnisse aber zu einem Beweise, der aus mehreren Schlüssen besteht, kann dieser doch vorzugsweise zusammengesetzt und jener einfach heißen. Ist aber der Beweis zusammengesetzt, so kann er es progressiv oder regressiv seyn, je nachdem er durch Episyllogismen oder Prosyllogismen

geführt wird (§. 1212). Da es nun äußerst weitläufig und langweilig seyn würde in einer solchen Schlussreihe alle Sätze auszudrücken und jeden Schluss in seiner Form darzustellen, so läßt man manche Sätze nach Art der Enthymemen, Epichere-men und Soriten weg (§. 93. 113. 114.) und kürzt dadurch die Beweise ab. Nur darf die Abkürzung nicht zu weit gehen, weil sonst die Beweise oft unverständlich werden und sich leicht Trugschlüsse in ihnen verbergen können. Für Geübtere im Denken kann freylich die Abkürzung weiter gehen, als für Anfänger. Ein abgekürzter Beweis ist also nur scheinbar (in Ansehung der äußern Form) unvollständig; wäre er wirklich (in Ansehung der innern Form) unvollständig, so müßte er unsurteilend heißen, und wäre dann ein ungültiger, mithin eigentlich gar kein Beweis.

§. 133.

Wenn demnach ein Beweis gültig seyn soll, so darf man

1.) nichts erbetteln oder erschleichen d. h. nichts als ausgemacht voraussetzen, was vermöge des gefoderten Beweises erst selbst zu erweisen war (*petitio principii* s. *fallacia quaesiti medii*).

2.) das Ziel des Beweises nicht verändern d. h. nicht etwas andres erwei-

sen als erwiesen werden sollte (*ignoratio s. mutatio elenchi*).

3.) keinen Zirkel machen d. h. nicht denselben Satz, den man beweisen wollte, als Beweisgrund von sich selbst brauchen (*orbis in demonstrando*).

4.) keinen Sprung machen d. h. nicht von einem Satze zum andern ohne Konsequenz übergehen (*saltus in demonstrando*).

Anmerkung 1.

In jedem Beweise, der nicht von den höchsten Prinzipien ausgeht, muß irgend etwas als wahr und gewiß vorausgesetzt werden. Das Voraussetzen eines Satzes als ausgemacht, der selbst noch erwiesen werden kann, ist daher noch kein Fehler im Beweisen. Wenn aber etwas als Beweisgrund aufgestellt wird, was derjenige, welcher einen Beweis für einen Satz sucht oder fodert, mit diesem Satze selbst bezweifelt oder wenigstens als konsequenter Denker bezweifeln müßte, so erbettelt oder erschleicht man ein Prinzip und stellt also einen Beweis auf, dem es an der gehörigen Haltung oder Grundlage fehlt, weil man *incertum per aequè incertum* beweist. Wer z. B. gegen den Atheisten das Daseyn Gottes erweisen will, darf sich nicht auf die Uebereinstimmung der Völker im Glauben an jenes Daseyn berufen; denn dieß Prinzip wird kein Atheist als gültig anerkennen;

er läugnet ja eben, daß jener Glaube, wenn er auch allgemeingeltend wäre, allgemeingültig sey. Oder wenn einige Parlamentsredner in England den Sklavenhandel aus dem Grunde vertheidigen, daß dieser Handel dem Handel der Nation überhaupt großen Vortheil bringe, so erbetteln sie ihr Prinzip; denn die Bestreiter des Sklavenhandels läugnen eben, daß etwas darum recht sey, weil es großen Vortheil bringt, und behaupten, daß dieser Vortheil auch wohl auf andre Art erreicht werden könnte, ohne sich den Gefahren auszusetzen, welche aus den Empörungen der Sklaven für die Kolonien selbst entspringen können.

Anmerkung 2.

Wenn ein Beweis nicht dasjenige beweist, was bewiesen werden soll, so kann er zwar an sich (*absolute*) gültig seyn; aber er hat doch in Beziehung auf das zu Erweisende (*relative*) keine Gültigkeit. Man verrückt dadurch gleichsam das Ziel des Beweises, verläßt oder verändert den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung (*punctum quaestionis*). Wer die Wirklichkeit der Gespenster beweisen wollte und bewiese durch eine Menge von Zeugnissen, daß da oder dort in der Nacht etwas Ungewöhnliches gesehen oder gehört oder gerochen oder gefühlt worden sey, der würde etwas ganz andres beweisen, als zu erweisen war. Denn er hätte beweisen müssen, daß das wahrgenommene Ungewöhnliche ein Gespenst (ein guter oder böser, menschlicher oder

übermenschlicher Geist) gewesen sey. — Uebrigens heist dieser Fehler im Beweisen auch *Sophisma ignorationis* (wenn es unabsichtlich) s. *mutationis* (wenn es absichtlich geschieht) *elenchi* von *ελεγχος*, *argumentum*. *)

Anmerkung 3.

Der Zirkel im Beweisen ist von der Erschleichung des Prinzips wesentlich verschieden, obgleich beyde Fehler häufig verwechselt werden. Zu einem Zirkelbeweise gehören eigentlich zwey Beweise, welche sich so zu einander verhalten, daß die Prämissen des Einen durch ihre eigne Konklusion im Andern erwiesen wird. Der Satz A ist wahr, weil der Satz B wahr ist, und B ist wahr, weil A wahr ist. **) Einen so handgreiflichen Zirkel wird nun freylich niemand leicht machen. Allein man pflegt den Zirkel oft durch Zwischensätze oder Veränderung des

*) In KANT's Logik (§ 90. Anm.) werden einige Sophismen der Alten nachhaft gemacht, unter welchen die drey letzten sind: „*Sophisma heterozeteseos*, *elenchi*, *ignorantionis* u. d. m.“ — Ist das *Sophisma elenchi* von dem *Sophisma ignorantionis* wohl verschieden?

**) Man könnte zwar auch einen unmittelbaren Zirkel denken: A ist wahr, weil A wahr ist. Dies würde aber eigentlich heißen: A ist ein unmittelbar gewisser Satz. Es ist eines Beweises weder fähig noch bedürftig. Solche unmittelbare Zirkel kündigen sich in den absprechenden Formeln an: Das versteht sich von selbst — Man müßte keinen Verstand haben, wenn man das bezweifeln wollte u. s. w. — Einerley Satz als Prämissen und Konklusion brauchen, ist noch kein Zirkel. Denn die Prämissen des Epistyllogismes ist immer Konklusion eines Protylogismes.

Ausdrucks zu verstecken. So haben Manche das Daseyn Gottes aus der Offenbarung, die Offenbarung aber aus den Eigenschaften Gottes, seiner Allmacht, Güte, Weisheit, Wahrhaftigkeit u. s. w. beweisen wollen. Nun setzen aber diese Eigenschaften, wenn Gott dadurch wirken soll, dessen Daseyn als nothwendige Bedingung voraus. Im ersten Beweise war also das Daseyn Gottes *Principium* und die Offenbarung *Principium*, im zweyten fand das umgekehrte Verhältniß statt.

Anmerkung 4.

Einen Sprung im Beweisen machen heisst nicht, einen oder einige Sätze übergehen, die als Zwischenglieder der Schlusskette anzusehen sind; denn dieß ist kein Fehler, sondern dient bloß zur Abkürzung des Schlusses (§. 132.). Sollte also *Eds* ein Sprung heißen, so müßte man ihn den gesetzlichen oder erlaubten nennen, der nur scheint zu ist (§. 93. Anm. 1.). Der eigentliche oder wirkliche (mithin gesetzwidrige und unerlaubte) Sprung ist, wenn man von einem Satze zum andern ohne alle Konsequenz übergeht, mithin in der Konklusion mehr behauptet wird, als durch die Prämissen begründet war (gleichsam ein *Salto mortale* der Vernunft über eine Kluft im Denken, die sich durch keinen Zwischensatz anfüllen läßt). Z. B. Sokrates war kein Christ; also waren seine guten Handlungen nur glänzende Sünden. Dergleichen Sprünge sind also auch die Schlüsse von der Möglichkeit zu

die Wirklichkeit, vom Besondern aufs Allgemeine
u. d.

Anmerkung 5.

Die Logiker stellen in Ansehung der Beweise auch die Regel auf, daß man weder zu wenig noch zu viel beweisen müsse. Diese Regel ist zwar richtig, aber in den bisherigen schon enthalten. Wenn man zu wenig beweist, so vernüchelt man das Ziel des Beweises, indem man etwas anderes beweist, als man sollte, und also der Beweis nicht bis dahin trifft, wohin er gerichtet war. Wer z. B. beweisen will, daß Cajus wehrhaft tugendhaft sey, und bloß die Logik seiner Handlungen beweiset, beweiset zu wenig, mithin etwas Andres, als wovon die Rede war; denn er hätte die innere Moralität seiner Handlungen beweisen sollen. Es wird also durch einen solchen Beweis freylich immer etwas bewiesen; er ist nicht absolut ungültig, aber doch relativ, nämlich in Beziehung auf das zu Erweisende. — Wer hingegen zu viel beweist, macht allemal einen Sprung, z. B. wenn man aus der Begeisterung eines Menschen eine unmittelbare Einwirkung der Gottheit auf sein Gemüth und Untrüglichkeit seiner Aussprüche folgert; denn es gab und giebt noch immer Begeisterte, die nichts als betrogene oder betrügende Schwärmer sind. *) Weil nun

*) In KANT's Logik (§. 93.) wird folgendes Beyspiel angeführt: „So beweist der Beweis wider den Selbstmord, — daß, wer sich nicht das Leben gegeben, es sich auch

jeder wirkliche Sprung (Mangel der Konsequenz) den Beweis ungültig (nichts beweisend) macht, so ist daher der logische Kanon entstanden: *Qui nimium probat, nihil probat*. Dieser Kanon scheint freylich widersinnig. Denn ist es nicht desto besser, wenn man nicht bloß das beweist, was man sollte, sondern auch noch etwas mehr? — Allein durch einen Sprung kann weder jenes noch dieses bewiesen werden; mithin ist das *Nimium* nur ein scheinbares Etwas, welches näher betrachtet sich in Nichts auflöst.

Der

nicht nehmen könne [dürfe] — zu viel; denn aus diesem Grunde dürften wir auch keine Thiere tödten.“ — Dieses Beyspiel wiederholt auch KIERKEGAARD in seiner Logik (Auseinanders. S. 496.): Allein es paßt nicht. Die Frage ist ja nicht, ob man einem andern (Menschen oder Thiere), sondern ob man sich selbst das Leben nehmen dürfe. Der Obersatz in jenem Beweise wäre: Wenn man sich etwas nicht gegeben hat, darf man es sich auch nicht nehmen. Hier schließt es nun freylich an Konsequenzen. Denn es würde folgen, daß man sich eben so wenig die Haare oder Nägel, als den Hals, abschneiden dürfe.

D e r L o g i k

zweyter Theil.

A n g e w a n d t e D e n k l e h r e.

§. 134.

Da die angewandte Logik die Regeln des analytischen Denkens vorträgt, wiefern es von gewissen empirischen Erkenntnißbedingungen abhängig ist (§. 11.), und da diese Bedingungen den analytischen Verstandesgebrauch theils beschränken theils befördern können, so muß die angewandte Logik zuvörderst dieselben als einschränkende Bedingungen mit ihren schädlichen Folgen und den dagegen dienlichen Mitteln erwägen — sodann aber die Art und Weise zeigen, wie durch dieselben Bedingungen beym sorgfältigen Gebrauche jener Mittel die Erkenntniß vervollkommnet werden könne.

Sie zerfällt also ebenfalls in eine Elementarlehre und Methodenlehre.

Anmerkung.

Die angewandte Logik könnte auch die anthropologische Logik oder umgekehrt die logische Anthropologie heißen, in dem Sinne, wie man die angewandte Moral eine moralische Anthropologie nennt. Denn sie betrachtet das Denken unter gewissen zufälligen Modifikationen, die ihm als menschliches Denken insonderheit zukommen, z. B. daß es von gewissen Organen (Auge, Ohr u. d.) oder Zuständen (Krankheit, Gesundheit u. d.) abhängig ist. Wenn also die reine Logik von dem Satze: Ich denke (überhaupt — *in abstracto* — nach ursprünglichen Gesetzen — mithin als reines Ich) ausgeht, so geht die angewandte von dem Satze aus: Ich denke als menschliches Individuum (unter diesen oder jenen bestimmten Umständen — *in concreto* — nach empirischen Bedingungen — mithin als empirisches Ich). Vergl. Fund. §. 72. und Log. §. 13. Sie muß also manches als *Lemma* (§. 67.) aus der Anthropologie oder empirischen Menschenkunde entlehnen und zugleich mit auf das Erkenntnißmaterial, welches durch jene Bedingungen gegeben ist, reflektiren. Die Trennung der Lehren der angewandten Logik von denen der reinen ist daher durchaus nöthig, weil beyde von einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte ausgehen und nur die reine ein in sich selbst geschlossenes und vollendetes Ganze aus-

mächt. Denn die angewandte hat eigentlich einen unendlichen Umfang, weil sie, wenn man wollte, auf alle Erkenntnißarten und alle mögliche empirische Erkenntnißbedingungen bezogen werden könnte. Wir werden aber hier nur bey dem Allgemeineren stehen bleiben und die spezielleren Untersuchungen den besonderen Logiken überlassen (§. 10.). — Nun muß jeder aus seiner und fremder Erfahrung wissen, welchen Einfluß z. B. scharfe oder stumpfe Sinneswerkzeuge, eine gemäßigte oder erhitzte Einbildungskraft, gute oder böse Neigungen u. s. w. auf das Denkgeschäft haben. Die angewandte Logik wird also von elementarischen Untersuchungen über diesen Einfluß ausgehen müssen, ehe sie das Methodologische in Ansehung des angewandten Denkens in Erwägung ziehen kann.

Der angewandten Denklehre

erster Abschnitt.

Angewandte Elementarlehre.

§. 135.

In dieser Elementarlehre werden zuerst die empirischen Erkenntnißbedingungen erwo-
gen werden, wieferne daraus mannichfal-
tige Arten des Scheins und des Irrthums
entspringen können, um hernach auch die
gegen Schein und Irrthum dienlichen Mittel
kennen zu lernen. Sie zerfällt also wieder in
die logische Krankheitslehre (*patho-
logia mentis*) und die logische Heilkun-
de (*therapeutica mentis*).

Anmerkung.

Schein und Irrthum sind die feindseeligen Dä-
monen, die unsern Geist beym Denken vom Wege
der Wahrheit abführen und ihn wie Krankheiten be-

sitzen oder durchdringen. Eine Theorie des Scheins und Irrthums kann also mit Recht logische Krankheitslehre heißen, so wie die Theorie von den Mitteln dagegen logische Heilkunde. Wir rechnen aber diese mit zur Elementarlehre der angewandten Logik, weil darin nur die Mittel überhaupt angezeigt werden, ohne das Methodologische der dadurch möglichen Vervollkommnung der Erkenntniß zu entwickeln. — Wegen der hier gebrauchten medizinischen Ausdrücke aber wird uns hoffentlich niemand tadeln, da sie der Analogie gemäß sind. Alle Krankheitslehre betrifft entweder den Körper (*pathologia corporis* s. *somatologica*) oder den Geist (*path. spiritus* s. *psychologica*) und in diesem Falle entweder den Verstand (*path. mentis* s. *logica*) oder den Willen (*path. animi* s. *ethica*). Eben so läßt sich auch die Therapie oder Therapeutik einteilen. Aerzten und Psychologen aber ist es längst bekannt, in welchem genauen Zusammenhange die körperliche und geistige (sowohl intellektuelle als moralische) Medizin mit einander stehen. Wenn daher die Logik überhaupt den Titel einer *Medicina mentis* verdient, so verdient sie ihn hauptsächlich um dieses Theils willen.

Der angewandten Elementarlehre
erstes Hauptstück.

Logische Pathologie.

§. 136.

Da wir die Dinge nur erkennen, soferne wir Vorstellungen von ihnen haben, so richten wir uns auch in unsern Urtheilen über sie nach diesen Vorstellungen. Nun können bald von verschiednen Objekten einerley Vorstellungen, bald von einerley Objekten verschiedene Vorstellungen entstehen. Es ist dann eine Veranlassung da, einerley Urtheile zu fällen, wenn sie verschieden, und verschiedne, wenn sie einerley seyn sollten. Hierin besteht der logische Schein. Läßt sich aber der Verstand dadurch zu falschen (obwohl für wahr gehaltenen) Urtheilen wirklich bestimmen, so entsteht ein Irrthum.

Anmerkung.

Der logische Schein ist eine bloße Möglichkeit oder Veranlassung zum Irren, an sich selbst aber noch kein Irrthum. - Es können jemanden in der

Ferne ein Thurm und ein Baum beyderseits Thürme oder Bäume zu seyn scheinen. Er hat dann von verschiedenen Objekten einerley Vorstellung. Sagt er nun: Es scheint mir so — so irrt er noch nicht; denn das ist wahr. Sagt er aber: Jene beyden Objekte sind zwey Thürme, oder: Sie sind zwey Bäume — so irrt er; denn das ist falsch. Er fällt die Urtheile: A ist B, und C ist B, da er doch sagen sollte: A ist B, und C ist D. Beyde Urtheile sind einerley in Ansehung des Prädikats, da sie doch verschieden seyn sollten. Eben diefs ist der Fall, wenn jemand ein und dasselbe Ding bald so bald anders vorstellt und es darum für zwey Dinge hält. Es sieht jemand einen Thurm in der Ferne als rund, in der Nähe als eckig. Es scheint ihm, als hätte er zwey Thürme gesehen; und hierin liegt noch kein Irrthum, aber doch eine Veranlassung dazu. Denn urtheilt er: Jener Thurm in der Ferne ist rund, der Thurm in der Nähe aber eckig — so fällt er verschiedne Urtheile, da sie doch einerley seyn sollten. Man muß übrigens den logischen Schein von dem ästhetischen unterscheiden. Jener entsteht aus den empirischen Bedingungen, an welche unser Erkenntnißvermögen gebunden ist und wodurch es in seiner Thätigkeit beschränkt wird. Dieser hingegen entsteht aus einer solchen Darstellung der Geschöpfe der Einbildungskraft durch die Kunst, daß sie wirklichen Objekten ähnlich werden und gleichen Eindruck auf das Gemüth machen. Hier ist nur vom logischen Scheine die Rede. Der ästheti-

sche aber kann zum logischen werden, wenn er den Verstand zu falschen Urtheilen verleitet. Von dem transszendentalen Scheine aber, welcher daher entsteht, daß jemand durch ein unkritisches Verfahren die ursprünglichen Bedingungen der Erkenntniß selbst überschreitet und so verleitet wird, eine subjektive Erkenntnißform in eine objektive Bedingung des Seyns an sich zu verwandeln, handelt die Metaphysik als Erkenntnißlehre.

§. 137.

Da die Sinnlichkeit (in engerer Bedeutung) als das Vermögen der unmittelbaren Wahrnehmung dessen, was aufser oder in uns ist und geschieht, nur anschaut und empfindet (Fund. §. 77.), nicht aber urtheilt, so kann sie auch nicht irren. Da aber die Wirksamkeit derselben, als äußern und innern Sinnes, von gewissen einschränkenden Bedingungen abhängt, so kann dadurch allerdings Irrthum veranlaßt werden. Nur in dieser Hinsicht kann man sagen, daß der Sinn oder die Sinne trügen. Die auf diese Art entstandenen Irrthümer heißen sinnliche oder ästhetische (das letzte Wort etymologisch genommen), auch *vitia subreptionis*, weil der Verstand sich gleichsam durch den Sinn beschleichen oder überra-

schen läßt, wenn er, durch einen sinnlichen Schein geblendet, falsch urtheilt.

§. 138.

Wenn durch den äußern Sinn etwas vorgestellt werden soll, so müssen 1.) die dazu gehörigen Organe und zwar in dem dazu gehörigen Zustande vorhanden seyn, und 2.) die Objekte selbst ein gewisses Verhältniß zu den Organen haben, damit diese von jenen gehörig affizirt werden und eben dadurch jene gehörig auffassen können. Es können also theils durch den veränderten Zustand der Organe, theils durch die veränderte Lage der Objekte sowohl verschiedene Vorstellungen von einerley, als einerley Vorstellungen von verschiedenen Objekten entspringen.

Anmerkung.

Ohne die zum äußeren Sinne gehörigen Organe (Auge, Ohr u. s. w.) sind sinnliche Vorstellungen einer bestimmten Art (z. B. Gesichtsvorstellungen) gar nicht möglich. Diese Organe müssen aber im natürlich gesunden Zustande sich befinden, weil sonst die Vorstellungen leicht verfälscht werden können, z. B. durch blödes Gesicht, schweres Gehör u. s. w. Aber auch bey dem möglich besten Zustande der sinn-

lichen Organe müssen die wahrzunehmenden Objekte ein gewisses Verhältniß zu denselben haben, weil sie sonst entweder gar nicht oder nicht recht wahrgenommen werden können. Es dürfen z. B. die Töne, die man hören soll, weder zu hoch noch zu tief, die Körper, die man sehen soll, weder zu nahe noch zu fern, weder zu stark noch zu schwach beleuchtet seyn. Daher entstehen 1.) durch den veränderten Zustand der Organe a.) verschiedene Vorstellungen von einerley Gegenständen — so scheint dem Blödsichtigen sein Freund vielleicht ein wildfremder Mensch zu seyn, weil er jetzt alles dunkler und unbestimmter als vorher sieht; b.) einerley Vorstellungen von verschiedenen Gegenständen — so scheint dem Gelbsüchtigen alles gelbfarbig zu seyn; 2.) durch die veränderte Lage der Objekte a.) verschiedene Vorstellungen von einerley Objekten — so scheint uns der Stock ins Wasser getaucht krumm zu seyn, den wir vorher als gerade wahrnahmen; b.) einerley Vorstellungen von verschiedenen Objekten — so scheint uns ein Mensch und ein Thier, die wir in der Nähe wohl unterschieden, in der Ferne einerley Objekt zu seyn, so daß wir nicht mehr das Eine vom Andern gehörig unterscheiden können. Es ist also in allen diesen Fällen ein Schein vorhanden, der falsche Urtheile veranlassen kann.

§. 139.

In Ansehung des innern Sinnes überhaupt können mancherley Veränderun-

gen im Gemüthe vorgehen, die, wenn sie auch nicht bestimmt als solche wahrgenommen werden, doch entweder die Vorstellungen von den Objekten selbst oder unsre Gemüthsstimmung überhaupt modifiziren, und dadurch einen Einfluß auf die Art und Weise erhalten, wie wir die Objekte beurtheilen. Insoferne hierdurch falsche Urtheile veranlaßt werden, ist auch der innere Sinn eine Quelle des Irrthums.

Anmerkung.

Der innere Sinn oder das innere Wahrnehmungsvermögen ist wahrscheinlich eben so gut als der äußere an gewisse Organe als materielle Bedingungen seiner Thätigkeit gebunden, nur dafs sich diese Organe nicht so bestimmt nachweisen lassen, wie bey dem äußern Sinne, wo die Organe sich auch äußerlich ankündigen und ihren Ursprung aus dem Gehirn als dem allgemeinen Organ oder der allgemeinen materiellen Bedingung der geistigen Thätigkeit dem Untersucher sehr bald zu erkennen geben. *)

*) Was hier nur als wahrscheinlich angenommen worden, wird sich vielleicht in Zukunft mit völliger Zuversicht behaupten lassen, wenn die anatomisch-physiologischen Entdeckungen des D. GALL in Ansehung des Gehirns und Schädels, nach welchen jede Fähigkeit und Neigung des Gemüths ihr entsprechendes Organ im Gehirn hat, durch mehrere gemeinschaftliche Beobachtungen unbefangener Untersucher bestätigt werden sollten. Bis jetzt sind sie doch wohl nicht zu dem

Veränderungen in jenen Organen werden also zwar nicht selbst wahrgenommen werden, aber nichts desto weniger einen bedeutenden Einfluß auf das Denkgeschäft haben. Dadurch können klare und deutliche Vorstellungen in dunkle und verworrene, und umgekehrt, verwandelt — innere Vorstellungen wegen ihrer erhöhten Lebhaftigkeit und Stärke für äußere gehalten — die Empfänglichkeit des Gemüths für das Beobachten oder Nachdenken vermindert — ja es kann die Gemüthsstimmung überhaupt so verändert werden, daß wir über einen und denselben Gegenstand ganz entgegengesetzte Urtheile fällen, ihn z. B. bald für angenehm bald für unangenehm erklären, je nachdem wir so oder anders gestimmt sind.

§. 140.

Da jede Vorstellung als Gemüthsbegebenheit Objekt des inneren Sinnes ist, so erstreckt sich dessen Thätigkeit viel weiter als die des äußern. Jener bewahrt die Vorstellungen in sich auf, so daß sie zu gewissen Zeiten wieder ins Bewußtseyn treten können, und erscheint in dieser Hinsicht als Gedächtniß — er wiederholt

Grade der Evidenz erhoben, daß man jeden Zweifel für beseitigt halten dürfte. Nur des vom Materialism hergenommenen Zweifels sollte man sich doch endlich einmal bey solchen Untersuchungen schämen lernen!

ehemalige Anschauungen und Empfindungen mit einem gewissen Grade von Klarheit und gestaltet sie zu neuen Vorstellungen um, und erscheint in dieser Hinsicht als Einbildungskraft — er erkennt endlich Vorstellungen, die schon vormals im Bewußtseyn waren, als solche wieder an, wenn sie von neuem ins Bewußtseyn treten, und heisst in dieser Hinsicht Erinnerungskraft.

Anmerkung.

Die Ausdrücke: Gedächtniß, Einbildungskraft und Erinnerungskraft, bezeichnen eigentlich nicht besondre Gemüthsvermögen, sondern nur gewisse eigenthümliche Modifikationen des inneren Sinnes, wodurch er auf diese oder jene bestimmte Art thätig ist. Der äussere Sinn stellt nur das eben Gegenwärtige vor; ist in Ansehung des durch ihn Vorstellbaren auf das unmittelbar Gegebne beschränkt und erkennt zwar die Gegenstände, aber nur soferne sie ihm gegeben sind, aber nicht soferne sie ihm schon sonst gegeben waren und nun wieder als solche anerkannt werden sollen. Das Fortdauern der Vorstellungen im Gemüthe ohne bestimmtes Bewußtseyn derselben, das Wiederholen, Umgestalten und von neuem Anerkennen derselben ist lediglich Sache des innern Sinnes, für welchen jede Vorstellung Objekt ist, sie mag übrigens entstanden seyn, wie sie wolle,

weil sie doch irgend einmal als eine innere Begebenheit vom Gemüthe wahrgenommen werden muß. Die Wirkksamkeit des innern Sinnes ist aber in allen jenen Thätigkeitsarten beschränkt, und aus dieser beschränkten Wirkksamkeit desselben können mancherley Arten des Scheins und des Irrthums entstehen, wie nun gezeigt werden soll.

§. 141.

Da die Vollkommenheit oder Stärke des Gedächtnisses von seiner Größe, Leichtigkeit, Vestigkeit und Treue abhängt, so kann es Schein und Irrthum veranlassen, wenn es entweder überhaupt nur wenige Vorstellungen aufzubewahren vermag, oder wenigstens viel Zeit und Anstrengung zu ihrer Aufbewahrung braucht, oder auch sie nicht lange genug aufbewahren kann, oder endlich sie nicht so aufbewahrt, wie sie ihm anvertrauet wurden. Denn dadurch entstehen entweder unmittelbare Verwechslungen der Vorstellungen oder es bleibt wenigstens die Summe der Erkenntnisse so eingeschränkt, daß der Verstand die Einerleyheit und Verschiedenheit der Vorstellungen nicht gehörig beurtheilen kann.

Anmerkung.

Das Gedächtniß ist groß (*memoria ampla*), wenn es in Ansehung der aufbewahrten Vorstellungen einen großen Umfang hat — leicht (*facilis*), wenn es schnell, mithin in kurzer Zeit und ohne viele Mühe, auffaßt — fest (*tenax*), wenn die aufgefaßten Vorstellungen auch dauerhaft sind oder lange Zeit ein Eigenthum des Gemüths bleiben — treu (*fidelis*), wenn es die Vorstellungen nicht verfälscht, sondern in ihrer ursprünglichen Gestalt erhält. Wenn diese Vorzüge dem Gedächtnisse eigen sind, so ist es stark oder mächtig (*potens, valida*). Selten sind aber alle diese Vorzüge beysammen; besonders ist Leichtigkeit selten mit Festigkeit und Treue verbunden. Nun ist aber kein Denken möglich ohne einen gewissen Vorrath von Vorstellungen; und obgleich in manchen Subjekten (*viris beneae memoriae, qui expectant judicium*) die eminente Stärke des Gedächtnisses mit natürlicher Schwäche der höheren Erkenntniskräfte verbunden seyn kann, so ist doch das richtige Urtheilen und Schließen selbst davon mit abhängig, daß das Gemüth eine hinlängliche Summe von Vorstellungen als sein wohl-erworbnenes Eigenthum mit Sicherheit beherrsche, und ihr Verhältniß zu einander einzusehn und zu bestimmen. Wenn daher das Gedächtniß in irgend einer Hinsicht zu schwach ist, so werden eine Menge von Irrthümern durch bloße Gedächtnißfehler entstehen, indem wir Zeiten, Oerter, Personen und Sachen mit einander verwechseln. Der Eine hält

z. B. zwey ganz verschiedne Pflanzen für einerley, weil er die Unterscheidungsmerkmale vergessen oder nicht genau genug gemerkt hat, während ein Andre eine und dieselbe Pflanze zu verschiednen Zeiten und an verschiednen Orten gesehen für zwey verschiedene Dinge hält. Oder man denkt zwey Begebenheiten als gleichzeitig, welche vielleicht Jahrhunderte aus einander liegen, während man andre gleichzeitige Begebenheiten in verschiedene Jahrhunderte versetzt, bloß weil man ein paar Zahlen nicht richtig im Gedächtnisse behalten hat.

§. 142.

Da die Einbildungskraft theils bloß wiederholend (reproduktiv) theils schöpferisch (produktiv) wirkt, so kann durch sie Schein und Irrthum entstehen, sowohl wenn sie zu matt, als wenn sie zu lebhaft ist und ihr produktives Geschäft am unrichten Orte einmischt. Denn dadurch werden entweder die Vorstellungen selbst verfälscht oder bloße Vorstellungen des innern Sinnes für Vorstellungen des äußern gehalten. Die auf solche Art entstandnen Irrthümer kann man imaginäre nennen; auch heißen sie zuweilen vorzugsweise *vitia subreptionis* (§. 137.).

Anmerkung.

Die reproduktive Einbildungskraft soll ehemals gehabte Vorstellungen von sinnlichen Objekten unverändert und mit anschaulicher Klarheit von neuem hervorbringen, z. B. das Bild von der Peterskirche in Rom oder der Paulskirche in London, wenn sie jemand vormals gesehen hat. Die produktive hingegen soll durch Kombination gegebener sinnlicher Vorstellungen selbthätig neue erzeugen, z. B. das Bild einer neu zu erbauenden Kirche. In der letzten Hinsicht heist sie auch Dichtungsvermögen. Wenn nun die reproduktive Einbildungskraft zu matt ist, so wird das Bild eines vormals wahrgenommenen Gegenstandes mit solcher Dunkelheit und Verworrenheit vor das Gemüth treten, daß das Einzelne und Bestimmte gänzlich verloren geht und dann die produktive Einbildungskraft freyes Spiel hat, das Fehlende zu ergänzen, aber ebendurch die Vorstellung zu verfälschen. Ist aber auch diese zu matt, so wird es dem Geiste überhaupt an der auch zum glücklichen Fortschreiten in der Erkenntniß nöthigen Lebhaftigkeit und Energie fehlen. Der Geist giebt sich dann in dumpfer Trägheit den äußeren Sinnenvorstellungen hin, ohne sie frey und selbthätig beherrschen und verarbeiten zu können. Ist hingegen die Einbildungskraft überhaupt zu lebhaft, so können leicht die erneuerten oder gar die neugeschaffnen Vorstellungen gleichen Eindruck als die ursprünglichen oder als äußere Wahrnehmungen auf das Gemüth machen und so mit diesen verwech-

selt werden. Daher die oft mit der größten Zuversicht behaupteten Erscheinungen von Verstorbenen und andern Gespenstern. Selbst in die Wahrnehmung wirklicher Gegenstände mischt sich eine so lebhaft e Einbildungskraft gern ein und verfälscht dadurch die Beobachtungen, so daß man sogar mit Hülfe optischer Instrumente etwas gesehen zu haben meynt, was doch nur in der Einbildung vorhanden war.

§. 143.

Da die Erinnerungskraft ehemalige Vorstellungen, wenn sie von neuem ins Bewußtseyn treten, wieder erkennen soll, so wird sie in diesem Geschäfte beschränkt seyn, wenn die Vorstellungen entweder ursprünglich nicht klar und deutlich genug waren, um einen tiefen und lebendigen Eindruck auf das Gemüth zu machen, oder durch die Länge der Zeit dieser Eindruck wieder verwischt worden ist. In beyden Fällen kann ein Schein entstehen, der uns veranlaßt, verschiedene Objekte für einerley oder einerley Objekte für verschiedne zu halten, mithin zu irren.

Anmerkung.

Ehemalige Vorstellungen treten von neuem ins Bewußtseyn entweder durch wiederholte Wahrneh-

mung (z. B. wenn man einen Menschen zum zweyten Male sieht) oder durch blofse Wiedererweckung von Seiten des Gedächtnisses oder der Einbildungskraft. Schwäche dieser Vermögen wird daher auch mit Schwäche der Erinnerungskraft verknüpft seyn. Denn die Anerkennung gegenwärtiger Vorstellungen als solcher, die schon ehemals im Gemüthe waren, ist nur dadurch möglich, dafs die ehemaligen treu in uns aufbewahrt und lebhaft reproduziert werden. Hat man aber ein Objekt gleich anfangs nicht genau ins Auge gefafst (wie man etwa unbedeutende Menschen in grofsen Gesellschaften nur obenhin flüchtig ansieht) oder hat man ein Objekt vor langer Zeit und seitdem nicht wieder gesehen, so dafs die Vorstellung davon gleichsam nach und nach verblichen ist, so kann man leicht zwey Objekte für eins oder eins für zwey nehmen. So hält man zuweilen zwey Menschen, die man nicht genau kennt, wegen einer gewissen Aehnlichkeit für Einen, oder denselben Menschen, besonders wenn er sich in einer gewissen Zeit etwas verändert hat, für einen ganz andern. Man erinnert sich also in beyden Fällen des vorher Wahrgenommenen nicht mehr, so dafs man es mit dem jetzt Wahrgenommenen gehörig vergleichen und dadurch die Differenz oder die Identität beurtheilen könnte.

§. 144.

Da sich die Vorstellungen im innern Sinne auch unwillkürlich nach den soge-

nannten Gesetzen der Ideenassoziation mit einander verbinden, so wird das Denkgeschäft dadurch bald befördert bald behindert werden, je nachdem entweder die zu einer logisch regelmässigen und vollständigen Gedankenreihe erforderlichen Vorstellungen erweckt oder ganz andre herbeygeführt werden, welches dann zur Vermischung oder Verwechselung heterogener Vorstellungen Anlaß geben kann.

Anmerkung.

Wir verknüpfen selbst bey methodischen Denken nicht alle Vorstellungen absichtlich und willkürlich, sondern viele derselben drängen sich in die Gedankenreihe ein entweder durch äussere Eindrücke oder nach gewissen innern Beziehungen, die aber doch keinen eigentlichen logischen Zusammenhang begründen. So erwecken Vorstellungen einander leicht, welche sich auf Dinge beziehen, die in gleicher Zeit oder bald nach einander existirten oder so gedacht wurden, oder die eine gewisse, wenn auch nur entfernte, Aehnlichkeit haben, oder die einen auffallenden Kontrast gegen einander machen. Es findet also zwar wohl bey dieser unwillkürlichen und nicht logischen Verknüpfung der Vorstellungen eine gewisse Regelmässigkeit statt, welche man in der Form von Gesetzen (*leges associationis idearum* — das Wort Idee im weitesten Sinne für Vorstellung

überhaupt genommen) darzustellen gesucht hat; aber diese Regelmäßigkeit ist doch nur zufällig, indem sich auch oft Vorstellungen, die oder deren Objekte im Verhältnisse der Gleichzeitigkeit, der Aufeinanderfolge, der Aehnlichkeit oder der Entgegengesetztheit stehen, gar nicht gegenseitig erwecken. Auf das Denken aber hat diese Verknüpfung der Vorstellungen, eben weil sie keinen allgemeinen und nothwendigen Regeln von uns unterworfen werden kann, einen großen, oft sehr nachtheiligen Einfluß, indem durch das unwillkürliche Eindringen nicht zur Sache gehöriger Vorstellungen in die Gedankenreihe ein verworrenes Denken entsteht, wo dann leicht falsche Merkmale sich in die Begriffe einschleichen und die wahren übersehen werden können. Man kann daher durch zufälliges Zusammentreffen der Vorstellungen eben so gut wie durch das der Menschen in schlechte Gesellschaft gerathen, und durch jenes zu Fehlritten im Denken wie durch dieses zu Fehlern im Handeln verleitet werden.

§. 145.

Da der menschliche Geist zur Fixirung und Mittheilung seiner Vorstellungen gewisser Zeichen (*symbola*) bedarf, unter allen möglichen Bezeichnungsarten aber die durch artikulierte Töne oder Worte die vorzüglichste ist, so ist zwar die Sprache

überhaupt insofern ein wichtiges Beförderungsmittel der Erkenntniß. Gleichwohl ist bey der Menge und Mannichfaltigkeit der Sprachen, bey der Schwierigkeit ihrer gründlichen Erlernung, bey der nothwendigen Armuth derselben und der daher entstehenden Vieldeutigkeit der einzelnen sowohl als der verbundnen Worte auch jene Bezeichnungsart der Vorstellungen eine reichhaltige Quelle des Scheins und Irrthums. Die auf solche Art entstandenen Irrthümer können symbolische heißen.

Anmerkung.

Die Vorstellungen des menschlichen Geistes sind etwas Inneres, was schnell vorübergeht und dessen sich nur der Vorstellende selbst im Augenblicke des Vorstellens bewußt ist. Sollen sie also festgehalten und mittheilbar gemacht werden, so bedarf es eines Aeufßern, welches an das Innere mit Bestimmtheit erinnere, also eines Zeichens, durch dessen Vorstellung das Bezeichnete selbst zugleich mit vorgestellt werde. Sein Inneres durch solche Zeichen überhaupt darstellen und mittheilen heißt Sprechen im weitern Sinne, und die innere Möglichkeit dieser Darstellung und Mittheilung das Bezeichnungsvermögen oder das Sprachvermögen überhaupt. Dergleichen Zeichen sind schon die Mienen und Gebarden des menschlichen Körpers; denn sie sind ein na-

türlicher Ausdruck des Innern, aber bloß für das Gesicht. Der Inbegriff dieser Zeichen ist also eine bloße Gesichtssprache. Aber auch Töne sind ein Aeußeres, wodurch das Innere bezeichnet werden kann. Aus ihnen entsteht die Gehörsprache. Töne sind aber entweder unartikulirt oder artikulirt. Jene sind bloße Laute, Klänge oder Schälle, und als solche Ausdruck des Gefühls und der Empfindung, dessen selbst Thiere fähig sind; daher man auch obwohl uneigentlich von einer Thiersprache redet. Die eigentliche, wahre, menschliche Sprache besteht aus artikulirten Tönen oder Worten als Ausdrücken von Gedanken oder Begriffen. Durch Worte seine Gedanken darstellen und mittheilen heißt daher Sprechen im engern Sinne und die Fähigkeit dazu das eigentliche Sprachvermögen. Diese Art zu sprechen ist die natürlichste und künstlichste zugleich; denn die Natur selbst gab uns den Trieb und die Organe dazu, und wenige einfache Laute reichen hin, vermittelt der mannichfaltigsten Verbindung eine ungeheure Menge von Begriffen mit ihren feinsten Schattirungen und Beziehungen auszudrücken. Und dann hat diese Wortsprache außer andern Vorzügen vor den übrigen Bezeichnungsarten der Vorstellungen auch diesen höchst bedeutenden, daß die Worte, welche an sich nur schnell vor dem Ohre vorüberfliegende Töne sind, vermittelt der Schrift auch selbst fixirt und dadurch dem Auge wieder dargestellt werden können, woraus eine ins Unendliche vervielfachte Mittheilbarkeit der Vorstellun-

gen entsteht. — Die Sprache ist nun zwar als Mittel der Vesthaltung und Mittheilung unsrer Gedanken ein Hauptbeförderungsmittel der Erkenntniß und selbst die Bedingung, von welcher der vollständige Gebrauch des höhern Erkenntnißvermögens (des Verstandes oder der Vernunft im weitern Sinne) abhängig ist. Allein es liegt doch auch in ihr auf der andern Seite etwas Einschränkendes, woraus Schein und Irrthum hervorgehen kann. Denn zu geschweigen, daß es unter den Menschen so viele von einander höchst verschiedene Sprachen giebt, wovon jedem Einzelnen außer der Muttersprache alle übrigen völlig unverständlich sind, wenn er nicht absichtlich mehrere erlernt, so ist auch die vollständige Erlernung selbst einer einzigen gebildeten Sprache in Ansehung ihrer materialen und formalen Beschaffenheit mit großen Schwierigkeiten verknüpft, so daß vielleicht kein einziger Sprachgelehrter existirt, dem alle Wörter und alle Verbindungsarten der Wörter irgend einer Sprache, selbst die Muttersprache nicht ausgenommen, bekannt wären. Hierzu kommt, daß, wie reich und bildsam auch eine Sprache sey, sie doch nicht ausreicht, alle mögliche Begriffe und alle mögliche Beziehungen derselben gehörig zu bezeichnen, und daß aus dieser bald geringern bald größern Armuth der Sprachen eine gewisse Vieldeutigkeit im Gebrauche der einzelnen und der verbundenen Worte entsteht. Wie viele Irrthümer aber sind nicht bloß aus dieser Quelle hervorgegangen! Und ist nicht im Grunde jedes Mißverständniß ein

durch die Sprache veranlafster Irrthum in Ansehung der Gedanken eines Andern?

§. 146.

Auch das Bestrebungsvermögen kann durch die empirischen Bestimmungen, welche es annimmt, eine Quelle mannichfaltiger Irrthümer werden, wenn dadurch die Empfänglichkeit des Gemüths für die Wahrheit geschwächt und das natürliche Gleichgewicht der Erkenntniskräfte aufgehoben wird. Hieraus entspringt die Ungeundheit des Verstandes, welche gewöhnlich mit Unlauterkeit des Herzens verknüpft ist, und in einer schiefen Richtung des Gemüths besteht, vermöge welcher es durch die Neigung in Ansehung der Erkenntnifs bestimmt und ebendadurch zu einseitigen und parteyischen Urtheilen verleitet wird. Die auf solche Art entstandenen Irrthümer können daher vorzugsweise pathologische heißen.

Anmerkung.

Eine Menge von Irrthümer hat blofs darin ihren Grund, dafs man das Wahre nicht rein und unverfälscht erkennen will, dafs man der Wahrheit nur insoweit Gehör giebt, als sie mit unsern Neigungen

(Eitelkeit, Herrschsucht, Gewinnsucht u. d.) einstimmt. Man wünscht z. B. daß der gefürchtete oder gar gehasste Gegner unrecht haben möchte. Dieser Wunsch umreißt gleichsam den Verstand. Man sieht nun die Gründe des Gegners gar nicht ein und fühlt ihre Kraft nicht, bloß weil man nicht will, daß der Gegner über uns triumphire *). Die Quelle des Irrthums ist also dann das Bestrebungs- oder (wie es gewöhnlich genannt wird) Begehrungsvermögen. Man fehlt im Theoretischen, weil es im Praktischen schlecht bestellt ist. Man irrt in der Spekulation, weil man das reine natürliche Interesse für die Wahrheit verloren hat, mithin das Wahre nicht um sein selbst sondern nur um der Folgen willen sucht. Dies ist eigentlich die wahre Ungesundheit des Verstandes, nicht Unwissenheit — denn diese ist Nichtkenntniß, etwas bloß Negatives, und nicht wissen ist oft besser als falsch wissen, obgleich dieses häufig dem recht wissen vorausgeht — auch nicht Wahnsinn oder Verrücktheit — denn diese ist körperliche Krankheit und kann oft bloß durch geschickte Behandlung von Seiten des Arztes gehoben werden. Der Verstand selbst wird ungesund durch Verdorbenheit der moralischen

*) Man muß hiermit den Fall nicht verwechseln, wo jemand geradezu gegen seine Ueberzeugung ein falsches Urtheil bloß ausspricht. Denn alsdann irrt er selbst nicht, ob er gleich andre zum Irrthume verleiten kann. Die Neigung täuscht uns aber auch oft, ohne daß wir uns der Falschheit bewußt sind.

Gesinnung, weil dadurch der Mensch mit der Liebe des Guten auch die Liebe des Wahren, mit dem Gefühl für das Recht auch das Gefühl für das Richtige, mit der Empfänglichkeit für die Tugend auch die Empfänglichkeit für die Wahrheit verliert.

§. 147.

Endlich giebt es noch eine Menge von äusseren Umständen, welche der Erkenntniß der Wahrheit zwar auf der einen Seite förderlich, auf der andern aber auch hinderlich seyn können. Hieher gehören körperliche Beschaffenheit, Erziehung, gesellschaftliche Verhältnisse, Lebensart und andre dergleichen Umstände, welche unsre Urtheile auf die mannichfaltigste Art so modificiren können, daß sie dadurch von der Wahrheit abweichen. Mithin gehören auch diese äusseren Umstände zu den Quellen des Scheins und des Irrthums.

Anmerkung.

Die körperliche Beschaffenheit hat unstreitig einen sehr großen Einfluß auf das Erkenntnißvermögen, man mag nun dabey sehen entweder auf das Temperament überhaupt, welches doch wohl hauptsächlich von der Organisazion abhängt und den Menschen bald träger bald lebhafter in Ansehung seiner ganzen geistigen Thätigkeit macht, oder

auf den Geschlechtsunterschied, das Alter, das Befinden u. s. w. Man vergleiche nur die Gedanken und Urtheile des Phlegmatischen und des Kolerischen oder Sanguinischen, des Mannes und des Weibes, des Jünglings und des Greises, des Kranken und des Gesunden über einen und denselben Gegenstand, und man wird über die ungeheure Diskrepanz ihrer Urtheile erstaunen! Da nun unter andern auch Klima und Nahrungsmittel unsre körperliche Beschaffenheit sehr affiziren und modifiziren, so werden auch jene wenigstens einen mittelbaren Einfluss auf unsre Gedanken und Urtheile haben. Man denke nur an die Verschiedenheit derselben im nüchternen und im berauschten Zustande! Unzählige Irrthümer sind mehr aus dem Unterleibe als aus dem Kopfe hervorgegangen. — Wie mächtig wirkt aber die Erziehung auf unsern Geist! Lasset die Erkenntnißkräfte des jungen Menschen ungeübt, nehmet sein Gemüth unter den Despotism des blinden Glaubens gefangen und verderbet sein Herz durch schlechte Behandlung und böses Beyspiel — und der Unglückliche ist zeitlebens den Truggestalten des Wahns und des Irrthums übergeben! — Von den geselligen Verhältnissen gilt das Nämliche. Man denke nur an die kirchlichen, politischen und die sogenannten geheimen Gesellschaften! Wie sehr tragen unsre Gedanken und Urtheile das Gepräge derselben und wie selten ist dieses mit dem Stempel der Wahrheit aufgedrückt! — Selbst die Lebensart, der sich jeder gewidmet hat, giebt seinem Geiste eine ge-

wisse eigenthümliche Richtung, die ihn oft sehr weit vom Wege zum Wahren abwärts führt. — Und welchen Einfluß haben nicht Stand und Würde, oder Reichthum und Armuth, die oft sowohl von einander als von der Lebensart der Menschen unabhängig sind, auf die Denkweise derselben! — Mit welchem eisernen Zepter aber beherrscht die Gewohnheit und die Mode (gleichsam eine sich selbst stets verschlingende und wiedergebärende Gewohnheit) unsre Urtheile über das, was schön und häßlich, anständig und unanständig, nützlich und schädlich, lobens- und tadelnswerth ist! — Doch wer könnte alle die äußeren Umstände aufzählen, unter deren Einflusse unsre Denk- und Urtheilskraft steht, da selbst die vorübereilenden Begebenheiten in der Natur und Menschenwelt unsre Meynungen so oft leiten und bestimmen! Wie haben sich z. B. die politischen Räsonnements der gebildeten Europäer seit einem Jahrzehend bloß durch den tragikomischen Lauf der französischen Revolution geändert! So abhängig ist leider das Höchste im Menschen von den materiellen Bedingungen seiner Wirkksamkeit in Raum und Zeit!

§. 148.

Wie verschieden auch die Quellen des Scheins und des Irrthums seyn mögen, so ist es doch immer eigentlich nur Verstand und Vernunft oder das höhere Erkenntnißvermögen, sofern es urtheilt, welches irrt,

mithin die Urtheilskraft. Alle Fehler der Urtheilskraft aber, welche hinterher von uns selbst oder von andern als falsche Urtheile oder Irrthümer anerkannt werden, entspringen zunächst entweder aus natürlicher Schwäche, oder aus Mangel an Uebung, oder endlich aus Mangel an Aufmerksamkeit.

Anmerkung.

In den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft selbst, wieferne sie ursprünglich bestimmt sind, kann nichts Falsches oder Irriges liegen. Denn durch sie ist die Möglichkeit der Erkenntniß überhaupt bestimmt. In der Anwendung jener Gesetze aber auf gegebne Fälle sind mancherley Fehler möglich und diese Fehler können durch mancherley Umstände veranlaßt werden, welche dann als die Quellen des Irrthums angesehen werden. So ist es ein an sich völlig wichtiges Erkenntnißgesetz, daß jede Erscheinung in der Sinnenwelt Wirkung sey und etwas andres in derselben als Ursache voraussetze. Wenn nun aber dieses Gesetz auf bestimmte Fälle angewandt werden soll, z. B. auf einen geschehenen Mord, so ist es möglich, daß hier ein Fehler gemacht und etwas als Ursache angenommen werde, was doch gar nicht Ursache war. Es kann z. B. der Richter durch seinen Haß gegen eine wegen dieses Mords angeklagte Person verleitet werden, sie

für schuldig zu halten, obgleich ihre Schuld gar nicht hinlänglich erwiesen ist. Dann ist die böse Neigung die Quelle seines Irrthums. Aber der eigentliche oder nächste Grund des Irrthums liegt doch in dem höheren Erkenntnißvermögen selbst, sofern es urtheilt, oder in der Urtheilskraft, welche in diesem Falle eine falsche Anwendung von jenem an sich richtigen Gesetze macht. Es kann nämlich die Anwendung gegebner Regeln nicht immer wieder von neuem durch Regeln bestimmt werden; denn sonst würde das Regeln geben kein Ende nehmen und es würde vor lauter Regeln zu gar keiner Anwendung derselben kommen. Ohnehin belästigen viele Regeln das Gemüth; je weniger hingegen und je einfacher die Regeln sind, desto leichter ist ihre Anwendung. Man muß also diese Anwendung der freyen Thätigkeit des Geistes überlassen. Es kann aber die Urtheilskraft hierzu schon von Natur zu schwach seyn. Diefs ist der Fall bey sogenannten Einfaltspinseln oder Dummköpfen, mit denen man in der Welt nichts anfangen kann, weil ihr Vermögen zu urtheilen so schwach oder stumpf ist, daß man sagt, es fehle ihnen an natürlichem Verstande oder an Mutterwitz. Man gebe ihnen zehn Regeln; immer werden sie noch eine eilfte bedürfen, um jene richtig anzuwenden. Daher fehlen sie auch stets in der Anwendung der natürlichen Erkenntnißgesetze, soferne diese Anwendung nicht selbst so nothwendig bestimmt ist, daß sie ohne alles Bewußtseyn richtig vor sich gehen muß. Andern fehlt es zwar

nicht am natürlichen Verstande, aber doch an der gehörigen Uebung, wodurch derselbe entwickelt und ausgebildet wird. Sie werden daher zwar nicht so unbehülflich und blödsichtig wie jene seyn, aber vielleicht nicht minder im eignen Urtheile fehlgreifen, je mehr sie sich fühlen und je stärker sich die rohe Naturkraft in ihnen äußert. Vorzüglich entspringen aber die meisten Fehler der Urtheilskraft zunächst aus Mangel an Aufmerksamkeit. Die Aufmerksamkeit (*attentio*) ist nämlich, soferne sie nicht unwillkürlich von einem Gegenstande an sich gerissen wird, die absichtliche Richtung des Gemüths auf ein Objekt, um es gehörig zu erkennen. Die Erkenntnißkraft wird dadurch gleichsam auf einen Punkt konzentriert. Man sagt daher, es sammle jemand sein Gemüth, wenn er aufmerksam zu seyn anfängt; hingegen nennt man ihn zerstreut, wenn seine Aufmerksamkeit nicht auf den Gegenstand geheftet ist, worauf sie es seyn sollte. Diese Fixirung des Geistes auf einen gewissen Gegenstand kann nun immer nur in einem gewissen Grade und eine gewisse Zeit lang stattfinden. *) Auch hängt sie vom körperli-

*) Ist das Gemüth zu lang und zu vest auf einen Gegenstand fixirt, so kann daraus eine solche Ueberspannung entstehen, daß es, wie man zu sagen pflegt, überschneppet und fixe Ideen entstehen. Außer dieser die Erkenntnißkraft selbst zerstörenden Ueberspannung der Aufmerksamkeit wird sie immer nach einer gewissen Zeit nachlassen, und auch während dessen, daß das Gemüth auf ein Hauptobjekt gerichtet ist, werden sich manche auf andre Dinge sich beziehende Nebenvorstellungen einfinden.

perlichen Zustände ab, und wird häufig unterbrochen oder aufgehoben durch gewisse Nebenvorstellungen, die entweder durch einen starken und plötzlichen Eindruck auf die Sinne von aussen oder nach den Gesetzen der Ideenassoziation von selbst im Gemüthe entstehen und nach und nach dasselbe vom Hauptgegenstande ablenken können. Sind wir nun nicht aufmerksam genug und ist uns wohl gar die Anstrengung, welche mit der Vesthaltung des Geistes an Einem Gegenstande und dem aufmerksamen Denken in Beziehung auf denselben verknüpft ist, lästig, so entsteht Uebereilung und Gedankenlosigkeit beyrn Urtheilen, indem wir urtheilen, ehe wir theils hinlängliche Gründe zur Bestimmung des Urtheils aufgefunden, theils dieselben nach ihrem wahren Gehalte geprüft haben. Dafs hieraus eine Menge von irrigen Urtheilen entstehen müsse, versteht sich von selbst.

§. 149.

Alle Irrthümer sind demnach falsche Urtheile, welche für ein gewisses Subjekt den Schein der Wahrheit an sich tragen und selbst aus einem Schein hervorgehen. Ist ein solches Urtheil allgemein und wird es als Prinzip andern falschen Urtheilen zum Grunde gelegt, so heisst es ein Grundirrtum (*error principalis s. radicalis*). Der Irrthum ist also selbst wieder eine Quelle des Irrthums. Man mufs aber die Irrthümer

von bloßen Vorurtheilen unterscheiden, bey welchen man nicht sowohl auf ihren Inhalt als auf ihre Entstehungsart sieht.

Anmerkung.

Das Urtheil: Die Sonne und alle übrigen Gestirne bewegen sich täglich von Ost nach West um die Erde, ist falsch, hat aber den Schein der Wahrheit an sich und entspringt aus einem Schein; denn jene Körper scheinen sich so zu bewegen, indem man sie in Ost emporsteigen und in West niedersinken sieht. Brauchte nun jemand jenes Urtheil als Prämisse in folgendem Schlusse: Derjenige Weltkörper ist der wichtigste und größte, um welchen sich alle übrigen herumdrehen — *Atqui* — *Ergo* — so wäre hier aus einem falschen Urtheile noch ein andres entstanden, mithin jenes ein Grundirrthum oder ein falsches Prinzip. Auf diese Art pflanzen sich die Irrthümer selbst fort wie das Unkraut, indem einer den andern erzeugt, obgleich diese Erzeugung nicht immer nothwendig ist, da sogar aus einem falschen Satze etwas Wahres folgen kann (§. 82. Anm. 2.). Es sind aber die Irrthümer von den Vorurtheilen insofern unterschieden, als jene immer falsche Urtheile sind, diese aber auch wahr seyn können. Vorurtheile (*opinionēs praejudicatæ* s. [*minus bene*] *praejudicia*) sind nämlich Urtheile, welche man vor Untersuchung ihrer (angeblichen oder wirklichen) Gründe als wahr annimmt, wo also die Urtheilskraft gleichsam der prüfenden Vernunft voraus eilt. Sol-

che Urtheile müssen nicht gerade falsch seyn; denn wenn man sich auch der Gründe nicht bewußt ist, so können doch dergleichen vielleicht gefunden werden, welche an sich gültig sind. Vorurtheile müssen daher alle Menschen hegen, weil man nicht alles selbst untersuchen und prüfen kann. Sie können und brauchen folglich auch nicht alle ausgerottet zu werden, da sie nicht immer wirkliche Irrthümer sind, noch dergleichen erzeugen. Indessen kann doch die Vernunft die Maxime überhaupt nicht billigen, etwas ohne Einsicht der Gründe für wahr zu halten. Man muß sich also immerfort wenigstens des Mangels dieser Einsicht bewußt bleiben und wo möglich demselben abzubelfen suchen. Man sollte also jedes Vorurtheil nur als vorläufiges Urtheil (*judicium praeivum s. praeliminare*) d. h. als ein solches, welches man nur einstweilen problematisch annimmt, um es hernach weiter zu prüfen, passiren lassen. Da aber die meisten Menschen diese Kautel vernachlässigen und sich in ihren Urtheilen durch bloße äußere Umstände bestimmen lassen, ohne nach anderweiten Gründen zu fragen, und da diese Umstände eine reichhaltige Quelle des Scheins und des Irrthums sind: so nennt man solche Irrthümer, welche aus einem durch äußere Umstände bewirkten Schein entspringen, vorzugsweise Vorurtheile. Man muß also diese Vorurtheile im engern Sinne, welche durchaus falsch sind, von den Vorurtheilen im weitern Sinne, unter welchen es auch wahre Urtheile geben kann, wohl unterschei-

den. Jene sollen insgesamt ausgerottet werden, weil jeder Irrthum wegen des Abbruchs, den er der Erkenntniß der Wahrheit thut, schädlich ist. Die Klugheit kann indessen fodern, hierbey mit einer gewissen Schonung und nur allmählig zu verfahren, weil sich zufällig an ein solches Vorurtheil etwas Gutes angeschlossen haben kann. Dieß ist vorzüglich bey den religiösen Vorurtheilen der Fall, welche die Menschen durch Erziehung, Unterricht und politisch - kirchliche Verhältnisse vermöge des Auktoritätsglaubens angenommen und mit welchen sich moralische Maximen oder Triebfedern verknüpft haben. An die Ausrottung solcher Vorurtheile darf man also nicht eher gehen, als bis man etwas Andres an deren Stelle setzen kann, was weder der Wahrheit noch der Sittlichkeit schädlich ist. Diese Substitution aber muß wo möglich so geschehen, daß das Vorurtheil von selbst verschwindet, ohne daß es nöthig ist, einen offenen Krieg dagegen zu führen, wodurch die Menschen oft nur noch fester an ihren Vorurtheilen hängen bleiben.

§. 150.

Alle Irrthümer sind demnach entweder ursprüngliche (*originarii*) oder abgeleitete (*derivativi*), je nachdem sie zunächst entweder aus einem bloßen Schein oder aus einem andern schon vorhandenen Irrthum entspringen. Auch kann man sie in Anse-

hung ihrer nähern Beziehung auf die beyden Hauptarten menschlicher Thätigkeit in theoretische und praktische eintheilen. Diese haben Einfluß auf das Handeln, indem sie falsche Zwecke oder falsche Mittel vorspiegeln, jene nicht. Die ursprünglichen Irrthümer müssen zuerst bekämpft werden, weil dann die abgeleiteten von selbst verschwinden oder doch leichter vertilgt werden können. Und da die praktischen Irrthümer schädlicher sind als die theoretischen, so müssen auch jene vor diesen ausgerottet werden, wenn nicht etwa jene aus diesen erst entsprungen sind, welches häufig der Fall ist.

Der angewandten Elementarlehre
zweytes Hauptstück.

Logische Therapeutik.

§. 151.

Da der Irrthum überhaupt aus gewissen einschränkenden Bedingungen der Erkenntniß entsteht, diese Bedingungen aber von

dem erkennenden Subjekte, wiefern es empirisch bestimmt ist, nicht trennbar sind (§. 134. u. 135.): so ist der Irrthum insoferne (überhaupt — *collective*) unvermeidlich. Da aber jeder einzelne Irrthum zuletzt aus einem gewissen Schein entspringt (§. 136. u. 150.), der an sich selbst noch kein Urtheil ist und uns zum Urtheilen auch nicht nöthigen kann, so kann durch ein weises und kluges Verhalten wohl verhütet werden, daß der Schein keinen Irrthum erzeuge; mithin ist der Irrthum insoferne (im einzelnen — *distributive*) allerdings vermeidlich. Ob also gleich das Irren menschlich ist, so ist es doch noch weit menschlicher, sich vom Irrthume los zu machen suchen.

§. 152.

Die Mittel gegen den Irrthum (*remedia erroris*) sind entweder vorbeugend (*praeservativa*), wenn sie die Entstehung des Irrthums selbst verhüten, oder heilend (*sanativa*), wenn sie den schon vorhandenen Irrthum aufheben.

§. 153.

Präservativmittel gegen den Irrthum sind: Bekanntschaft mit den Erkenntniskräften selbst — Bekanntschaft mit den verschiedenen Quellen des Irrthums — Vorsicht im Urtheilen — und gänzliche Zurückhaltung des Beyfalls in zweifelhaften Fällen.

Anmerkung.

Zur Bekanntschaft mit den Erkenntniskräften gehört die Kenntniss der Gesetze ihrer Wirkksamkeit und der Schranken ihrer Anwendung. Wer auf diese Art seine Kräfte kennt, wird sie auch desto regel- und zweckmäßiger gebrauchen können und nicht verleitet werden, mehr damit ausrichten zu wollen, als wozu sie auslangen. Hiervon hängt also die Bestimmung des Horizonts der Erkenntniss ab d. h. ihres Umfangs in Beziehung auf das erkennende Subjekt. Man muss aber denselben bestimmen sowohl in allgemeiner Hinsicht, um zu wissen, wie weit die menschliche Erkenntniss überhaupt gehen kann, als auch in besondrer Hinsicht auf sich selbst, um zu wissen, wie weit unsre individuelle Erkenntniss wirklich geht. Jene Bestimmung giebt den absoluten oder allgemeinen, diese den relativen oder Privat-horizont. Man muss sich also fürs Erste kein Urtheil über Dinge anmaassen, die über unsern Ho-

rizont hinaus liegen, weil man alsdann in der größten Gefahr zu irren sich befindet. Da aber der Privathorizont keine nothwendigen Gränzen hat, indem diese von dem zufälligen Maasse der sich allmählig entwickelnden Kräfte und der zufälligen Beschaffenheit der logischen, ästhetischen und praktischen Zwecke eines Jeden abhängig sind, so daß man einiges bisher nicht erkennen konnte, andres nicht erkennen wollte: so ist eine beständige Erweiterung desselben nicht nur möglich, sondern auch nothwendig. Um nun bey dieser Erweiterung des Privathorizonts nicht irre zu gehen, muß man sich zweytens auch mit den verschiednen Quellen des Irrthums bekannt machen. Denn wer die Gefahren kennt (die Klippen, Strudel und Sandbänke auf dem Ozeane der Erkenntniß), vermeidet sie auch leichter. Eben diese Bekanntschaft wird ihn auch vorsichtiger im Urtheilen machen, damit er sich dabey nicht übereile und gedankenlos verfare, sondern alle zum Urtheilen erforderlichen Daten mit Besonnenheit sammle und mit Ueberlegung prüfe. Endlich wird es das beste Mittel seyn, dem Irrthume vorzubeugen, wenn man, im Falle man seiner Sache nicht ganz gewiß ist, seinen Beyfall lieber ganz zurückhält d. h. gar nicht urtheilt. Denn wer gar nicht urtheilt, irrt gewiß nicht, weil er dann auch nicht falsch urtheilt. Diese Zurückhaltung des Beyfalls (*stop*) darf indessen nicht in den transzendenten Zweifel ausarten, welcher auf alles Urtheilen gänzlich verzichtet und da-

durch die Erkenntniß selbst zerstört oder aufhebt, sondern sie muß nur ein logischer Zweifel seyn, welcher das Urtheil so lange aufschiebt, bis man alles reiflich erwogen hat (Fund. §. 114.). Diese Zurückhaltung des Beyfalls ist also nichts anders als das Geständniß der Unwissenheit in einem gewissen Falle — ein Geständniß, welches Niemanden entehrt. Denn ein Andres ist die gemeine Unwissenheit, die aus Einfalt oder Trägheit entsteht und sich gar nicht darum bekümmert, ob und warum man etwas wissen oder nicht wissen könne — ein Andres aber die wissenschaftliche Unwissenheit, welche mit dem Bewußtseyn der Gründe des Nichtwissens verknüpft ist und also theils ein gründliches Wissen voraussetzt, theils ein solches beabsichtigt. Vom Nichtwissen überhaupt ist aber das absichtliche Nichtwissen oder das Ignoriren verschieden, wo man von einem Erkenntnißobjekte keine Notiz nimmt, weil man die Erkenntniß desselben entweder überhaupt für unbedeutend oder nur gerade für einen gegenwärtigen Zweck nicht brauchbar hält. An sich ist eigentlich kein Erkenntniß unbedeutend; denn man kann nicht wissen, zu welchem Gebrauch es einmal dienen und was für Folgen jemand daraus herleiten könne; auch ist jedes Erkenntniß, wenn es nur wahr ist, interessant, sofern es den Verstand befriedigt. Bey wissenschaftlichen Untersuchungen ist es daher nie zweckmäßig, zu fragen: Wozu nützt dieß? (*cui bono?*) und etwas zu ignoriren, wovon man keinen Nutzen angeben kann. Denn es würde

gar schlecht um die Wissenschaften stehen, wenn ihre Bearbeiter immer so hätten fragen wollen. Es ist vielmehr selbst ein Präservativmittel gegen den Irrthum, bey wissenschaftlichen Untersuchungen ohne alle Rücksicht auf den möglichen Gebrauch oder materiellen Gewinn so tief als möglich in die Sache einzugehen, gleich als wollte man in Ansehung derselben gar nichts ignoriren. Es giebt aber auch ein verstelltes Ignoriren d. h. ein mit einem scheinbaren Nichtwissen verbundnes Wissen, von welchem hier nicht die Rede ist.

§. 154.

Wenn der Irrthum schon vorhanden ist, so giebt es nur ein einziges gründliches Heilmittel gegen denselben, und dieses besteht in der Entdeckung und Auflösung des Scheins, woraus er entsprungen ist. Der Schein wird entdeckt, wenn man die veranlassende Ursache eines falschen Urtheils in einem bestimmten Falle kennen lernt, aufgelöst aber, wenn man die Falschheit des Urtheils einsieht und ein wahres Urtheil an dessen Stelle setzt.

Anmerkung.

Man kann zum Bewußtseyn des Irrthums gelangen, ohne darum von dem Irrthume selbst befreyt zu seyn, z. B. wenn man im Verlaufe des Gedankengangs auf ein Urtheil stößt, welches sich uns

als wahr darstellt, aber einem andern Urtheile, das wir auch für wahr hielten, widerstreitet. Nun könnte man zwar in diesem Falle den Irrthum auch so los werden, daß man eins dieser Urtheile schlecht hin verwürfe und zufälliger Weise das falsche träfe. Allein dann wäre man doch eigentlich nicht vom Irrthume geheilt, wenigstens wäre es keine Radikal- sondern nur eine Palliativkur. Denn der Irrthum könnte leicht unter einer andern Gestalt wiederkommen, und es wäre auch eben so leicht möglich, daß man gerade das wahre Urtheil verwürfe und das falsche beybehalte. Man muß also durchaus auf die Quelle des Irrthums zurückgehen, um das fernere Irren in dieser Hinsicht unmöglich zu machen. Man muß den Irrthum gleichsam mit der Wurzel auszu- rotten suchen, indem man fragt: Wie ist dieser Irrthum in dir entstanden? Wo liegt eigentlich der Grund desselben? Dadurch beugt man zugleich einer Menge von andern Irrthümern vor. Hat man z. B. einsehen gelernt, daß ein gewisser Irrthum aus einer optischen Täuschung durch Brechung der Lichtstrahlen entstanden ist, indem dieselben ihre Richtung verändern, wenn sie aus einer dichtern Materie in eine dünnere oder umgekehrt übergehen, so wird man sich dies zur Warnung dienen lassen, daß man nicht in andern Fällen sogleich nach dem sinnlichen Scheine urtheile, sondern erst die Beschaffenheit der Sache genauer untersuche. *)

*) Bis hieher geht die allgemeine logische Therapeutik. Die folgenden Regeln gehören zur speziellen log.

§. 155.

In Ansehung derjenigen Irrthümer, welche durch den äußern Sinn veranlaßt werden (§. 138.), hat man zu untersuchen 1.) den Zustand der Organe und, wenn diese nicht ihre natürliche Vollkommenheit haben, ihnen dieselbe entweder überhaupt oder wenigstens für den Augenblick der Wahrnehmung wiederzugeben; 2.) die Lage des Objekts und, wenn diese den Organen nicht gemäß ist, entweder das Objekt selbst unter den gehörigen Wahrnehmungspunkt zu bringen und die Zwischenobjekte, welche einen Schein bewürken können, zu entfernen, oder die Wahrnehmung zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen zu wiederholen und diese wiederholten Wahrnehmungen sorgfältig mit einander zu vergleichen.

Anmerkung.

Wer an Gesichts- oder Gehörfehlern laborirt und dadurch leicht zu sinnlichen Irrthümern verleitet werden könnte, der muß entweder diese Fehler zu entfernen suchen oder sich solcher optischen und

Therap., indem sie die vorbeugenden sowohl als heilenden Mittel gegen besondre Arten von Irrthümern anzeigen.

akustischen Instrumente bedienen, wodurch der nachtheilige Einfluß jener Fehler auf die gegenwärtige Wahrnehmung aufgehoben wird. Ist beydes nicht möglich, so enthalte man sich des Urtheils über Dinge, die nur vermittelt eines guten Gesichts oder Gehörs beurtheilt werden können. Schon das Sprüchwort verbietet dem Blinden von der Farbe zu urtheilen. Wie sehr aber ein richtiges Urtheil über sinnliche Gegenstände durch Uebung der Sinnenwerkzeuge befördert werden könne und wie viele täglich vorkommende Irrthümer vermieden werden würden, wenn wir diese Uebung nicht so sehr vernachlässigten, lehrt schon das Beyspiel des Blinden, der, wenn er auch nicht gerade von den Farben, doch von hundert andern Dingen durch die vermittelt der nothgedrungenen Uebung erlangte Schärfe seiner übrigen Sinne richtig urtheilen kann, über welche Sehende ohne Hülfe des Gesichts gar nicht zu urtheilen im Stande sind. Läßt sich in Ansehung der Organe nichts weiter thun, um sie zur Wahrnehmung tauglicher zu machen, so wird sich vielleicht die Lage des Objectes verändern lassen, um es gleichsam wahrnehmbarer zu machen. Man kann z. B. entweder das Object dem Auge oder das Auge dem Objecte näher bringen, oder auch beydes von einander mehr entfernen, je nachdem die größere Nähe oder die größere Ferne der Wahrnehmung zuträglicher ist. Oder man entferne solche Zwischenmaterien, welche der richtigen Ansicht hinderlich sind (blendendes Licht, Glas, Wasser u. d.). Oder man be-

trachte den Gegenstand aus verschiedenen Gesichtspunkten, um ihn von allen Seiten wahrzunehmen, und dadurch die auf einseitige Ansicht gegründeten Urtheile zu berichtigen, wozu auch die Wahrnehmungen Anderer gebraucht werden können. So sind in der Astronomie nur durch mühsame Vergleichung mehrer Wahrnehmungen die falschen, durch den sinnlichen Schein veranlaßten Urtheile über die Beschaffenheit, Bewegung und Zusammenordnung der Weltkörper vernichtet worden. Wenn aber alle diese Mittel nicht angewandt werden können, weil das Objekt bey seiner ersten Erscheinung nicht genau wahrgenommen werden konnte und nachher auf immer verschwunden ist, so muß man sich auch gar kein bestimmtes und entscheidendes Urtheil darüber erlauben, weil sonst unter hundert Urtheilen über solche Objekte gewiß neun und neunzig irrig seyn werden.

§. 156.

In Ansehung derjenigen Irrthümer, welche durch den innern Sinn und die dahin gehörigen Vermögen, so wie durch eine fehlerhafte Assoziation der Vorstellungen veranlaßt werden (§. 139—144.), hat man theils durch Uebung diejenigen Fehler oder Mängel hinwegzuschaffen, welche einen trügerischen Schein bewürken können, theils die ursprünglichen Vor-

stellungen, welche durch jene Fehler oder Mängel verfälscht worden sind, wieder herbeyzuschaffen und mit denselben die verfälschten zu vergleichen.

Anmerkung.

Wer durch ein zu schwaches Gedächtniß häufig irrt, kann diesen Irrthümern nur dadurch vorbeugen, daß er sein Gedächtniß durch fleißiges Memoriren und andre mnemonische Hülfsmittel stärkt und unterstützt. Wen eine zu lebhafte Einbildungskraft öfters täuscht, der suche sie durch abstraktes Denken und fleißiges Studium ächt philosophischer oder mathematischer Werke zu bändigen, so wie eine zu träge Einbildungskraft durch den Genuß solcher Kunstwerke, die selbst Produkte einer reichen Phantasie sind, belebt werden muß. Jenes Studium aber wird auch das Gemüth von der zudringlichen Gesellschaft irreleitender Nebenvorstellungen befreyen und ihm eine gewisse Herrschaft über das Reich der Vorstellungen gewähren, so daß sie sich mehr nach den Zwecken des Verstandes und logischer Gesetzmäßigkeit als nach gesetzlosem Belieben und zufälligen Verhältnissen assoziiren. Bemerkt man endlich, daß in einem bestimmten Falle das Gedächtniß, die Einbildungskraft und Erinnerungskraft einen Irrthum veranlaßt haben (z. B. durch Verfälschung von Namen, Zahlen, ganzen Stellen einer Schrift, durch fehlerhafte Reproduktion eines anschaulichen Gegenstandes u. s. w.), so suche man die ursprünglichen

Vorstellungen wieder herbeyzuschaffen (z. B. durch Nachschlagen, Wiederbeschauen, wenn auch nur in einer guten Kopie u. s. w.). Und ist dieß nicht gleich möglich, so suspendire man so lange das darauf zu gründende Urtheil, bis man jener Forderung Genüge leisten kann.

§. 157.

Den durch die wörtliche Bezeichnung der Gedanken oder durch die Sprache veranlaßten Irrthümern (§. 145.) muß man theils durch ein gründliches Studium der Sprachen, deren man sich zur Bezeichnung, Einsammlung und Mittheilung der Erkenntnisse bedient, mithin vornehmlich der Muttersprache, theils durch Bekanntschaft mit den Regeln der Kritik und Hermeneutik entgegen zu arbeiten suchen. Dadurch wird man auch den Fehler vermeiden lernen, bloße Worte für Sachen zu nehmen, welches nicht nur an sich ein Irrthum ist, sondern auch mancherley andre Irrthümer und zwecklose Wortstreitigkeiten (*logomachiae*) erzeugt.

Anmerkung.

Je vollständiger und genauer man eine Sprache kennt, desto eher versteht man Andre, die uns vermittelst



mittelst derselben ihre Gedanken mittheilen, und desto verständlicher theilt man sich selbst mit. Da nun die Muttersprache zur gegenseitigen Gedankenmittheilung am meisten gebraucht wird, so wird diese vor allen andern zu kultiviren seyn, ob sie gleich gewöhnlich am meisten vernachlässigt wird, weil jeder schon gleichsam von Natur eine hinlängliche Kenntniss derselben zu haben meynt. Das Sprachstudium, wenn es gehörig betrieben wird und nicht in bloße Sylbenstecherey und Wortklauberey ausartet, ist demnach gar nicht so unwichtig, als es manchem scheint, da eine Menge von Mißverständnissen bloß aus Mangel an Sprachkenntniss entstehen, und da jede Sprache gewissermaassen als ein Kommentar über die Logik betrachtet werden kann, indem sich in ihr die Regeln des Denkens gleichsam abspiegeln. *) — Was die Regeln der Kritik und Hermeneutik betrifft, so müssen diese vornehmlich denen bekannt seyn, welche alte Schriften, die größtentheils in sehr fehlerhaften Abschriften auf uns gekommen und in todtten Sprachen abgefaßt sind, zur Erweiterung ihrer Erkenntnisse benutzen wollen. Wie viel theologische Irrthümer z. B. sind bloß da-

*) Vergl. J. W. MEINER's Vers. einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder philosophische und allgemeine Sprachlehre. Leipzig. 1781. 8. — Alle Schriften über allgemeine Grammatik sind gewissermaassen Belege zur obigen Behauptung. Die vorzüglichsten derselben findet man angezeigt in des Verf.'s Enzyklop. der Wissensch. Th. 3. Bd. 1. Heft 1. 8. 33 ff.

durch entstanden, daß die älteren Theologen von Kritik und Hermeneutik nichts wußten oder sie nicht gehörig anwandten! Lehrmeynungen und Vorschriften, an welche kein biblischer Schriftsteller gedacht hatte, sind oft bloß aus einer verdorbenen Lesart oder aus einem figürlichen Ausdrucke abgeleitet und dennoch mit der größten Hitze verfochten worden. Solche Irrthümer lassen sich am siegreichsten durch philologische Waffen bekämpfen; denn dadurch werden sie mit der Wurzel ausgerottet. Demonstrirt es noch so evident, daß ein gewisser Lehrsatz vernunftwidrig sey! Ihr werdet tauben Ohren predigen, so lange man euch entgegen kann: „Aber hier steht's geschrieben!“ Könnt ihr aber zeigen, daß es hier gar nicht geschrieben stehe, so kann euch nur die hartnäckigste Verblendung widerstreben, die dann ihren Sitz außer dem Kopfe, im Herzen oder gar im Magen, haben muß. Sich selbst aber präservirt man durch eben diese Mittel am besten vor solchen Irrthümern. — Ein gründliches Sprachstudium gewöhnt überhaupt den Geist, nicht an der Schale hangen zu bleiben, sondern tiefer zum Kern einzudringen. Man wird sich dann auch nicht so leicht einbilden, daß man schon von der Sache selbst eine Erkenntniß besitze, wenn man sich bloß die eine Erkenntniß bezeichnenden Ausdrücke (etwa die Kunstwörter eines philosophischen Systems, die so mancher im Munde führt, ohne das Geringste von diesem selbst zu verstehen) zu eigen gemacht hat. Man wird sich dann nicht ein-

bilden, wirklich zu rasonniren; wenn man bloße Worte und Formeln, denen kein vernünftiger Gedanke zum Grunde liegt, zusammengereihet hat. Man wird sich dann keine willkürlichen Abweichungen vom Sprachgebrauche, keine dunkeln und verworrenen Wortverbindungen erlauben, wodurch nur Mißverständnisse erregt werden. Man wird sich endlich auch hüten, über bloße Worte mit andern zu streiten, während man über die Sache selbst mit ihnen einig ist. *)

§. 158.

Gegen Irrthümer, die aus einer immoralischen Gesinnung entspringen (§. 146.), giebt es kein andres Mittel als die

*) Nicht jeder Streit über Worte ist ein schlechtweg sogenannter Wortstreit oder eine Logomachie. So sind die Streitigkeiten der Philologen über die Worte eines alten Schriftstellers nicht Logomachien; denn hier sind die Worte die Sachen selbst, in Beziehung worauf verschiedene Meynungen stattfinden. Eben so ist es keine Logomachie, wenn Philosophen über die Angemessenheit eines Ausdrucks (Kunstworts oder Kunstformel) zur Bezeichnung eines Begriffs oder Urtheils streiten. Denn hier ist wieder der Ausdruck dasjenige Objekt, in Beziehung worauf die Meynungen getheilt sind. Wenn man aber bey völliger Identität der Ueberzeugung über verschiedene Ausdrücke streitet, gleich als wären es verschiedene Meynungen, wenn man sich also durch die bloße Differenz der Worte zu einem Streite verleiten läßt, während keine wahre Differenz der Meynungen stattfindet, so ist der Streit eine Logomachie d. h. ein zweckloser Wortstreit; denn man streitet ja nur, um zur Einigkeit zu gelangen. Wozu also Streit, wenn man schon einig ist?

Vertilgung dieser Gesinnung selbst, damit ein reines und lebendiges Interesse für die Wahrheit selbst im Gemüthe erweckt und genährt werde. In einzelnen Fällen aber muß man vorzüglich gegen Lieblingsneigungen auf seiner Hut seyn und daher jedes Urtheil, welches damit auf irgend eine Art zusammenhangt, desto schärfer prüfen.

Anmerkung.

Gegen das Immoralische und dessen Folgen kann nicht die Logik sondern nur die Moral zulängliche Hülfsmittel darbieten. Diese muß zeigen, wie Neigungen, Begierden und Leidenschaften zu bändigen sind, so daß sie auch im Theoretischen sich der Herrschaft der Vernunft willig unterwerfen und vor der Hoheit und Würde der Wahrheit verstummen. Die Logik kann nur warnen, daß man, wenn es oben darauf ankommt, ein richtiges Urtheil zu fällen, gegen diejenigen Neigungen auf seiner Hut sey, welche man gerade am liebsten befriedigt und welche mit der zu beurtheilenden Sache gerade in genauer Verbindung stehen. Bist du also ein herrschsüchtiger Gebieter und es ist die Rede von den Gränzen einer rechtmäßigen Gewalt — oder ein habesüchtiger Kaufmann und es ist die Rede vom Werthe irdischer Güter — oder ein ehrgeiziger Staatsmann und es ist die Rede von der wahren Würde des Menschen — oder ein epikuräischer Lüstling und es ist die Rede

vom kategorischen Imperative: so nimm dich wohl in Acht, daß sich nicht deine Lieblingsneigung in dein Urtheil einmische und abstrahire wo möglich ganz von dem Verhältnisse der in Frage stehenden Sache zu dir selbst und deinem ganzen Zustande!

§. 159.

Was endlich diejenigen Irrthümer betrifft, welche durch äußere Umstände veranlaßt werden (§. 147.) und Vorurtheile im engeren Sinne heißen (§. 149. Anm.), so muß man alle Urtheile, von denen man sich bewußt ist, daß sie, bevor man eine gründliche Untersuchung angestellt hatte, als wahr angenommen wurden, und besonders diejenigen, welche man in frühern Jahren vor erlangter Verstandesreife auf bloße Auktorität annahm, nachher einer desto strengern Prüfung unterwerfen.

Anmerkung.

Bey dieser Prüfung wird man nämlich bald finden, ob überhaupt Gründe für ein solches Urtheil angeführt werden können, und welches Gewicht diese Gründe haben. Denn die Jugendlehrer zählen zwar oft ihren Zöglingen eine Menge von Gründen her, um welcher willen etwas wahr seyn soll. Aber nicht selten ist unter allen diesen Gründen kein einziger, der wirklich Stich hält. Man muß sich in-

dessen hierbey vor einem andern Irrwege in Acht nehmen. Es geschieht zuweilen, daß für eine an sich gültige Behauptung ungültige Gründe angeführt werden. Man muß also ein Urtheil darum allein noch nicht als einen Irrthum verwerfen oder wohl gar ein gegenseitiges Urtheil als wahr annehmen, weil die für jenes angeführten Gründe nichts taugen. Die Untersuchung muß daun weiter gehen. Man muß auch fragen, ob nicht etwa andre haltbarere Gründe dafür angeführt werden können, und ob, wenn dieß auch nicht der Fall seyn sollte, das gegenseitige Urtheil vielleicht nicht minder verwerflich sey. Denn wenn Cajus Unrecht hat, so hat darum sein Gegner Titius noch nicht Recht.

§. 160.

Als Resultate der bisherigen Untersuchungen über den Irrthum und die dagegen dienlichen Mittel können folgende Regeln betrachtet werden:

1.) Suche dir eine möglichst deutliche und gründliche Einsicht in die Gesetze des Verstandes und der Vernunft selbst zu verschaffen!

2.) Uebe deine Urtheilskraft fleißig im Anwenden jener Gesetze!

3.) Sammle dein Gemüth beym Denken und benutze vornehmlich die dazu günstigen Augenblicke!

4.) Sondre alles fremdartige Interesse vom Gegenstande deiner Untersuchung ab!

5.) Halte deine Ueberzeugungen immerfort gegen einander und prüfe sie wiederholt!

6.) Vergleiche sie auch mit den Ueberzeugungen Anderer und höre das Urtheil Anderer über deine Meynungen mit Unbefangenheit an!

Anmerkung.

Zu 1. Wir befolgen zwar die Gesetze des Verstandes und der Vernunft beym wirklichen Denken und Erkennen auch ohne ein bestimmtes und deutliches Bewusstseyn derselben; aber oft urtheilen wir auch ihnen entgegen, weil wir eine falsche Anwendung von denselben auf einzelne Fälle machen (§. 148.). Eine durchaus sichere Anwendung derselben ist also ohne jene Einsicht nicht möglich; daher es auch ungereimt ist, die sogenannte natürliche Logik auf Kosten der wissenschaftlichen oder künstlichen zu erheben (§. 11. Anm. 2.).

Zu 2. Die bloße Kenntniß der Regeln hilft aber doch auch nichts ohne Uebung der Urtheilskraft im Anwenden derselben. Dies kann nun geschehen sowohl durch eignes methodisches Denken, so daß man sich seine Gedanken bald in bald außer der systematischen Form darstellt, um die Fehler leichter zu entdecken, als auch durch methodisches Nachdenken über die Gedanken Anderer auf dieselbe

Weise. Von Beydem wird die Methodenlehre weiter handeln.

Zu 3. Ohne Sammlung des Gemüths geht das Denken nie glücklich von statten. Wenn man daher zerstreut oder in heftiger Gemüthsbewegung ist, kann man leicht irre gehen. Diejenigen glücklichen Momente aber, wo der innere Genius sich lebendiger regt, wo man zum Denken sich wie angetrieben und aufgefodert fühlt, lasse man ja nicht ungenützt verstreichen! Man verwöhne sich jedoch auch nicht so, daß man immer nur auf solche Momente harren wollte! Sie möchten dann immer seltner kommen. Oft erzeugt sich der Enthusiasm erst während der Thätigkeit selbst, wenn man auch mit einer Art von Selbstzwange anfang, wie sich der Muth eines Kriegers, der nicht ohne Furcht in den Kampf ging, oft mitten im Kampfe selbst entzündet.

Zu 4. Fremdartiges Interesse zerstreuet nicht nur das Gemüth und schwächt die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand der Untersuchung, sondern vermindert auch das reine und lebendige Interesse an der Wahrheit selbst, indem es irreleitende Neigungen erregt.

Zu 5. Das stete Gegeneinanderhalten und wiederholte Prüfen seiner Ueberzeugungen ist eins der wichtigsten Mittel auf seine Irrthümer aufmerksam zu werden und sich davon loszumachen, weil bey vermehrten Einsichten und größerer Fertigkeit im Denken die eingeschlichenen falschen Urtheile sich leichter entdecken lassen. Das Neue streitet oft mit

dem Alten und dieser Widerstreit erregt Verdacht, daß eins von beydem oder gar beydes unächt sey; und die fortgesetzte Uebung macht unsern Blick immer schärfer und den Geist immer gewandter in der richtigen Anwendung der Denkgesetze.

Zu 6. Die Mittheilung an Andre ist schon an sich für uns instruktiv, weil sich dann alles bestimmter und deutlicher ausspricht, als wir es vorher dachten. (Daher *docendo discimus*). Wenn nun aber Andre auch über das Mitgetheilte urtheilen, so entsteht häufig ein Widerstreit, der zwar nicht geradezu unsere eigne Ueberzeugungen als irrig darstellt (denn der Andre könnte wohl selbst irren), aber doch, wenn sie irrig sind, auf die Entdeckung des Irrthums hindeuten kann. Die Gesetze der Erkenntniß sind in allen Subjekten ursprünglich dieselben. Ein wahres Urtheil ist daher allgemeingültig. Läßt also jemand unsere Urtheile nicht gelten, so hat entweder Einer Recht oder Beyde haben Unrecht. Und in beyden Fällen werden wir gewinnen, wenn es uns nicht bloß darum zu thun ist, daß wir selbst gerade Recht behalten wollen. — Uebrigens wird von der Mittheilung der Erkenntnisse die Methodenlehre weiter handeln.

Der angewandten Denklehre

zweyter Abschnitt.

Angewandte Methodenlehre.

§. 161.

Da in diesem Theile der angewandten Logik die Art und Weise der Beförderung oder Vervollkommnung der Erkenntniß unter gewissen empirischen Bedingungen gezeigt werden soll (§. 134.): so muß in demselben theils von der Erwerbung theils von der Mittheilung der Erkenntnisse gehandelt werden. Denn durch Beydes wird die Erkenntniß überhaupt vervollkommnet und zu Beydem gehört Methode.

Anmerkung.

Die empirischen Erkenntnißbedingungen werden bloß hier nicht mehr von der einschränkenden sondern von der befördernden Seite betrachtet. Sie mußten aber erst von jener betrachtet werden, um zu wissen, was und wodurch man es zu vermeiden

habe, ehe sich zeigen ließe, wie bey dem sorgfältigen Gebrauche der Mittel gegen den Irrthum die Erkenntniß unter jenen Bedingungen vervollkommen werden könne. Außer der Erwerbung und Mittheilung einzelner Erkenntnisse aber läßt sich kein Drittes denken, wodurch die Erkenntniß überhaupt befördert werden oder an Vollkommenheit gewinnen könnte. Man muß jedoch natürlicher Weise erst erwerben, ehe man mittheilen kann.

Der angewandten Methodenlehre erstes Hauptstück.

Von der Erwerbung der Erkenntnisse.

§. 162.

Erkenntnisse werden zuerst erworben durch Erfahrung (*experientia*, *εμπειρία*), welche aus der Wahrnehmung gegebner Objekte mittelst der Anschauung und Empfindung entspringt (Fund. §. 77.).

Anmerkung.

Wir setzen eben dies hier als durch Erfahrung selbst bekannt voraus und überlassen es der Metaphysik als der eigentlichen Erkenntnißlehre, den Ursprung der Erkenntniß aus Wahrnehmungen oder

die Möglichkeit der Erfahrung selbst zu untersuchen. Unsere Absicht ist hier bloß, die Erfahrung von der logischen Seite oder das methodische Verfahren bey dem Denken in Ansehung des Empirischen zu betrachten

§. 163.

Da die Sinne nur einzelne Objekte vorstellen und uns nur von dem belehren, was ist und geschieht, so kann die bloße Wahrnehmung kein allgemeines und nothwendiges Urtheil begründen, wenn nicht die Urtheilskraft bey ihren Urtheilen über Erfahrungsgegenstände nach Gesetzen verfährt, wodurch den empirischen Erkenntnissen eine gewisse Allgemeinheit und Nothwendigkeit ertheilt wird.

§. 164.

Diese Gesetze sind entweder schon gegeben oder sie werden erst gesucht. Im ersten Falle verfährt die Urtheilskraft bloß subsumirend und determinirend, indem sie das Besondere als enthalten unter dem Allgemeinen denkt und jenes durch dieses bestimmt. Im andern Falle verfährt sie abstrahirend und reflektirend, indem erst von einzelnen Daten allgemeine Regeln abgezogen oder durch Vergleichung des Be-

sondern das Allgemeine gefunden werden soll.

Anmerkung.

Wenn die Gesetze gegeben sind — es sey *a priori*, als ursprüngliche Erkenntnisgesetze (z. B. das Kausalgesetz) oder *a posteriori*, als schon aus Erfahrung bekannte Gesetze (z. B. das Gesetz der Planetenbewegung) — so ist das Verfahren der Urtheilskraft kein andres, als das in der Syllogistik betrachtete, wo man das Besondere unter das Allgemeine subsumirt und dann jenes durch dieses determinirt, so daß die Konklusion durch die Prämissen ebenfalls als allgemeingültig und nothwendig anerkannt wird. Davon kann also hier weiter nicht die Rede seyn. Aber wenn die Gesetze erst gesucht werden, so muß ein ganz andres Verfahren beobachtet werden. Und dies kommt hier allein in Betrachtung.

§. 165.

Wenn die Urtheilskraft abstrahirend und reflektirend verfährt, so wird eigentlich vom Besondern auf das Allgemeine geschlossen. Da man aber nicht mit Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit so schließen kann (§. 96. Anm. 2.): so ist schon im voraus einzusehen, daß diese Art über empirische Gegenstände zu reflektiren keine

apodiktische Gewissheit, sondern blofse Wahrscheinlichkeit geben (Fund. §. 93. u. 94.), und dafs sie auch nur mit grofser Vorsicht und unter gewissen Einschränkungen stattfinden könne.

§. 166.

Wir sind nämlich geneigt, da, wo wir eine gewisse Uebereinstimmung in Ansehung vieler Dinge wahrnehmen, eine noch gröfsere Uebereinstimmung zu präsumiren, als wir bereits wahrgenommen haben. Das Urtheil: Wo vieles einstimmt, wird auch noch mehres und wohl gar alles einstimmen, ist also eigentlich kein Schluss, wodurch ein Objekt in Ansehung seiner Beschaffenheit allgemeingültig und nothwendig bestimmt würde, sondern nur eine logische Präsumzion, welche unsre Art über gegebne Objekte zu reflektiren bestimmt und daher unsern meisten Urtheilen über empirische Gegenstände als Prinzip zum Grunde liegt.

Anmerkung.

Das Erkenntnißvermögen strebt immer nach Erweiterung. Wir halten uns daher zu jeder Annahme berechtigt, die in sich selbst nichts Widersprechen-

des hat und jenem Streben Befriedigung verspricht. Von dieser Art ist jene Präsumzion, durch die wir gleichsam eine Menge von Wahrnehmungen antizipiren und unsre Erfahrung ins Unendliche amplifiziren. Denn da unser Wahrnehmungskreis so beschränkt ist, so würde auch unsre empirische Erkenntniß sehr eingeschränkt bleiben, wenn unsre Urtheile über empirische Objekte nur bey dem stehen bleiben sollten, was wir unmittelbar wahrnehmen. Wir präsumiren also, daß, wo Vieles in Einem zusammenstimmt, ein gemeinschaftlicher Grund, auf dem das Viele in seiner Zusammenstimmung beruht, stattfinden und durch denselben auch wohl noch manches Andre mit dem Vielen zusammenhängen, mithin ebenfalls einstimmen möge. Wir erheben uns also auf diese Art von dem Besondern und Zufälligen, was wir wahrnehmen, zu dem Allgemeinen und Nothwendigen, das aber freylich nur komparative Gültigkeit hat, weil es selbst auf keinem allgemeingültigen Prinzipie, sondern auf einer bloßen Präsumzion beruht. Da wir aber in unzähligen Fällen, wo wir nach derselben urtheilen, unser Urtheil durch die Wahrnehmung selbst bestätigt finden, mithin jene Präsumzion ihre Gültigkeit in, mit und durch Erfahrung selbst bewährt: so fassen wir mit solcher Zuversicht darauf, daß die Wahrscheinlichkeit des Urtheils fast zur Gewisheit wird und mit derselben gleichsam auf der äußersten Gränze koinzidirt. So haben wir bey unzählig vielen Thieren willkürliche Bewegungen wahrgenommen; das wahr-

genommene Viele stimmte in diesem Einen zusammen. Wir präsumiren also, daß auch die übrigen Thiere, die wir noch nicht wahrgenommen haben, willkürliche Bewegungen machen', mithin noch Mehreres in diesem Einen zusammenstimmen werde, indem in der thierischen Natur wohl ein gemeinschaftlicher Grund dieser Bewegungsart liegen möge. Wir finden dies auch wirklich bestätigt, so oft wir Thiere wahrnehmen, und legen daher den Thieren jene Bewegungsart als einen gemeinschaftlichen Charakter ohne alles Bedenken bey. — Eben so haben wir in unzähligen Fällen gewisse Symptome bey einer gewissen Krankheit wahrgenommen; das wahrgenommene Viele stimmte immer in diesem Einen (einer bestimmten Form des Uebelbefindens) zusammen. Wir präsumiren also, daß, wo viele von diesen Symptomen eintreten, auch die übrigen stattfinden, mithin noch mehrere Umstände zu dieser bestimmten Krankheitsform zusammentreffen werden. Daher handeln auch die Aerzte ohne Bedenken nach dieser Präsumzion; und je öfter sie jene Symptome zusammen eintreten und diese bestimmte Krankheitsform darstellen sahen, desto sichrer rechnen sie auch in Zukunft darauf, weil sie mit Recht einen gemeinschaftlichen Grund jener Zusammenstimmung des Vielen in Einem annehmen, gesetzt auch, daß sie diesen Grund nicht immer angeben können.

§. 167.

Vieles kann erstlich so einstimmen, daß jenes Dinge sind, die unter einem gewissen Geschlechtsbegriffe stehen, und an welchen ein gemeinschaftliches (positives oder negatives) Merkmal angetroffen wird. Dann präsumirt man, daß dieses Merkmal auch an den übrigen unter jenem Begriffe stehenden Dingen, die man noch nicht wahrgenommen, werde angetroffen werden. Dieses Verfahren heist Induziren und die Begründung eines Urtheils durch dasselbe ein Schluß oder Beweis durch Induktion. Das Prinzip, nach welchem die Urtheilskraft in diesem Falle reflektirt, ist also der Satz: Wenn etwas von vielen zu einer Art oder Gattung gehörigen Dingen gilt, so gilt es auch von den übrigen Dingen derselben Art oder Gattung (§. 43.)

Anmerkung.

Die Induktion ist eine Aufzählung des Besondern zur Beurtheilung des Allgemeinen. Besteht nun das Besondere aus einzelnen Dingen, um die Art darnach zu beurtheilen, so heist die Induktion individuell, z. B. Die Planeten: Merkur, Ve-

nus, Tellus, Mars u. s. w. sind an sich dunkle Körper und borgen ihr Licht von der Sonne — Also werden alle Planeten so beschaffen seyn. Besteht aber das Besondre aus Arten (niedern Geschlechtsbegriffen), um darnach die Gattung (den höhern Geschlechtsbegriff) zu beurtheilen, so heist die Induktion speziell, z. B. Die vierfüßigen Thiere, die Vögel, die Fische, die Amphibien u. s. w. haben willkürliche Bewegung — Also werden sie alle Thiere haben. Man sieht leicht ein, daß die spezielle Induktion auf der individuellen beruht und zuletzt alle Induktion individuell ist. Denn man könnte nichts von den Arten behaupten, wenn man nicht dasselbe schon an den Individuen bemerkt hätte. — Es erhellet ferner, daß alle Urtheile, welche zur Induktion gehören, sowohl die, welche das Besondre, als die, welche das Allgemeine betreffen, einerley Qualität haben müssen. Denn wenn ein einziges Urtheil in Ansehung des Besondern die entgegengesetzte Qualität hätte, so wäre die ganze Induktion aufgehoben. Daher widerlegt man auch allgemeine Urtheile, welche sich auf eine mangelhafte Induktion gründen, durch Instanzen d. h. durch Anführung solcher Dinge, die unter demselben Begriffe stehen, in Ansehung deren aber das Gegentheil stattfindet, z. B. die Behauptung, daß alle Vögel fliegen und ihre Eyer selbst ausbrüten, durch Berufung auf den Straus, der keins von beyden thut. Daß aber das allgemeine Urtheil dieselbe Qualität haben müsse, versteht sich von selbst;

denn es soll ja eben das von allen gelten, was von vielen gilt. Es müssen folglich alle zur Induktion gehörigen Urtheile entweder affirmativ oder negativ seyn. Die Form eines induktiven Schlusses wäre demnach folgende:

A, B, C, D, E, F sind y (oder: nicht y)

X befaßt unter sich A, B, C, D, E, F

Also sind alle X y (oder: nicht y).

Es ist aber einleuchtend, daß das (positive oder negative) Prädikat (y oder nicht y), welches man in den zur Induktion gehörigen Urtheilen auf die besondern Subjekte (A, B, C . . .) bezieht, ein solches Merkmal seyn müsse, welches mit dem schon anderweit bekannten Wesen des Hauptobjektes (X) in einer wenigstens muthmaasslichen Verbindung stehe, und daß man auch nach Maassgabe des Umfangs eines Begriffs, unter welchem mehrer Dinge stehen, eine nicht allzukleine Anzahl derselben aufzählen müsse, weil sonst die Präsumtion eines gemeinschaftlichen Grundes, der auch in Ansehung der nicht aufgezählten stattfinden soll, zu gewagt seyn würde. Von drey Einwohnern Berlin's z. B., welche abgeschnittenes Haar tragen, läßt sich nicht schliessen, daß alle Berliner dergleichen tragen. Wenn hingegen die Anzahl der wahrgenommenen besondern Fälle sehr groß ist und bey immer fortgesetzter Wahrnehmung sich gar keine Ausnahme zeigt, so läßt sich selbst bey einem zufällig scheinenden Merkmale doch mit ziemlicher Zuversicht präsumiren, daß irgend ein gemeinschaftlicher Grund des Zusammen-

treffens des Vielen in Einem stattfinden müsse, der auch auf die übrigen zu derselben Sphäre gehörigen Dinge Einfluss haben möchte. Käme z. B. ein Reisender in ein fremdes Land und fände, je tiefer er eindringe, immer und immer nur Köpfe mit abgeschnittenem Haare, so würde er mit Recht eine allgemeine Landessitte in dieser Rücksicht präsumiren. Hieraus ergibt sich zugleich, daß die Wahrscheinlichkeit des allgemeinen Urtheils mit der wachsenden Mehrheit der besondern wächst und daß dieselbe endlich zur Gewissheit werden müßte, wenn man durch Aufzählung des Besondern die ganze Sphäre eines Begriffs erschöpft hätte d. h. wenn die Induktion vollständig (*completa*) wäre. Diese Vollständigkeit ist aber in Ansehung empirischer Gegenstände nie erweislich. Denn wenn man auch alle bisher bekannten Dinge einer Art aufzählt und an ihnen ein gemeinschaftliches Merkmal bemerkt, so ist es doch möglich, daß in Zukunft noch mehr Dinge der Art entstehen oder als schon vorhanden entdeckt werden können. So bewies man sonst durch eine scheinbar vollständige Induktion, daß alle Planeten unsers Sonnensystems ihren periodischen Umlauf um die Sonne innerhalb des Thierkreises vollenden (§. 9.). Allein die neuern astronomischen Entdeckungen haben gelehrt, daß jene Induktion unvollständig war und daher jenes Merkmal nicht allen Planeten zukomme. Es ist daher nichts weiter als eine astronomische Grille, wenn HERSCHTEL die nach dem Uranus entdeckten Planeten nicht als sol-

che anerkennen, sondern Asterisken genannt wissen will, vielleicht damit er mit Niemanden die Ehre der Entdeckung eines neuen Planeten theilen möge. Denn wer steht ihm dafür, daß nicht in Zukunft selbst jenseit des Uranus noch Körper entdeckt werden, die zwar mit den alten Planeten in jenem Merkmale übereinkommen, aber sich wieder von denselben durch andre Eigenthümlichkeiten unterscheiden. Sind denn unsere optischen Instrumente schon auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht? Und wie? wenn Saturn mit seinem Ringe jetzt erst entdeckt würde und jemand ihn um dieses eigenthümlichen Ringes willen aus der Klasse der Planeten ausschließen wollte? Würde dies nicht eben so willkürlich seyn? — Die Logik kann es daher allen Naturforschern nicht dringend genug empfehlen, alle ihre empirischen Induktionen an sich (*absolute*) für unvollständig, und so ihr Gemüth jeder neuen Entdeckung, wodurch die bisherigen Allgemeinsätze beschränkt werden könnten, offen zu halten. Jede empirische Indukzion ist nur in Beziehung auf die bisherigen Wahrnehmungen vollständig (*relative completa*) und giebt also auch nur komparative Allgemeinheit. *) — Warum übrigens die allge-

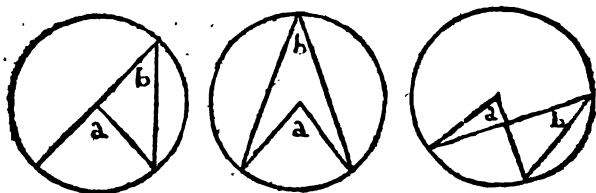
*) Absolut vollständige Indukzionen sind nur möglich, wenn man einen Begriff *a priori* eintheilen und dann von jedem Theilungsgliede etwas nachweisen kann; z. B. Alle Schlüsse sind in Ansehung der innern Form dreyfach: kategorisch, hypothetisch, disjunktiv, und in allen dreyen finden sich drey Hauptsätze; oder: Alle auf gleichen Zir-

meinen auf Induktion beruhenden Sätze nicht universelle sondern bloß generelle heißen sollen, wie einige Logiker behaupten, läßt sich nicht einsehen. Denn was vom Geschlechtsbegriffe (*genus*) gilt, gilt auch von der Allheit (*universitas*) der unter ihm enthaltenen Gegenstände.

§. 168.

Vieles kann zweytens auch so einstimmen, daß jenes Bestimmungen oder Eigenschaften sind, die Dingen einerley Art angehören. Dann präsumirt man, daß diese

halbogen stehende Mittelpunkts- und Umkreiswinkel (*a* *b*) können eine dreyfache Lage gegen einander haben:



und in allen diesen Fällen ist *a* doppelt so groß als *b*. Allein es erhält dann die Vollständigkeit der Eintheilung nicht aus der Induktion selbst, sondern aus einem andern Prinzip (dort aus der möglichen Form des Obersatzes in Ansehung der Relation — hier aus der reinen Anschauung der Kreislinie und der in ihr gezogenen Winkel) und es wird auch der Beweis eigentlich nicht durch die Induktion geführt, wie bey empirischen Beweisen allgemeiner Sätze, sondern die Induktion dient nur dazu, den Beweis, der aus ganz andern Prämissen geführt wird, auf alle Fälle anzuwenden.

Dinge auch in den übrigen Stücken übereinkommen werden, die man noch nicht wahrgenommen hat. Dieses Verfahren heißt Analogisiren und die Begründung eines Urtheils durch dasselbe ein Schluß oder Beweis nach oder durch Analogie. Das Prinzip, nach welchem die Urtheilskraft in diesem Falle reflektirt, ist also der Satz: Wenn Dinge einer gewissen Art in mehreren Stücken übereinstimmen, so stimmen sie auch in den übrigen überein.

Anmerkung.

Analogie überhaupt ist Proportion oder Uebereinstimmung in Verhältnissen, wodurch die Dinge einander ähnlich werden. Analogisch (*secundum analogiam*) urtheilen heißt daher überhaupt Dinge nach ihrer Aehnlichkeit beurtheilen. So urtheilt der Philolog analogisch (*secundum analogiam scriptoris s. scripturae*), wenn er eine Stelle einer Schrift nach ihrer Aehnlichkeit mit andern Stellen, deren Sinn schon bekannt ist, erklärt. So urtheilt der Theolog oder Jurist analogisch (*secundum analogiam fidei, juris*), wenn er gewisse Glaubenslehren oder Rechtsätze nach ihrer Aehnlichkeit mit andern schon ausgemachten beurtheilt. Wieferne nun das Analogisiren eine gewisse Schlußart vom Besondern aufs Allgemeine andeuten soll, so hat man darunter das

Schliessen von der partikulären Aehnlichkeit zweyer oder mehrer Dinge auf ihre totale Aehnlichkeit zu verstehen. So schließt man z. B. analogisch: Cajus harmonirt mit dem Titius in Ansehung des äußern Betragens (der Handlungen) — also wird er wohl auch in Ansehung seiner Denkart (der Gesinnungen) mit ihm harmoniren; oder: Die übrigen Planeten sind der Erde in vielen Stücken ähnlich — also werden sie wohl auch wie diese bewohnt seyn; oder: Diese Krankheit stimmt in vielen Symptomen mit den bisher beobachteten Nervenfiebern überein — also wird sie wohl ebenfalls ein Nervenfieber seyn (in den übrigen Stücken einstimmen). Die Form des analogischen Schlusses ist demnach folgende:

A ist b, c, d, e, f, g

X harmonirt mit A in Ansehung der Bestimmun-
gen b, c, d, e, f

Also harmonirt X damit auch in Ansehung der
Bestimmung g

Man sieht leicht ein, daß, je mehr Stücke angeführt werden, in welchen die verglichenen Dinge übereinkommen, mit desto größerer Sicherheit man einen gemeinschaftlichen Grund in ihnen voraussetzen könne, wovon die Uebereinstimmung in den bekannten sowohl als den unbekannten Stücken abhängen möge. Indessen kann auch diese analogische Beurtheilungsart der Dinge nie volle Gewissheit, obgleich eines sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit geben. Denn es bleibt immer möglich, daß zwey sonst sehr ähnliche Dinge doch in Einem Punkte nicht harmo-

niren, daß z. B. ein Planet bey aller sonstigen Aehnlichkeit mit der Erde doch gerade keine Einwohner (entweder noch nicht oder nicht mehr) habe. — Man muß auch bey dieser Beurtheilungsart der Objekte darauf sehen, daß man die Aehnlichkeit nicht in bloß zufälligen Stücken suche. Denn wenn zwey Dinge in einigen zufälligen Merkmalen (z. B. zwey Menschen in Ansehung der Länge, des Alters und der Kleidung) zusammentreffen, so ist die Präsumzion eines gemeinschaftlichen Grundes und der davon abhängigen totalen Aehnlichkeit sehr unsicher. Auch soll diese totale Aehnlichkeit keine völlige Gleichheit (*paritas*) seyn; denn diese wäre mehr als Aehnlichkeit (*similitudo*) und setzte absolute Identität des Grundes (*par ratio*) voraus. Wenn man z. B. analogisch schließt, daß die übrigen Planeten auch von vernünftigen Wesen bewohnt sind, so darf man nicht gerade den irdischen gleiche Bewohner (Menschen) annehmen. Denn die äußere Gestalt ist eine Zufälligkeit, die von besondern (d. h. jedem Planeten eigenthümlichen) Gründen abhängig ist. Man muß daher bey der unendlichen Mannichfaltigkeit der Natur in ihren Produkten vielmehr voraussetzen, daß jeder Planet seine besonders gestalteten Bewohner habe, obgleich eine gewisse Aehnlichkeit der Organisazion Aller stattfinden mag, indem wohl ein gemeinschaftlicher Naturtypus dieser Art von Produkten zum Grunde liegen kann. — Uebrigens brauchen die Urtheile, welche einen analogen Schluß bilden, nicht einerley Qualität zu haben, wie

bey der induktiven Schlufsart, sondern sie können auch verschiedene Qualität haben, d. h. die Prädikate b, c, d, e . . . können abwechselnd positive und negative Merkmale ausdrücken; z. B. A und X sind b, sind nicht c, sind d, sind nicht e. Denn die Aehnlichkeit bleibt dann immer dieselbe. Indessen dürfen es doch nicht lauter verneinende Urtheile seyn, weil diese nicht aussagen, was der Gegenstand sey, sondern was er nicht sey, mithin die Folgerung, dafs zwey Dinge, denen eine Menge von Merkmalen nicht zukommt, die also einander nur in negativer Hinsicht ähnlich sind, total, mithin auch positiv ähnlich seyen, höchst unsicher ist. Dafs aber die Urtheile in Beziehung auf die verglichenen Dinge selbst (A und X) einerley Qualität haben müssen, versteht sich von selbst. Denn wenn es hiesse: A ist b, X ist nicht b, A ist nicht c, X ist c und sofort, so würde die Harmonie oder die Aehnlichkeit selbst aufgehoben, und man würde vielmehr ihre Disharmonie oder Unähnlichkeit auch in den übrigen Stücken daraus folgern müssen. — Die analogische Schlufsart unterscheidet sich also von der induktiven dadurch, dafs diese auf Eines (y) in Vielem (A, B, C, D, E, F . . .) reflektirt und, weil dieses Viele zu Einem Geschlechte (X) gehört, folgert, es werde jenes Eine (y) auch in den übrigen zu diesem Geschlechte gehörigen Dingen (allen X) angetroffen werden — jene hingegen auf Vieles (b, c, d, e, f, g . . .) in Einem (A) reflektirt und, weil dieses Viele zum Theil (b, c, d,

e, f) auch in einem andern Dinge (X) angetroffen wird, folgert, es werde auch das Uebrige (g. . . .) in diesem Dinge anzutreffen seyn. Durch die Induktion suchen wir daher zu beweisen, daß ein Merkmal allen Dingen einer gewissen Art zukomme (oder nicht), weil es vielen Dingen dieser Art zukommt (oder nicht). Durch die Analogie hingegen suchen wir zu beweisen, daß alle Merkmale eines Dinges einem (oder mehreren) Andern zukommen, weil viele von jenen diesem (oder diesen) zukommen. Dort heist es: Eines in Vielen, also auch in den Uebrigen. Hier: Vieles in Einem, also auch das Uebrige. Jenes Verfahren bezieht sich auf die Homogenität, dieses auf die Spezifikation der Dinge. Mithin kann es auch nur diese zwey empirischen Schluß- oder Beweisarten geben.

§. 169.

Die abstrahirende und reflektirende Urtheilskraft d. h. das Denkvermögen, wiefern es von einzelnen Daten allgemeine Regeln abzuziehen oder durch Vergleichung des Besondern das Allgemeine zu finden sucht (§. 164.), erzeugt also zwar durch das Grundurtheil oder Prinzip: Wo vieles einstimmt, wird auch noch mehrs und wohl gar alles einstimmen (§. 166.), allgemeine und nothwendige Urtheile über die Erfahrungsgegenstände und erhebt durch

dieses methodische Verfahren die Erfahrung zur wissenschaftlichen Erkenntniß. Da aber jenes Prinzip nur eine logische Präsumtion ist, so ist auch der induktive und analogische Beweis nicht apodiktisch, sondern nur probabel (§. 131.). Folglich können auch die auf Induktion und Analogie gegründeten Urtheile nicht auf volle Gewissheit sondern nur auf hohe Wahrscheinlichkeit Anspruch machen. Die Allgemeinheit und Nothwendigkeit der auf diese Art gefundenen empirischen Erkenntniß-Gesetze ist daher nur komparativ oder relativ (§. 163. u. 165.).

§. 170.

Die Gegenstände der empirischen Erkenntnisse sind entweder von uns selbst oder von andern Subjekten wahrgenommen worden, deren Wahrnehmungen zu unsrer Kenntniß gelangt sind. Daher kann die Erfahrung in die eigne (*propria*) und fremde (*aliena*) eingetheilt werden. Diese hat zwar mehr Extension, weil die Summe dessen, was ein Einzelner wahrnimmt, viel kleiner seyn muß, als dessen, was alle Uebrigen wahrgenommen haben und noch

wahrnehmen; aber jene hat mehr Intension, weil sie das Gemüth stärker affizirt. Daher wird man nur durch eigne Erfahrung klug — und zugleich geschickt, fremde Erfahrung gehörig zu benutzen.

§. 171.

Zur Beförderung der eignen Erfahrung muß man Beobachtungen (*observationes*) und Versuche (*experimenta*) anstellen. Jene sind absichtliche Wahrnehmungen gegebner Erscheinungen ohne willkürliche Veränderungen derselben — diese absichtliche Wahrnehmungen solcher Erscheinungen, welche willkürlich nach gewissen Zwecken hervorgebracht und eingerichtet sind. Beyde müssen stets mit sorgfältiger Genauigkeit angestellt werden, damit man nichts aus vorgefaßter Meynung hineintrage oder übereilte Folgerungen daraus herleite.

Anmerkung.

Wir machen täglich Erfahrungen. Die eigne Erfahrung erweitert sich also stets. *) Aber ein

*) Die Erfahrung ist verschieden von einer Erfahrung, deren es mehre giebt. Jene ist die empirische Erkenntniß überhaupt (*empiria in genere*), diese ein einzelnes empirisches Erkenntniß (*empiria singula*).

Andres sind gemeine, ein Andres gelehrte oder wissenschaftliche Erfahrungen. Jene dringen sich jedermann auf, der nur gesunde Sinnen hat und sich den Eindrücken der Gegenstände durch dieselben Preis giebt. Diese aber sind mit einer absichtlichen Richtung der Aufmerksamkeit auf die Objekte verknüpft, um sie genau zu untersuchen und ihre Eigenschaften zu erforschen. Daher muß man durch Beobachtungen und Versuche die Wahrnehmungen selbst herbeizuführen suchen, worauf sich unsre Urtheile über Erfahrungsgegenstände gründen sollen. Man beobachtet nämlich einen Gegenstand, wenn man in der Absicht, ihn genau kennen zu lernen, sein Wahrnehmungsvermögen auf ihn richtet, ohne mit ihm selbst beliebige Veränderungen vorzunehmen, z. B. einen Kometen, eine Mondfinsterniß, die Handlungsweise eines Menschen, soferne man sich selbst keinen Einfluß darauf erlaubt, um ihn so oder anders zu bestimmen. Man macht hingegen Versuche mit einem Gegenstande, wenn man solche Veränderungen mit ihm vornimmt, wodurch man eine genauere Kenntniß von ihm zu erlangen hofft, z. B. mit der Luft, mit der Elektrizität, mit einem Mineral, selbst mit einem Menschen, wenn man ihn in solche Umstände oder Verhältnisse versetzt, wodurch sich sein Charakter deutlicher und bestimmter aussprechen wird. Beobachtung muß eigentlich auch mit jedem Versuche verknüpft seyn, weil sonst der Versuch nicht lehrreich für denjenigen seyn würde, welcher ihn macht. Es kann aber auch ein Anderer

bey einem Versuche die Stelle des bloßen Beobachters vertreten. Beobachtungen und Versuche sind also nichts anders als verschiedene Verfahrensarten eines Wahrnehmenden zur Beförderung seiner empirischen Erkenntniß. Befördert aber wird diese durch Beobachtungen und Versuche, wenn man dadurch entweder schon vorhandne Erkenntnisse theils berichtigt theils bestätigt, oder ganz neue Erkenntnisse hervorbringt. Im letzten Falle wird durch dieselben etwas Neues entweder entdeckt, wenn es schon so vorhanden war, wie man es nun erkennt (z. B. ein neuer Planet, ein neues Land, ein neues Mineral), oder erfunden, wenn es erst selbst in dieser Qualität von uns hervorgebracht wird (z. B. ein neues Instrument, eine neue Maschine, eine neue Methode). Entdecken kann man auch durch bloßen Zufall d. h. durch unabsichtliches Wahrnehmen (z. B. eine unbekannte Insel, wohin ein Schiffer durch Sturm verschlagen wird), erfinden aber nicht, obgleich ein glücklicher Zufall dabey mitwirken kann. Erfinden kann man auch durch bloßes Nachdenken d. h. durch Denken ohne Wahrnehmen (z. B. eine neue Theorie in Ansehung eines mathematischen oder philosophischen Problems), entdecken aber nicht, obgleich das Nachdenken die Entdeckung veranlassen konnte. Ob der Entdecker oder der Erfinder größer sey, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen. Bey einzelnen Entdeckungen und Erfindungen kommt es, um das Verdienst ihrer Urheber zu beurtheilen, objectiv auf die Wichtigkeit derselben (die

sich jedoch oft nicht im voraus genau bestimmen läßt, sondern von der Folgezeit abhängt) und subjektiv auf den Antheil an, welchen Talent, Kenntniß und Fleiß des Urhebers einer Entdeckung oder Erfindung daran hatte (der sich aber oft eben so wenig bestimmen läßt, weil man von allen dabey vorwaltenden Umständen selten genau unterrichtet ist). — Es können nun zwar die besondern Absichten, um welcher willen Beobachtungen und Versuche angestellt werden, mancherley seyn. Der Eine kann bloß theoretische Zwecke (für die Wissenschaft), der Andre praktische (für das Leben) haben, und darnach wird auch jeder sein eigenthümliches Verfahren einrichten. Man denke z. B. an die wissenschaftlichen, mineralogischen, pharmaceutischen und alchemistischen Chemiker! Wie aber auch die Zwecke der Beobachter und Versucher seyn und wie diese jenen zufolge ihr Verfahren einrichten mögen, so müssen sie doch sorgfältig darauf sehen, daß ihnen kein für ihre Zwecke bedeutender Umstand entgehe, und daß sie aus den wahrgenommenen Thatsachen keine Folgerungen ziehen, die nicht eigentlich Resultate der Beobachtungen und Versuche, sondern vielmehr derjenigen geheimen Regungen sind, wodurch man dabey geleitet wurde. Wem es z. B. bey Anstellung einer Beobachtung oder eines Versuchs nur darum zu thun ist, eine selbsterdachte Hypothese zu bestätigen und die seines Gegners zu widerlegen, der wird freylich etwas ganz andres darin finden, als derjenige, welcher das

Wahr-

Wahrsnehmende mit Unbefangenheit auffaßt und mit Besonnenheit beurtheilt.

§. 172.

Wieferne die empirische Erkenntniß sich auf fremde Wahrnehmungen stützen soll, hat man vornehmlich die Zeugnisse (*testimonia*) Anderer von dem, was sie wahrgenommen haben, zu prüfen. Der Gegenstand eines Zeugnisses heißt eine Thatsache (*factum* s. *res in facto posita*) und die Gültigkeit desselben die historische Glaubwürdigkeit (*fides* s. [*potius*] *credulitas historica*). Zur Beurtheilung derselben kommt zuvörderst die Wahrscheinlichkeit der Thatsache selbst nach ihrer absoluten und relativen Möglichkeit in Untersuchung, wovon die innere Glaubwürdigkeit des Zeugnisses abhängt. Die äußere aber hängt ab theils von der Tüchtigkeit (*dexteritas*) des Zeugen, wobey insonderheit zu untersuchen ist, ob er als unmittelbarer oder bloß als mittelbarer Zeuge gelten könne, theils von der Aufrichtigkeit (*sinceritas*) desselben, wobey auf seinen Charakter sowohl als die äußern Um-

stände, welche auf seine Willensbestimmung Einfluß haben konnten, zu sehen ist.

Anmerkung.

Fremde Erfahrung kann uns nur durch Zeugniß bekannt werden. Unter einem Zeugnisse überhaupt ist nämlich der Bericht eines Andern von dem, was er (es sey durch sich selbst oder wieder durch Andre) erfahren hat, zu verstehen, der Bericht mag übrigens mündlich oder schriftlich, Erzählung, Dokument oder Monument seyn. Was wir um eines Zeugnisses willen für wahr halten, glauben wir. Aus Zeugnissen entspringt also der materiale historische Glaube, welcher ein mittelbares empirisches Wissen ist, in Ansehung dessen eigentlich nur Wahrscheinlichkeit stattfinden kann (Fund. §. 106.). Um nun durch Zeugnisse nicht getäuscht zu werden, sondern vielmehr zum höchst möglichen Grade der Wahrscheinlichkeit, der der Gewißheit wenig nachstehe, zu gelangen, müssen die Zeugnisse sorgfältig geprüft werden; denn sie sollen Ueberzeugungsgründe seyn. Es fragt sich also, ob ein bestimmtes Zeugniß als Ueberzeugungsgrund gelten könne, d. h. welches die empirischen Merkmale seiner Glaubwürdigkeit seyen. Ein Zeugniß ist glaubwürdig (*testimonium fide dignum*), wenn es

1.) in sich selbst nichts enthält, was einer vernünftigen Ueberzeugung entgegensteht. Es muß also das, was berichtet wird, sowohl logisch oder for-

mal d. h. nach bloßen Denkgesetzen als auch physisch oder material d. h. nach Naturgesetzen möglich seyn. Hierin besteht die absolute Möglichkeit des Objektes des Zeugnisses, welche die erste Bedingung der innern Glaubwürdigkeit ist. Wenn daher jemand bezeugte, er habe in einem entfernten Lande ein rundes Quadrat oder einen hundertarmigen Menschen gesehen, so würde kein Vernünftiger seinem Zeugnisse Glauben beymessen. Denn das erste Objekt ist logisch, das zweyte physisch unmöglich. Indessen muß man sich in Ansehung der physischen Möglichkeit wohl hüten, etwas für unmöglich zu erklären und darum allein ein Zeugniß sogleich zu verwerfen, wenn das, was berichtet wird, aus den uns bekannten Naturgesetzen nicht erklärbar ist oder denselben zu widerstreiten scheint. Denn bey unsrer eingeschränkten Kenntniß der Gesetze, der Ordnung und des Zusammenhangs der Naturdinge scheint uns manches bey dem ersten Blicke physisch unmöglich, was sich doch hinterher als faktisch, mithin als wirklich, bewährt. Sobald also ein Bericht nur nicht den Vernunftgebrauch in der Naturforschung selbst aufhebt (z. B. wenn er übernatürliche Ursachen in die Welt der Erscheinungen einführt, wodurch der Leitfaden in der Erforschung natürlicher Dinge völlig abgerissen wird), so ist er nicht schlechthin als unglaubwürdig zu verwerfen. Und selbst dann, wenn der Zeuge auf solche Art referirt, kann sein Zeugniß wenigstens zum Theil als gültig anerkannt werden. Man muß nur

alsdann in dem Berichte das eigne Urtheil der Zeugen über das Faktum von dem Faktum selbst unterscheiden. Zur innern Glaubwürdigkeit des Zeugnisses gehört aber auch noch als zweyte Bedingung die relative Möglichkeit der erzählten Thatsache, d. h. die Uebereinstimmung aller einzelnen dazu gehörigen Umstände, welche der Bericht enthält. Denn es kann wohl etwas überhaupt oder an sich möglich seyn, aber es sind vielleicht in der Erzählung davon Umstände mit einander kombiniert, die sich nicht wohl zusammen vertragen, und daher das Zeugniß verdächtig machen. Wenn z. B. jemand zuerst eine unbekannte Person als enorm geizig schildert, hinterher aber berichtet, daß dieselbe Person einen großen Theil ihres Vermögens zum Besten Anderer aufgeopfert habe, so stimmt dieß nicht recht zusammen, ob es wohl an sich möglich ist, da es ganz besondre, dem Zeugen und vielleicht jedem Andern unbekannte, Motive dieser Aufopferung geben konnte. Allein an innerer Glaubwürdigkeit verliert das Zeugniß dadurch immer, und man wird alsdann dessen äußere Glaubwürdigkeit desto strenger prüfen müssen. Sind die einzelnen Umstände so widerstreitend, daß sie nicht einmal logisch oder physich in einem und demselben Faktum zusammen bestehen können, so wird dadurch eigentlich die absolute Möglichkeit des ganzen Faktums aufgehoben. Man muß aber dann zusehen, ob nicht vielleicht der eine oder andre widerstreitende Umstand ein heterogener Zusatz, mithin das Zeugniß in Ansehung

der übrigen Umstände dennoch gültig sey. Hierbey kommt es denn hauptsächlich auf die Vergleichung mehrer Zeugnisse und die Beurtheilung der äußern Glaubwürdigkeit eines jeden an. Man muß also

2.) untersuchen, ob der Zeuge selbst, auch wenn er ein innerlich glaubwürdiges Zeugniß ablegt, Glauben verdiene oder nicht. Denn es kann jemand etwas erzählen, was absolut und relativ möglich und dessen ungeachtet völlig unwahr ist. Hierbey ist wieder erstlich die Tüchtigkeit des Zeugen d. h. die Frage, ob er die Wahrheit wissen konnte, zu erwägen. Diefß beruht zuerst auf dem Verhältnisse des Zeugen zu der zu bezeugenden Sache als einem wahrnehmbaren Objekte. Ist er unmittelbarer Zeuge d. h. nahm er die Sache selbst wahr, so gilt sein Zeugniß in der Regel mehr als das Zeugniß dessen, welcher die Sache selbst nur durch das Zeugniß Anderer weiß, mithin ein mittelbarer Zeuge ist. *) Bey dem unmittelbaren Zeugen ist insonder-

*) Ich sage: in der Regel. Denn wenn der mittelbare Zeuge gute Quellen hatte, so kann er mehr werth seyn, als zehn unfähige und trügerische unmittelbare Zeugen. Daher leidet der sonst wahre Ausspruch des PLAUTUS (*Trucul. II, 6. vers. 8.*): *Pluris est oculatus testis unus, quam auriti decem*, seine Einschränkung. Uebrigens sind die Ausdrücke: Augenzeuge (*test. oculatus*) und Ohrenzeuge (*test. auritus*) für unmittelbarer und mittelbarer Zeuge im Deutschen so wenig passend als im Lateinischen. Denn wenn man bezeugt, was man durch das Ohr wahrgenommen hat, so ist man eben so unmittelbarer Zeuge, als wenn man bezeugt, was man durch das Auge oder irgend ein andres Organ wahrgenom-

heit zur Prüfung seiner Tüchtigkeit zu untersuchen, ob er gesunde Organe und, im Falle dergleichen nöthig waren, auch gute äußere Instrumente zur Wahrnehmung hatte, ob er die dazu erforderlichen vorläufigen Kenntnisse besaß, und ob er überhaupt genug Beobachtungsgeist, Besonnenheit und Aufmerksamkeit zur Wahrnehmung hinzubachte; bey dem mittelbaren Zeugen aber, aus welchen Quellen er schöpfte und ob er auch fähig genug war, sie gehörig zu benutzen. Dann muß aber auch zwey- tens die Aufrichtigkeit des Zeugen d. h. die Frage, ob er die Wahrheit sagen wollte, erwogen werden. Diese Frage ist oft noch schwerer als die vorhergehende zu entscheiden. Wer vermag alle die geheimen Triebfedern zu durchschauen, welche auf den Willen der Menschen in ihren Aussagen Einfluß haben! Oft ist der allgemeine Charakter des Zeugen (ob dieser ein redlicher, wahrheitliebender Mann war) gar nicht bekannt, oder was darüber bekannt ist, beruht wieder auf andern Zeugen, deren Charakter man auch nicht genau kennt. Die äußern Umstände und Verhältnisse eines Zeugen, welche sein Wollen im Aussagen modifiziren (wiefern er selbst Antheil an der Sache hatte — was oft der Aufrichtigkeit eben so nachtheilig als der Tüchtigkeit förderlich ist — ob er Ehre oder Schande, Gewinn oder Schaden vom Geständnisse der Wahrheit hat-

ten hat. Mittelbarer Zeuge ist der, welcher bloß nachsagt, was ihm ein Anderer erzählt hat als wahrgenommen durch Auge, Ohr, Gefühl u. s. w.

te) *) — alles dieß müßte genau untersucht werden, wenn man über die Aufrichtigkeit eines Zeugen ganz ins Klare kommen wollte. Indessen verräth sich der intellektuelle und moralische Gehalt eines Zeugen oft auch schon durch den Ton seines mündlichen oder schriftlichen Berichts, ob er einfach und ruhig erzählt oder heftig deklamirt, ob er leidenschaftlich die eine Partey lobt, die andre tadelt. Da sich indessen auch die Aussagen eines sehr parteyischen Zeugen benutzen lassen, um wenigstens den Geist einer Partey kennen zu lernen, und da überhaupt wohl Niemand ganz parteylos seyn kann **): so muß man immer so viel möglich mehre Zeugnisse zusammenhalten, um eins durchs andre zu berichtigen. — Wenn eine Erzählung auf gar keinem bestimmten Zeugen beruht, so heißt sie eine Sage (*fama* — man sagt — *dicitur* — *fama fert*) und ist anfangs ein Gerücht (*rumor*), wird aber nach und nach

*) SAMPI bekam Dolchstiche, PALLAVICINI den Kardinalshut für seine Geschichte des Tridentinschen Konzils. Welchem Erzähler ist wohl mehr zu trauen?

**) Auch nicht soll. Ein Andres ist parteylos, ein Andres unparteyisch seyn. Ganz parteylos kann nur ein geist- und herzloser Mensch seyn. Wo es auf Wahrheit und Recht ankommt, soll jeder Partey nehmen, und er ist eben dann unparteyisch, wenn er bloß für Wahrheit und Recht Partey nimmt. Das Unglück ist nur, daß es oft so schwer hält, zu bestimmen, auf welcher Seite Wahrheit und Recht sey. Vergl. Bruchstücke aus meiner Lebensphilosophie. I, 2. Wer hat Recht und wer hat Unrecht? und II, 1. Unparteylichkeit.

durch Fortpflanzung unter mehrer Generationen zur Ueberlieferung (*traditio*), die durch das endliche Aufschreiben nichts an Glaubwürdigkeit gewinnt; daher der Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung (*trad. oralis et literalis*) von keiner Bedeutung ist. Denn ursprünglich war doch alle Ueberlieferung mündlich. Indessen ist doch die Ueberlieferung als Zeugniß für ehemalige Begebenheiten (nur nicht als Beweis für Vernunftwahrheiten) nicht durchaus verwerflich. Denn sie enthält wenigstens Spuren wirklicher Begebenheiten. Und die früheste Geschichte beruht fast allein auf Tradition, ist aber freylich auch eben darum desto unsicherer. Oft hat sich auch die Tradition in die Erzählungen bestimmter und übrigens glaubwürdiger Zeugen eingeschlichen; daher diese fremdartigen Zusätze von der Erzählung abgesondert werden müssen, ehe man diese für ächt historisch halten kann. Dieß ist um so nöthiger, wenn die Zusätze durch Vermischung des Uebernatürlichen mit dem Natürlichen der innern Glaubwürdigkeit des Zeugnisses Abbruch thun, und so zur übereilten Verwerfung der ganzen Erzählung Anlaß geben.

§. 173.

Ueber alles, was uns durch eigne oder fremde Erfahrung bekannt wird, muß man weiter nachdenken, wenn die Erkenntniß vollkommener werden soll. Das Nachdenken überhaupt (*meditatio sensu latiori*)

besteht nämlich in der absichtlichen Richtung des Denkvermögens auf ein Erkenntnißsobjekt, um sich darüber gründlich zu belehren, und ist entweder unmittelbar oder mittelbar, je nachdem man dabey wieder seinem eignen oder einem fremden Gedankengange folgt. Jenes heist auch schlechthin oder im engern Sinne Nachdenken (*meditatio* κατ' ἐξοχὴν s. *sensu strictiori*.)

Anmerkung.

Wenn man bloß bey dem stehen bleiben wollte, was und wie es durch eignes oder fremdes Wahrnehmen gegeben wird, so würde die Erkenntniß höchst eingeschränkt bleiben und nur eine ganz gemeine, aber nicht eine gelehrte oder wissenschaftliche seyn, welche gründlich und zusammenhangend seyn soll. Alles würde ein bloßes Stückwerk und verworrenes Aggregat seyn, zu geschweigen, daß man zu den rein razionalen Erkenntnissen, welche aus der Erfahrung nicht geschöpft werden können, auf jene Art gar nicht gelangen könnte. Das Nachdenken ist also eine Hauptbedingung der Vervollkommenung der Erkenntniß, sowohl was deren erste Erwerbung als fernere Ausbildung betrifft, um sie deutlicher, bestimmter und systematischer zu machen.

§. 174.

Das unmittelbare Nachdenken muß methodisch d. h. mit Bewußtseyn nach den Regeln des Denkens selbst eingerichtet seyn. Man muß daher 1.) die vorkommenden Begriffe nach ihrem Inhalte und Umfange sich verdeutlichen, 2.) aus den dadurch gefundenen Erklärungen und Eintheilungen die sich ergebenden Folgerungen ableiten, und 3.) alle Gedanken, welche sich auf den Gegenstand des Nachdenkens beziehen, so mit einander verbinden, daß sie ein leicht übersehbares und innig zusammenhängendes Ganze ausmachen. In dieser Hinsicht ist das Darstellen der Gedanken durch Schrift ein wichtiges Hülfsmittel des Nachdenkens.

Anmerkung.

Das gemeine Denken geschieht wohl auch nach Regeln, aber ohne Bewußtseyn derselben. Durch die bewusste Regelmäßigkeit soll sich eben das Nachdenken des Gelehrten von jenem Denken unterscheiden. Man muß nun zuvörderst wissen, was und wie vielerley dasjenige sey, in Beziehung worauf man denkt, mithin die Hauptgedanken selbst intensiv und extensiv verdeutlichen, welches durch Erklärungen und Eintheilungen geschieht, wobey dann die obigen Regeln des Erklärens und Eintheilens zu

befolgen sind (§. 123. u. 126.). Man hüte sich aber wohl, sogleich mit Definitionen anzufangen, weil man dadurch leicht zu willkürlichen Bestimmungen der Begriffe verleitet werden kann, sondern man suche sich nach und nach, durch eine fortschreitende Exposition, des Inhalts der Begriffe mit Sicherheit zu bemächtigen (§. 122.). Richtige Folgerungen werden sich dann von selbst ergeben und die Gedanken werden sich auch leicht in die gehörige Ordnung stellen lassen, sobald man deutlich und bestimmt denkt. Durch das Aufschreiben der Gedanken wird dieses Geschäft freylich noch mehr erleichtert. Man denkt alsdann gleichsam langsamer und bedächtiger, fixirt die Gedanken für das Auge, und kann folglich auch leichter die nöthigen Rückblicke machen und die ganze Ideenreihe mehrmals revidiren. Daher wird durch das Aufschreiben alles viel präziser und korrekter. *) Indessen verwöhne man sich auch nicht, so daß man immer nur mit der Feder in der Hand denkt. Denn das Aufschreiben hemmt auch gewissermaassen die innere Geistesthätigkeit, indem es dieselbe an einen äußern Mechanismus fesselt. Das

*) Es scheint sogar, als wenn selbst das deutliche Aufschreiben auch das deutliche Denken beförderte. Wenigstens klärt sich durch eine reine Kopie noch manches auf, was man anfangs nicht so recht durchschauen konnte. Und da durch den Druck die reinste und regelmäsigste Kopie entsteht, so kommt es vielleicht auch mit daher, daß man nach vollendetem Drucke manches noch deutlicher einsieht, als vorher, und erst dann die versteckteren Fehler bemerkt.

freye Durchdenken der Sache im Geiste muß also wenigstens immer dem Gebrauche jenes mechanischen Hilfsmittels vorausgehen. — Uebrigens muß man sich auch in Ansehung des unmittelbaren Nachdenkens jedesmal gewisse Gränzen abstecken, damit man nicht über zu vielerley auf einmal nachdenke, wodurch nothwendig Digressionen und Konfusionen im Denken entstehen.

§. 175.

Das mittelbare Nachdenken findet theils bey dem Hören (*auditio*) theils bey dem Lesen (*lectio*) statt. Da jenes einen tiefern und lebendigern Eindruck auf das Gemüth macht als das bloße Lesen, dieses aber mehr Bedachtsamkeit gestattet, so muß beydes zur Erwerbung der Erkenntnisse mit einander verbunden werden.

Anmerkung.

Daß man, seitdem die Druckerpressen nicht nur die Exemplare der Schriften, sondern auch indirekt die Schriften selbst vermehrt haben, sehr leicht durch bloßes Lesen alle Arten von Kenntnissen erwerben könne, leidet keinen Zweifel. Allein die *viva vox docentis*, als das ursprüngliche Mittel der Gedankenverpflanzung aus einem Boden in den andern, wird doch immer den eigenthümlichen Vorzug der größern Lebendigkeit in der Erregung geistiger Thätigkeit behaupten. Unser todes Buchsta-

benwesen hat im Vergleiche mit dem lebendigen Worte der Alten gewiß manchen Nachtheil für die Wissenschaften erzeugt. Auch beweisen die sogenannten Autodidakten, die nur durch Lesen, aber nicht durch Hören von Andern lernten, durch die Beschränktheit ihres Geistes bey aller Monstrosität von Gelehrsamkeit und durch den Mangel an Mittheilungsfähigkeit ihrer Kenntnisse, wie nöthig es sey, sowohl hörend als lesend den Gedanken Andre nachzudenken.

§. 176.

Beym Hören oder bey mündlichen Unterrichte, wieferne man ihn empfängt, erscheint das Nachdenken überhaupt theils als ein Vordenken oder als Vorbereitung (*praeparatio*), theils als ein Mitdenken oder als aufmerkendes Achtgeben (*attentio*), theils als ein Nachdenken im eigentlichsten Sinne oder als prüfende Wiederholung (*repetitio*).

Anmerkung.

Die Vorbereitung ist weder allemal möglich noch nöthig. Denn oft hört man einen einzelnen Vortrag, ohne von dem Gegenstande desselben voraus einige Notiz zu haben. Hört man aber einen von Zeit zu Zeit abgebrochenen und wieder angefangenen Vortrag über eine ganze Wissenschaft, so muß schon wegen des Zusammenhangs aller Theile einer

Wissenschaft das Gemüth des Hörers durch jeden vorhergehenden Vortrag auf jeden folgenden hinlänglich vorbereitet seyn, wenn der vorhergehende gehörig benutzt worden ist. Eine solche Benutzung kann aber nicht ohne aufmerkendes Achtgeben und prüfendes Wiederholen stattfinden, weil sonst die allzuflüchtigen Töne des Redenden (*sona rapientis*) nicht tief genug in das Gemüth eindringen. Indessen kann es selbst zur Schärfung der Aufmerksamkeit dienen, wenn man, im Falle man vom Gegenstande des Vortrags im Voraus Notiz hat, für sich vorläufig nachdenkt, was wohl darüber gesagt werden könnte. — Vom Vortrage als Mittheilungsmittel der Gedanken handelt das folgende Hauptstück.

§. 177.

Beym Lesen oder bey dem zu empfangenden schriftlichen Unterrichte hat man in manchen Fällen erst einen besondern Fleiß darauf zu richten, daß man 1.) die angebliche Schrift eines Verfassers selbst in Ansehung ihrer Aechtheit untersuche, um zu bestimmen, ob man die wirklichen Worte eines angeblichen Schriftstellers vor sich habe, und 2.) auch den wahren Sinn der Worte, die jemand als Zeichen seiner Gedanken niederschrieb, ausmittle. Das Erste ist Geschäft der Kritik,

das Zweyte, Geschäft der Hermeneutik oder Exegetik.

Anmerkung.

Es ist hier natürlich nicht von der bloß unterhaltenden (*pour l'amusement*) sondern von der unterrichtenden (*pour l'instruction*) Lektüre die Rede. Da nun hierzu auch Schriften gebraucht werden können, in Ansehung deren (im Ganzen oder theilweise) Verfälschungen möglich sind, so muß die Methodik des Lesens erst das kritische Verfahren, um diese Verfälschungen zu entdecken und wo möglich zu berichtigen, erörtern. Denn es würden sonst oft durch das Lesen die größten Irrthümer entstehen, z. B. in Ansehung historischer Thatfachen, die spätere Schriftsteller im Namen früherer erdichtet haben. Es können ferner Schriften dazu gebraucht werden, bey welchen die richtige und vollständige Auffassung des Sinnes mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Die Methodik des Lesens muß also auch das hermeneutische oder exegetische Verfahren, um Mißverständnissen vorzubeugen, auseinandersetzen. Zwar fodert schon das Hören eine Art von Auslegung. Allein diese ist bey dem Hören gewöhnlich so leicht und natürlich, daß es dazu keiner besondern Anweisung bedarf; und wo sie es nicht wäre, so würde man wegen der Flüchtigkeit des Hörens von der Anweisung keinen sonderlichen Gebrauch machen können. Daß aber das hermeneutische Verfahren erst nach dem kritischen

verwogen wird, obgleich der Kritiker selbst schon während seiner Operationen interpretiren muß, kommt daher, daß man den wahren Sinn d. h. die wirklichen Gedanken eines Schriftstellers doch nicht eben darstellen kann, als bis man den wahren Ausdruck d. h. die wirklichen Worte desselben vor sich hat. Uebrigens finden freylich die Grundsätze der Kritik und Hermeneutik hauptsächlich bey alten Schriften, die durch wenige, oft sehr verdorbne, Handschriften auf uns gekommen und in ausgestorbenen Sprachen abgefaßt sind, ihre Anwendung. Indessen hat doch auch bey neuern Schriften die Kritik zuweilen ihre Funkzionen; und ausgelegt muß eigentlich jede Schrift werden, die man nicht bloß mit den Augen, sondern mit Verstande liest. — Daß Kritik hier nicht die Beurtheilung der Gedanken (Sachkritik) sondern des Ausdrucks (Wortkritik im weitern Sinne) bedeute, bedarf wohl keiner Erinnerung.

§. 178.

Die Kritik untersucht die Aechtheit einer Schrift theils im Ganzen und nach ihren Haupttheilen, theils in Ansehung einzelner Sätze und Ausdrücke. In jener Hinsicht heißt sie die höhere oder innere Kritik, welche ihre Untersuchungen nach Maaßgabe des Inhalts einer Schrift in Vergleichung mit dem, was man von dem angeblichen Verfasser und dessen Zeitalter aus
ander-

anderweiten Nachrichten weiß, anstatt in dieser Hinsicht die nichtige Theorie, welche bey ihren Untersuchungen die verschiedenen Exemplare einer Schrift, die davon gemachten frühern Uebersetzungen und die Anführungen andrer Schriftsteller zu Rathe zieht, zuweilen auch zu bloßen Muthmaassungen ihre Zuflucht nimmt. Die Kritik als Theorie dieser Untersuchungen kann auch in die allgemeine und besondere eingetheilt werden.

Anmerkung.

Man kann bey einer Schrift in kritischer Hinsicht zuerst fragen: Ist dieser Inbegriff von Worten überhaupt, dieses Buch im Ganzen und nach seinen Haupttheilen, von dem Verfasser und aus dem Zeitalter, dem es beygelegt wird, oder — im Falle darüber noch kein Urtheil gegeben wäre — welchem Verfasser und welchem Zeitalter gehört es an? Diese Frage betrifft die Authentie der Schrift, welche man auch ihre historisch-kritische Autorität nennen könnte. Um dieselbe zu beantworten, muß man natürlich auf den Inhalt der Schrift selbst sehen, damit, wenn Verfasser und Zeitalter schon angegeben sind, bestimmt werden könne, ob nichts in derselben enthalten sey, was den sonst bekannten Umständen dieses Verfassers und Zeitalters widerstreite. Kämen z. B. Dinge darin vor, die der

angebliche Verfasser in der Zeit, wo er lebte und schrieb, noch gar nicht wissen konnte, oder die seiner aus andern ächten Schriften schon bekannten Denk- und Schreibart entgegen sind, so würde wenigstens Verdacht gegen ihre Aechtheit entstehen; wobey dann weiter zu untersuchen wäre, ob jene Dinge als bloße Zusätze von späterer Hand angesehen und unbeschadet der Aechtheit des Ganzen entfernt werden könnten, oder ob sie in das Ganze so innig verwebt wären, daß dieses selbst für unächt gehalten werden müßte. Im letzten Falle sowohl, als auch wenn Verfasser und Zeitalter einer Schrift noch gänzlich unbestimmt wären, müßte die Kritik beydes noch zu bestimmen suchen, sofern es überhaupt bestimmbar wäre. Die Nachrichten und Hindeutungen gleichzeitiger oder späterer Schriftsteller von und auf Schriften, welche auf diese Art kritisiert werden sollen, werden also hier, obwohl selbst mit kritischer Vorsicht, vorzüglich zu benutzen seyn. — Man kann dann aber auch zweytens fragen: Sind die einzelnen Ausdrücke und Sätze dieser Schrift so beschaffen, wie sie aus den Händen des Verfassers ursprünglich kamen oder haben sich falsche Lesarten in den Text aus Versehen oder Absicht eingeschlichen? Diese Frage betrifft die Unverfälschtheit der Schrift, welche man auch ihre grammatisch - kritische Autorität nennen könnte. Um diese zu beurtheilen, müssen erstlich die verschiedenen Exemplare einer Schrift zu Rathe gezogen werden, worunter bey alten vor Erfin-

dung der Buchdruckerkunst verfaßten Büchern nicht bloß die von ihnen noch existirenden Handschriften (*codices manuscripti*), sondern auch solche Abdrücke derselben zu verstehen sind, welche die Stelle verlornen oder unbekannter Handschriften vertreten. Und da von manchen alten Büchern auch Uebersetzungen aus frühern Zeiten vorhanden sind, so werden diese, besonders wenn sie mit dem Grundtexte sehr genau einstimmen (wörtlich treu sind), ebenfalls als verschiedene Exemplare derselben Schrift angesehen und gebraucht werden können, obwohl vorher erst der Text dieser Uebersetzungen selbst kritisch geprüft und berichtet seyn muß. Da endlich spätere Schriftsteller frühere oft stellenweise anzuführen pflegen, so können auch solche Zitationen, besonders wenn sie nicht aus dem bloßen Gedächtnisse, sondern aus einem vorliegenden Exemplare gemacht sind, vom Kritiker zur Bestimmung der ächten Lesart benutzt werden, wenn vorher der zitirende Text selbst gehörig kritisirt ist. Wo diese kritischen Hülfsmittel nicht auslangen, sind dem Kritiker auch Muthmaassungen (*conjecturae criticae*) erlaubt; nur müssen diese lediglich zur Herstellung des ursprünglichen Textes dienen. Denn alle Verbesserungen des Textes vermittelt der Kritik (*emendationes*) sollen nicht Veränderungen (*immutationes*), sondern Zurückführungen desselben auf die ursprüngliche Gestalt (*restitutiones in integrum*) seyn. Sie dürfen daher nicht zu kühn seyn und nicht ohne die triftigsten Gründe in den Text selbst

aufgenommen werden. — Allgemein heisst übergens die Kritik, wieferne sie sich auf Schriften aller Art, besonders, wieferne sie sich auf gewisse Klassen von Schriften (*critica poetarum, sacra i. e. V. et Nov. Test.*) bezieht. — Was aber den Unterschied der höheren und niederen Kritik betrifft, so ist dieser zwar in der Sache selbst gegründet; allein die Namen sind nicht schicklich, da sie eine gewisse Rangordnung andeuten, die doch nicht stattfindet. Denn die sogenannte niedere Kritik ist an sich betrachtet eben so wichtig und fodert eben so viel Kenntniss und Scharfsinn als die höhere. Auch hat sich diese durch ihre vermeynte Superiorität oft zu Anmassungen gegen jene und zu groben Fehlgriffen verhalten lassen. *) Vielleicht könnte man schicklicher die höhere Kritik die innere, und die niedere die äussere nennen, da jene mehr nach innern, diese mehr nach äussern Gründen urtheilt. — Den Ausdruck: Wortkritik, braucht man oft auch so, dass man darunter im engern Sinne bloß die niedere oder äussere Kritik versteht. Dann würde die höhere oder innere Kritik mit zur Sachkritik gerechnet werden müssen, obgleich dieselbe eigentlich nicht die Sachen selbst, die ein Schriftsteller vorträgt, seine Gedanken, beurtheilt, wie in Rezensionen neuer Schriften zu geschehen

*) So wollte neuerlich HERTZ aus Gründen der höhern Kritik die bekannte Stelle 1 Job. 5, 7. als ächt erweisen, deren Unächtheit doch durch die niedere Kritik außer allen Zweifel gesetzt ist, wie GRIESSBACH gegen HERTZ treffend erwiesen hat.

pfllegt, sondern das Buch als solches d. h. als Wortinbegriff, wodurch ein genannter oder ungenannter Schriftsteller seine Gedanken ausgedrückt haben soll, betrifft. Von der Wortkritik muß aber die Wörternkritik noch unterschieden werden, welche die Wörter in Ansehung ihrer etymologischen, orthographischen, orthoepischen, syntaktischen u. s. w. Beschaffenheit beurtheilt. Diese ist Sache des Grammatikers und Logikographen und gilt diesen als Sachkritik, indem für sie die Wörter die Sachen sind, mit denen sie sich als Erkenntnißobjekten beschäftigen.

§. 179.

Da die Auslegung (*interpretatio*, *ἐρμηνεία*, *ερμηνεία*) zeigen soll, was für Gedanken mit den von einem Schriftsteller wirklich gebrauchten Ausdrücken nach seiner Absicht zu verbinden seyen, und da der Sinn einer jeden Rede, selbst wenn sie zweydeutig abgefaßt ist, nur ein einziger seyn kann: so muß der Ausleger zur Erforschung dieses ursprünglichen und einzigen Sinnes den Sprachgebrauch (*usus loquendi*), den Zusammenhang (*contextus*), die einander entsprechenden Stellen (*parallelismus*) und die ganzen Umstände, unter welchen eine Schrift entstand und worauf

sie sich zunächst bezog, zu Rathe ziehen. Die Hermeneutik oder Exegetik als theoretische Anweisung zur richtigen Auslegung kann gleichfalls in die allgemeine und besondre eingetheilt werden.

Anmerkung.

Der Ausleger oder Erklärer einer Schrift ist nicht anders als historischer Referent der Gedanken eines Andern. Wiefern er also wirklich auslegt oder erklärt (*explicat* s. *interpretatur*), soll er weder sein Urtheil einmischen (*dijudicare*), noch die Schrift nach seiner eignen An- und Absicht bequemen (*accommodare*). Das Prinzip aller Auslegung ist daher der Satz: Stelle den ursprünglichen und einzigen Sinn der zu erklärenden Schrift dar. Ursprünglich heisst der Sinn einer Schrift oder Rede (denn bey des gilt hier gleich), wiefern er im Gemüthe des Urhebers selbst vorhanden war, zum Unterschiede von jedem abgeleiteten, den Andre in dessen Worten gefunden oder hineingetragen haben mögen. Dieser ursprüngliche Sinn kann aber nur ein einziger seyn, weil, wenn auch jemand — unwillkürlich oder absichtlich, um seine wahre Meynung zu verstecken — sich zweydeutig ausdrückte, er doch nur Einen bestimmten Gedanken mit seinen Worten verknüpfte, es wäre denn, daß er selbst bey seinen Worten gar nichts Bestimmtes gedacht hätte. Man muß daher Sinn (*sensus*) und Bedeutung (*significatus*) der Worte einer Schrift wohl unterscheiden,

da beyde nicht immer koinsidiren, und manchmal jener entweder dieser entgegengesetzt ist (z. B. bey ironischen Reden), oder wohl ganz fehlt (z. B. bey Orakelsprüchen, die absichtlich in undurchdringliches Dunkel gehüllt oder so auf Schrauben gestellt sind, daß man sie nehmen kann, wie man will). Dasjenige, was den Ausleger bey seinem Geschäfte leiten muß, ist erstlich der Sprachgebrauch, sowohl der allgemeine — der einer gewissen Sprache überhaupt zukommt — als der besondre — der einem gewissen Schriftsteller eigen ist. Denn jede Sprache und jeder Sprechende haben ihre Idiotismen in einzelnen Ausdrücken, Formeln und Wendungen. Der Sprachgebrauch an sich betrachtet bestimmt aber nur den möglichen Sinn einzelner Worte und Redensarten. Ihre Verknüpfung unter einander zu einem Ganzen, ihre logische und grammatische Beziehung auf einander, mit einem Worte, der Zusammenhang der Theile einer Rede oder Schrift muß zugleich mit entscheiden, welches der wirkliche Sinn des Urhebers in dieser oder jener Stelle war. Denn es könnte wohl seyn, daß der Sprachgebrauch mehrer Bedeutungen zuliesse oder der Schriftsteller absichtlich davon abgewichen wäre. Hierbey wird denn auch die Vergleichung entfernter Stellen einer Schrift unter einander, die in den Ausdrücken oder Gedanken eine Aehnlichkeit haben (*parallelismus verbalis et realis*), mit Vortheil gebraucht werden können, theils um den Sprachgebrauch, theils um das Gedankensystem des Verfassers kennen zu lernen, und so auf die

dunklern Stellen durch die deutlichern ein Licht zu werfen. In dieser Hinsicht können sogar Parallelstellen aus andern, besonders verwandten, Schriften entweder desselben oder andrer Autoren benutzt werden. Außerdem wird es aber auch nöthig seyn, daß der Ausleger sich mit der Lebensgeschichte und Denkart des Autors (denn die letzte spricht sich nicht immer in der Schrift selbst rein aus und modificirt doch oft unwillkürlich die Darstellung der Gedanken), mit der Geschichte und dem Geiste seines Zeitalters, mit der Veranlassung und dem Zwecke der Schrift, *) so wie mit dem Zustande und den Verhältnissen derer, für welche die Schrift zunächst bestimmt war, bekannt zu machen suche, soweit diese Dinge überhaupt zu erforschen möglich sind. Denn alle diese Dinge, worauf ein Schriftsteller oft nur flüchtig hindeutet oder anspielt, haben den größten Einfluß auf die Bestimmung des ursprünglichen und einzigen Sinnes; und wahrscheinlich würden unser gelehrtesten und geübtesten Philologen tausend Stellen alter Schriften ganz anders erklären, als sie es thun, wenn sie über jene Umstände ganz im Klaren

*) Veranlassung und Zweck sind nicht einander. Jene geht vorher und treibt zum Sprechen oder Schreiben an; dieser bezieht sich auf etwas Künftiges und soll erst erreicht werden. Auf die eignen Erklärungen der Schriftsteller hierüber darf man sich nicht immer verlassen. Denn wie oft gibt einer in der Vorrede einen Zweck an, der ihm — eben erst bey der Vorrede (eigentlich Nachrede) einfiel! Oder wie oft wird zwar ein Nebenzweck angegeben, aber nicht der Hauptzweck, oder auch umgekehrt.

wären. — So wie nun die Kritik eine allgemeine und besondere ist, so auch die Hermeneutik oder Exegetik (*hermeneutica legum s. juris — sacra etc.*). Die Auslegung heiliger (zum Volksunterrichte bestimmter und durch höhere Auktorität eingeführter moralisch - religiöser) Schriften, welche oft auch schlechtweg (*אֲרֵי שֶׁנֶּחֱמָה*) Exegese heißt, kann übrigens, wiefern sie wirkliche Auslegung seyn soll, von der Auslegung andrer (sogenannter profaner) Schriften so wenig als die Kritik derselben verschieden seyn. Nur das Vorurtheil, womit man sonst jene Schriften betrachtete, hat die Maxime, einen vielfachen Sinn in ihnen aufzusuchen oder vielmehr in sie hineinzutragen, aufgebracht. Selbst die von KANT sogenannte und auf die hebräisch-christlichen Religionsurkunden angewandte moralische Auslegung (*interpretatio ethica*), wodurch die in jenen Schriften dunkel angedeuteten oder mit mangelhaften Vorstellungsarten vermischten moralisch - religiösen Wahrheiten entwickelt und geläutert werden sollen, kann nicht als eine wirkliche Auslegung angesehen werden. Diese muß grammatisch-historisch verfahren und heißt daher auch, zum Unterschiede von jener in logischer Hinsicht unächten Auslegungsart, die ächte, gelehrte oder wissenschaftliche (*authentica, doctrinalis s. scientifica*). Ob und wiefern aber dabey jene anderweite Behandlungsart heiliger Bücher in ethischer Hinsicht stattfinden könne, und dieselbe in dieser Hinsicht ächt oder authentisch sey, muß in dem

angewandten Theile einer philosophischen Religionslehre weiter untersucht werden.

§. 180.

In Ansehung der Lektüre selbst sind nun noch folgende allgemeine Regeln zu beobachten, welche zusammen genommen die eigentliche Methodik des Bücherlesens ausmachen:

1.) Suche den durchgängigen Sinn einer Schrift erst rein aufzufassen, ehe du darüber urtheilst!

2.) Präge das Gelesene nicht bloß dem Gedächtnisse ein, sondern verarbeite es auch mit dem Verstande!

3.) Ausführliche wissenschaftliche Werke lies nicht eher, als bis du die Anfangsgründe einer Wissenschaft bereits erlernt hast!

4.) Wähle die vorzüglichsten und wichtigsten Werke dieser Art theils nach öffentlichen theils nach Privaturtheilen aus und lies dieselben statarisch, die übrigen aber bloß kursorisch, und exzerpire dabey nicht zu viel!

5.) Um der Einseitigkeit vorzubeugen, vergleiche die besseren Schriften aller Parteyen mit einander!

6.) Um den Geschmack zugleich mit dem Verstande zu bilden, vernachlässige über der wissenschaftlichen Lektüre nicht das Studium ästhetischer Schriften.

Anmerkung.

Zu 1. Eine Schrift beurtheilen wollen, ehe man sie verstanden hat, ist wohl die absurdeste Absurdität. Gleichwohl kommt dieser Fehler sehr häufig vor, selbst bey denen, welche von Amts wegen über Bücher urtheilen. Gemeiniglich hält man sich dann an einzelne Stellen, die man *taliter qualiter* verstanden hat, reißt sie aus dem Zusammenhange heraus und gießt dann eine süße, saure oder bittere, auch wohl sauer - oder bittersüße Brühe darüber, je nachdem es Verhältnisse und Neigungen mit sich bringen. Man muß durchaus erst ein gründlicher, mit reinem Gemüthe sich hingebender Leser gewesen seyn, ehe man ein gründlicher und unbefangener Beurtheiler seyn kann.

Zu 2. Das Lesen soll kein Auswendiglernen, sondern ein Nachdenken seyn. Es soll uns nur in und mittelst der Gedanken Andrer Stoff und Anlaß zum eignen Denken geben. Darum heißt es ein mittelbares Nachdenken (§. 175.). Folglich muß das Gelesene gehörig verarbeitet oder gleichsam verdauet (*in succum et sanguinem* verwandelt) werden, um den Geist zu nähren. Von Rechts wegen sollte man im Stande seyn, nach ordentlich vollendeter Lektüre eines literarischen Werkes sogleich eine

umgearbeitete oder wenigstens sehr verbesserte Ausgabe davon zu machen.

Zu 3. Es ist unmöglich, ein ausführliches wissenschaftliches Werk sogleich mit Nutzen zu lesen, wenn man die Elemente derjenigen Wissenschaft, in welche es einschlägt, noch gar nicht begriffen hat. Der Geist wird dann von dem dargebotenen Erkenntnisstoffe gleichsam überwältigt und erdrückt. Die Uebersicht der Wissenschaft im Ganzen muß dem Detail vorhergehen; es müssen Fächer zum Ausfüllen schon daseyn, ehe man den Stoff zum Ausfüllen einsammelt. Daher ist auch eine enzyklopädische Kenntniss der Wissenschaften überhaupt nöthig, um in Ansehung jeder Wissenschaft, in Beziehung auf welche man ein Buch lesen will, wenigstens eine vorläufige Notiz von ihrem Inhalte, Umfange, Zusammenhange mit andern u. s. w. zu haben. Dadurch ist man orientirt auf dem weiten Gebiete der Wissenschaften, so daß man sich überall leicht zurecht finden kann, wohin man auch durch einen Schriftsteller geführt werde.

Zu 4. Daß bey dem ungeheuern Bücherschwallen, womit die Lesewelt schon überschüttet ist und noch Jahr aus Jahr ein überschüttet wird, eine Auswahl des Wichtigern und Bessern immer nöthiger werde, und daß, da man zuweilen doch auch das Unbedeutende und Schlechte nicht ganz umgehen kann, nicht jedes Buch mit demselben Fleisse gelesen werden könne, leidet keinen Zweifel. Aber wie soll man auswählen, ehe man selbst gelesen hat und

also noch keines Urtheils fähig ist? Das öffentliche Urtheil in kritischen Blättern, wo sich der Urtheilende hinter dem Schilde der Anonymität verbirgt, ist sehr trüglich und oft sich selbst widerstreitend, indem das eine Blatt lobt und anpreist, was das andre tadelt und wegwirft. Daher ist das Privaturtheil eines einsichtsvollen bekannten Mannes oft mehr werth, als zehn öffentliche Urtheile unbekannter Bücherrichter, die sich oft nur desto lauter vernehmen lassen, je weniger das Recht auf ihrer Seite ist. Indessen kann freylich auch jenes Urtheil trügen, und es ist daher unmöglich, immer gleich das Bessere und Wichtigere zu treffen. Doch wird ein geübter Leser bald merken, wie er mit seinem Autor daran und ob von ihm viel zu profitiren ist oder nicht. Es giebt auch hier wie in andern Dingen einen gewissen feinern Takt, der das Vorzügliche gleichsam von fern ahnet, ehe man es noch näher kennen gelernt hat. Aber freylich bedarf derjenige, der diesen Takt erlangt hat, keiner weitem Lesemethodik. — Es versteht sich nun von selbst, daß bloß das Wichtigere und Bessere mit bedachtsamen Fleiße zu lesen und ordentlich durchzustudiren ist (*lectio stataria*), das Schlechte und minder Wichtige hingegen nur flüchtig überlesen werden darf, um das etwa hier und dort zerstreute Gute und Merkwürdige aufzusuchen und kennen zu lernen (*lectio cursoria*). Denn es kommt nicht darauf an, vielerley nach und unter einander, sondern viel Gutes, selbst wiederholt zu lesen (*non multa, sed multum*). Die Bele-

zenheit, deren Zweck bloße Vielwisserey als Gedächtnißwerk (Polyhistorie) ist, hat einen sehr geringen Werth, wenn man nicht auch das Viel, was man weiß, gründlich erlernt, mithin prüfend durchdacht hat (Polymathie), was wohl selten oder nie der Fall seyn dürfte. — Um sich aber bey dem Lesen eines Buches auch nicht allzusehr aufzuhalten, da es des Lesenswürdigen sehr viel giebt, so gewöhne man sich nicht an das beständige Lesen mit der Feder in der Hand, um alles Merkwürdige zu exzerpiren und in sogenannte Kollektaneenbücher einzutragen. Nicht nur wird dadurch eine Menge von Zeit konsumirt, sondern man verläßt sich auch zu sehr auf seine Hefte, so daß es gewöhnlich im Geiste desto leerer aussieht, je mehr das gelehrte *Memorandum - book* vollgepfropft ist. Das Exzerpiren ist bloß nöthig, wenn man entweder zur eignen Geistesübung und zur leichtern Uebersicht des Ganzen ein großes wissenschaftliches Werk in einen fruchtbaren Auszug bringen — wo das Exzerpiren ein vollständiges und systematisches Extrahiren ist — oder sehr interessante Notizen aus selten nicht leicht wieder zu erhaltenden Büchern zum künftigen Gebrauche aufbewahren will.

Zu 5. Je mehr in einer Wissenschaft Parteyen sich hervorthun — als besonders in der Philosophie, aus welcher fast alle Parteyen in andern Wissenschaften hervorgehen — desto nöthiger ist es, sich selbst vor jener Parteylichkeit zu bewahren, welche das Gute nur in den Schriften der eignen Partey

anzutreffen glaubt und daher auch nur diese des Durchlesens würdigt. Dadurch entzieht man seinem Geiste gerade diejenige Nahrung, die ihm am zuträglichsten ist — Prüfung entgegengesetzter Behauptungen durch reifliche Erwägung der gegenseitigen Gründe. Man findet wohl auch in den Schriften der eignen Partey die Gründe der Gegenpartey angeführt; aber oft so entstellt, so mangelhaft, so entkräftet, daß ihre Widerlegung wenig Kopfbrechens verursacht. Man muß also die Schriften der Gegner selbst lesen, damit man nicht zu jener Einseitigkeit und Beschränktheit verleitet werde, welche die Folge jener Parteylichkeit ist. Prüfet alles und behaltet das Gute! — ist ein Ausspruch des Paulus, den nicht bloß Theologen, sondern alle, denen es ernstlich um Erkenntniß des Wahren zu thun ist, beherzigen sollten.

Zu 6. Die Bildung des Geschmacks (*cultura aesthetica*) ist nicht minder wichtig, als die Bildung des Verstandes (*cultura intellectualis*). Das Studium ästhetischer Schriften (d. h. nicht Schriften über die Aesthetik, denn diese gehören zur wissenschaftlichen Literatur, sondern Werke der Poesie und Beredsamkeit) ist also schon an sich zu empfehlen, weil dadurch der Geschmack gebildet wird. Jenes Studium belebt und stärkt aber auch die Seelenkräfte überhaupt, indem es dieselben in ein freyeres Spiel versetzt und dem von anstrengenden Verstandesarbeiten ermüdeten Geiste Erholung gewährt. Es befördert also mittelbar oder indirekt auch die intellek-

tueller Kultur. Dafs diese freylich nicht der Fall seyn könne, wenn man zu viel und schlechte Schriften dieser Art (wie die gewöhnlichen Romane, an denen der Hunger mehr Antheil hat, als die Phantasie) liest, versteht sich von selbst.

Der angewandten Methodenlehre zweytes Hauptstück.

Von der Mittheilung der Erkenntnisse

§. 181.

Die Mittheilung der Erkenntnisse, wiefern sie absichtlich und durch Regeln bestimmbar ist, kann in die einseitige und wechselseitige eingetheilt werden. Jene heifst Unterricht (*didaxis — institutio*), diese Unterredung (*dialogus — collocutio*).

Anmerkung.

Es ist hier natürlich blofs von der absichtlichen Gedankenmittheilung, die sich selbst gewissen Regeln unterwirft, nicht aber von derjenigen die Rede, welche im gemeinen Leben ohne den Zweck der Belehrung blofs Unterhaltung sucht und zufällig zwar auch instruktiv genug seyn kann, aber sich doch an keine besondern Regeln bindet, für welche also auch der gleiche

gleiches nicht gegeben werden können. — Was den Unterschied zwischen Unterricht und Unterredung anlangt, so ist es freylich wahr, daß man sich unterrichtend unterreden oder unterredend unterrichten könne. Aber dessen ungeachtet muß doch die einseitige Gedankenmittheilung von der wechselseitigen unterschieden werden, und jene Ausdrücke sind wohl die schicklichsten zur kurzen Bezeichnung dieses Unterschieds.

§. 182.

Der Unterricht ist entweder mündlich oder schriftlich. Ob aber gleich der letzte von dem ersten in mancherley Hinsicht verschieden ist, so sind sie doch ihrem logischen Wesen nach einerley und stehen also in logischer Hinsicht unter eben denselben Regeln.

Anmerkung.

Der schriftliche Unterricht ist von dem mündlichen hauptsächlich in ästhetischer Hinsicht unterschieden. Dieser ist weniger zierlich, weil man bey dem Sprechen die Worte nicht so genau abwägen und wählen und so geschickt verbinden kann, als bey dem Schreiben; er ist daher auch etwas weitschweifiger, indem man für den Hörer manches erläutern und wiederholen muß, was man dem bedachtsamen Leser selbst überlassen kann. Der mündliche Unterricht nähert sich daher gewissermaßen

dem Konversationstone, wo man im Gebrauche der Worte eben nicht so sehr eckel ist und ein paar Worte mehr, als gerade nöthig sind, nicht sonderlich geachtet werden. Der schriftliche Unterricht hingegen verträgt mehr Eleganz und Präzision; und jedermann ist berechtigt, beydes von dem Schriftsteller in einem Grade zu fordern, der der vorzutragenden Materie, dem Zwecke und den präsumtiven Lesern angemessen ist. — Auch in Ansehung des Eindrucks auf das Gemüth muß sich der mündliche Vortrag vom schriftlichen unterscheiden, wie schon aus §. 175. erhellet. — Aber das eigentlich Logische muß doch in beyden Arten des Unterrichts einerley seyn; daher wir auch auf diesen Unterschied weiter keine Rücksicht nehmen.

§. 183.

Bey allem Unterrichte kommt es hauptsächlich auf die Lehrart (*methodus didactica*) d. h. auf die Form der Mittheilung seiner Erkenntnisse an. Diese Form kann theils als innere theils als äußere betrachtet werden, je nachdem man auf das Wesentliche oder Außerwesentliche dabey Rücksicht nimmt. Das Letzte betrifft bloß die Einkleidung der Gedanken oder den Vortrag, das Erste ihre Anordnung und Verknüpfung selbst. Doch bezieht man den Ausdruck

Vortrag oft auch zugleich mit auf das Innere oder Wesentliche des Unterrichts.

§. 184.

Die Lehrmethode ist in Ansehung der innern Form

1) an und für sich betrachtet entweder analytisch oder synthetisch, je nachdem man seinen Vortrag von dem Bedingten oder von dem Bedingenden anhebt, mithin entweder regressiv oder progressiv verfährt.

2.) mit Rücksicht auf die Subjekte erwogen entweder gelehrt oder populär, je nachdem man für diejenigen, welche etwas gründlich erlernen wollen, seinen Vortrag nach der strengsten logischen Ordnung einrichtet und die möglichste Vollständigkeit und Präzision zu erreichen sucht, oder für solche, die gewisse Erkenntnisse nur zum Nutzen oder Vergnügen suchen, einem leichteren und freyeren Gedankengange folgt, und bloß dasjenige aushebt, was in beyderley Hinsicht am meisten interessirt und sich am falslichsten vortragen läßt.

Anmerkung.

Da die Methode der Gedankenbehandlung überhaupt sowohl analytisch als synthetisch seyn

kann (S. 120.) so sehr von selbst, daß dieser Unterschied auch in Ansehung der Gedankenmittheilung stattfindet. Was also darüber in der angeführten Stelle gesagt worden, läßt sich sehr leicht auf die Lehrmethoden anwenden. Ganz Wissenschaften lassen sich nur synthetisch, einzelne Lehrsätze aber auch analytisch vortragen. Für Ueingeübte im Denken und zur Uebung derselben im Denken ist der analytische Vortrag brauchbarer, indem das Bedingte gewöhnlich bekannter ist als das Bedingende, mithin es dem Lehrlinge leichter wird von jenem, als von diesem auszugehen. — Was aber den Unterschied der gelehrten und populären Methode anlangt, so ist derselbe von den Subjekten hergenommen, für welche der Unterricht oder Vortrag bestimmt ist. Der Gelehrte, welcher zum Theil schon gründliche Kenntnisse in den Wissenschaften erworben hat und deren noch mehr erwerben will, dem es also um Gründlichkeit und Vollständigkeit des Wissens selbst zu thun ist, fördert und verträgt natürlich auch eine strengere Methode, als derjenige, welcher gewisse Erkenntnisse nur zu seinem Nutzen oder Vergnügen sucht, der Lays und der bloße Dilettant. Gemeinbrauchbarkeit und Gemeinverständlichkeit sind die beyden Hauptbetrachtungen für den, welcher etwas populär vortragen will. Da sich nun nicht alles popularisiren läßt (z. B. die höhern Lehren der Mathematik und Philosophie): so muß derjenige, welcher in seinem Vortrage populär seyn will, wissen, was und wie

ren popularisiren soll. Es wird also das Deduciren aus den höchsten und letzten Erkenntnisprincipien, die logische Förmlichkeit im Definiren, Davidiren und Demonstriren, und vorzüglich alle Kunstausdrücke (*termini technici*) vermeiden müssen. *) Denn alles dies ist der Gemeinbrauchbarkeit und Gemeinverständlichkeit entgegen, und nur der gelehrten Methode eigen. Diese kann insonderheit die Kunstwörter, so viel Mißbrauch damit auch getrieben werden mag, gar nicht entbehren. Denn um die abstraktesten Vorstellungen, für welche die gemeine Rede keine Worte hat, kurz und treffend zu bezeichnen, muß sie sich selbst gewisse Ausdrücke schaffen. Die populäre Methode aber muß sich an den gemeinen Redegebrauch halten, weil sonst der Vortrag von den Subjekten, für welche er bestimmt ist, gar nicht gefaßt werden würde. Soll nun der populäre Vortrag durch die Beschränkungen, denen er nothwendig unterworfen ist, nicht leicht und plebej werden — die gewöhnlichen Klippen, an welchen popularisirende Lehrer scheitern — so erfordert er noch mehr Geschicklichkeit als der gelehrte Vortrag. Denn der populäre Lehrer muß alsdann selbst außer einer gründlichen und ausgebreiteten Kennt-

*) In den beyden ersten Stücken besteht eigentlich die Popularität der innern Lehrform, in dem letzten Stücke aber und dem damit verbundenen Anschließen an den gemeinen Redegebrauch die Popularität der äußern Lehrform. Manche nennen daher jenes auch Popularität der Methode, dieses Popularität des Vortrags.

niss der Sache das Talent einer ästhetischen, leichten und gefälligen Darstellung haben; welches nicht immer mit jener Kenntniss verknüpft ist. — Uebrigens heisst die gelehrte Methode auch die scholastische oder exoterische, die populäre hingegen die exoterische, weil jene für die Schule, diese für das Leben und die Welt mehr Brauchbarkeit hat. Durch den Missbrauch jener verfällt man in den Fehler der gelehrten Pedanterie (denn daß es auch außer dem Gelehrtenstande unter Hofleuten, Soldaten, Geschäftsmännern Pedanten gebe, ist wohl nicht zu läugnen, ob sie gleich aus leicht begreiflichen Ursachen unter den Gelehrten am häufigsten angetroffen werden); durch den Missbrauch der populären Methode aber verfällt man in den Fehler der gelehrten Galanterie, welche um den Beyfall der Menge buhlt und um dessen willen der Einsicht oder Wissenschaft selbst Abbruch thut. — Die gelehrte Methode heisst ferner auch die systematische *), wissenschaftliche und demonstrative, weil sie gebraucht werden muß, wenn ein System von Erkenntnissen oder eine ganze Wissenschaft vorgetragen und darin alles Erweisliche gründlich erwiesen, mithin aus den ersten Grundsätzen abgeleitet werden soll. Die mathematische oder geometrische Methode aber ist eigentlich nur eine besondre Art oder Modifikation derselben, wo-

*) Manche beziehen diesen Ausdruck auf die äußere Form, wovon weiter unten.

durch die gelehrte Methode in ihrer größten Vollkommenheit oder im höchsten Glanze erscheint, weil es die Mathematik wegen der ihr eigenthümlichen intuitiven Konstruktion allen andern Wissenschaften an Evidenz vorzuzieht. Daher ist sie auch in der Methode am strengsten und giebt jedem Satze seinen eigenthümlichen Rang und Titel. Das Letzte kann man zwar auch in andern Wissenschaften thun und durch eine solche äußere Nachhülfung der Methode die mathematische Evidenz selbst affektiren, aber diese doch nimmer erreichen, so lange man nicht jedes diskursive Erkenntniß auch in ein intuitives verwandeln kann (§. 68.).

§. 186.

In Ansehung der äußern Form kann es sehr verschiedne Arten des Vortrags geben. Die merkwürdigern sind der aphoristische, parabolische oder ängmatische, epistolarische und dialogische Vortrag. Durch den letzten nimmt der Unterricht die Form der wechselseitigen Gedankenmittheilung an. Wenn diese beym mündlichen Vortrage zwar dem Scheine nach stattfindet, es aber doch nur eigentlich auf Unterricht des Andern oder Erzeugung der Gedanken in einem fremden Gemüthe abgesehen ist, so heißt der Vortrag erotematisch oder katechetisch.

Anmerkung 1.

Wenn man seine Gedanken in lauter kurzen abgebrochenen Sätzen vorträgt, so heißt der Vortrag oder die Methode aphoristisch (auch fragmentarisch, rhapsodisch). Die entgegengesetzte Methode würde die kohärirende genannt werden können. *) Stehen die Sätze in gar keinem Zusammenhange, sind sie bloß nach einander hingeworfen und gleichsam zufällig ausgestreute Gedanken (Sentenzen, Maximen, Einfälle, *Pensées*, *Reflexions diverses*): so sind es wirkliche Aphorismen. (Diese Art des Vortrags nennen Manche vorzugsweise fragmentarisch oder rhapsodisch). Findet aber ein natürlicher und gesetzmäßiger Zusammenhang zwischen ihnen statt, so daß nur die Rede nicht in einem Kontexte fortläuft (wie die Paragraphen eines Lehrbuchs — PLATNER'S Aphorismen): so sind es nur scheinbare oder uneigentlich sogenannte Aphorismen. (Diese Art des Vortrags nennen Manche vorzugsweise aphoristisch). — Wenn man seine Gedanken in bildliche Ausdrücke und räthselhafte Erzählungen einkleidet, so heißt der Vortrag parabolisch oder ängmatistisch. Dies ist also eine indirekte Art, etwas vorzutragen, welcher die

*) Einige nennen die entgegengesetzte Methode systematisch. Allein diese ist keine andre als die wissenschaftliche oder gelehrte und steht mithin der populären entgegen. Ein populärer Vortrag kann eben so wohl aphoristisch als kohärirend seyn, aber nicht systematisch im eigentlichen Sinne; denn das System gehört für die Schule.

direkte Methode entgegensteht, wo man sich gerader und in eigentlichen Ausdrücken erklärt. In den äsaepischen Fabeln und den evangelischen Parabeln, so wie in dem berühmten Apologe des *MANIUS ACILIUS* (Liv. 2, 32.) und in allen Räthseln findet jene Art des Vortrags statt. Sie soll die Aufmerksamkeit spannen und das Nachdenken reg machen, und ist, soferne sie abstrakte Wahrheiten verständlich, für den großen Haufen brauchbar, mithin eine besondere Modifikation der populären Methode. Daher sich auch Volkalehrer derselben am häufigsten bedient haben. Man muß sich nur dabey in Acht nehmen, daß der Vortrag nicht allzuräthselhaft und mystisch dunkel werde, weil man dadurch die Verständlichkeit aufhebt, es wäre denn, daß jemand besondere Ursachen hätte, warum er sich vor der Hand noch nicht deutlich erklären, aber doch einstweilen die Lernbegierde reizen wollte. — Wenn man ferner seine Gedanken in Briefform einkleidet, um den Vortrag lebendiger zu machen, so heißt derselbe epistolarisch. Daß man dabey nicht die Briefform zu ängstlich beobachten und die gewöhnlichen Titulaturen, Erkundigungen, Anwünschungen u. d. anbringen dürfe, versteht sich von selbst. Wenn nicht Einer allein als schreibend dargestellt wird, sondern man zwey Personen mit einander korrespondiren läßt, so nimmt der Vortrag schon die Gestalt der wechselseitigen Gedankenmittheilung an. *) Dieß ist noch mehr der Fall beym

*) Ein Andres ist, wenn zwey Personen wirklich einen Briefwechsel zu ihrer gegenseitigen Belehrung führen, wo

dialogischen Vortrage, wo man zwey oder mehre Personen als in einem Gespräche begriffen darstellt und dadurch seine eignen Gedanken dem Leser mittheilt. Diese Art des Vortrags erfordert viel Kunst, um nicht langweilig zu werden, welches der Fall ist, wenn die Personen mehr nach einander räsonniren und peroriren, als mit einander diskurriren und diskutiren — aber auch Ehrlichkeit von Seiten des Autors und Bedachtsamkeit von Seiten des Lesers, um nicht durch den Dialog zu betrügen und betrogen zu werden. Denn es ist nichts leichter, als einen im Denken nicht recht geübten und nicht recht aufmerksamen Leser durch ein künstliches Gewebe von Gedanken in einem Dialoge zu verwirren und zu täuschen. Man darf nur durch beständiges Unterbrechen der redenden Personen die Schlussbette abdehnen, so daß die einzelnen Glieder derselben durch Vertheilung unter verschiedene Personen versteckt werden — oder dem Gegner der eignen Meynung beliebige, leicht zu widerlegende Einwürfe in den Mund legen, so daß er am Ende, als wäre er durch die Stärke der vorgehaltenen Gegengründe völlig überwunden, alles zugiebt: so wird dadurch der ungeübte und unbedachtsame Leser sehr leicht geblendet und überrascht werden. Ob sich wohl in manche hochberühmte Dialogen der älteren und neueren

alsdann in der That eine wechselseitige Gedankenmittheilung stattfindet. — Ausser der Briefform kann man zum schriftlichen Unterrichte auch die Form der Vorlesungen oder Reden wählen, um den Vortrag zu beleben.

ein Philosophen: solche Blödsenke eingeschlichen haben, mögen?

Anmerkung 2.

Die beyden letzten Arten des Vortrags finden bloß bey dem schriftlichen Unterrichte statt. Man denke sich nur bey dem Schreiben Personen, an die man schreibt oder die an einander schreiben, oder die mit einander sprechen. Aber auch der mündliche Unterricht kann die Form der wechselseitigen Gedankenmittheilung annehmen. Dann heißt er erotematisch vom Fragen (und Antworten) und steht dem apokryphischen entgegen, wo Einer redet und der oder die Andern bloß zuhören. Die erotematische Methode besteht aber nicht bloß im Fragen und Antworten — denn das wäre ein bloßes Examiniren, wo man jemanden abfragt, was er gelernt hat — sondern in einem solchen Einrichten der Fragen, daß der Lehrling die Gedanken oder Erkenntnisse, die ihm mitgetheilt werden sollen, in sich selbst erzeugt oder aus sich selbst entwickelt, mithin in einem wirklichen Katechesiren, wo man jemanden abfragt, was er erst lernen soll. Daher diese Methode auch die katechetische heißt. *) Die Anwendung dieser Me-

*) In KANT's Logik (§. 119.) wird die erotematische Methode eingetheilt in die dialogische oder sokratische und die katechetische; jene wende sich mit ihren Fragen an den Verstand, diese an Gedächtniß, indem die gemeine Katechese nicht lehre, sondern nur abfrage, was vor-

rhode erfordert viel Geschicklichkeit, indem eine Gegenwart und Gewandtheit des Geistes dazu gehört, die nur durch Uebung erlangt wird, außerdem aber auch natürliches Talent voraussetzt. Da Sokrates diese Methode häufig anwendete, indem er sie als eine geistige Hebammenkunst betrachtete, die er von seiner Mutter erlernt habe, so daß er zwar selbst nichts produciere, aber doch Andern hilfreiche Hand leisten könne: so hat man sie auch die sokratische Methode genannt. Die Dialogen des PLATON und XENOPHON enthalten treffliche Muster in dieser Art, obgleich die meisten derselben den nicht-sokratischen Dialogen bloß nachgebildet seyn mögen. Es kann aber diese Methode nicht auf alle Arten von Erkenntnissen, sondern nur auf diejenigen angewendet werden, welche der menschliche Geist aus sich selbst zu entwickeln vermag, mithin reine Vernunftkenntnisse. Empirische und historische Erkenntnisse lassen sich nur akromatisch mit-

her akromatisch gelehrt werden sey; daher die katechetische Methode auch nur für empirische und historische, nicht für rationale Erkenntnisse gelte. — Wenn nun unter gemeiner Katechese die Fragmethode eines als Schulmeister angestellten gemeinen Handwerkers verstanden werden soll, so mag jene Logik Recht haben. Die besseren Katecheten unter Schullehrern und Predigern hingegen katechisiren ganz anders und die Katechetik als Unterrichts Wissenschaft lehrt eine ganz andre Fragmethode, nach welcher rationale Erkenntnisse (moralische und religiöse Wahrheiten) dem Lehrlinge wirklich herausgefragt werden. Jene gemeine Katechese ist keine Methode, sondern eine Unmethode.

theilen und nachher erst, wenn sie behalten worden sind, wieder abfragen. Aber dieses Abfragen ist dann kein Katechisiren, sondern ein Examiniren. *).

§. 186.

1. Bey der wechselseitigen Gedankenmittheilung sind die Urtheile zweyer (oder mehrer) Subjekte oft einander entgegengesetzt. Dann erscheint die Unterredung als ein logischer Streit. Der Zweck desselben ist, Einkelligkeit der Urtheile durch den wechselseitigen Widerstand derselben hervorzubringen. Die Grundregel desselben aber ist, daß die Behauptungen des Gegners

*) Es giebt noch verschiedene andre Benennungen der Methode des Unterrichts, die aber leicht verständlich und nicht eben besonders merkwürdig sind, z. B. syllogistische Methode, wenn man etwas in förmlichen Schlüssen vorträgt, tabellarische Methode, wenn man etwas in Form einer Tabelle vorträgt u. s. w. — Ein Vortrag, der eigentlich gar keine Methode hat, dessen Form also die Unform selbst ist, heißt auch tumultuarisch, und insonderheit desultorisch, wenn man schnell von einem Gedanken auf den andern ohne logischen Zusammenhang übergeht. Digressionen sind Ab- oder Ausschweifungen des Vortrags auf Nebensachen. Wenn nun immer eine Digression auf die andre folgt, so wird eben dadurch der Vortrag desultorisch und tumultuarisch, und man sagt dann von einem solchen Schwätzer: Er kommt vom Hunderten aufs Tausende.

nicht bloß bestritten; sondern auch, wenn sie falsch sind, durch allgemeingültige Gründe widerlegt werden müssen. An sich ist es übrigens gleichgültig, ob der Streit als vertrauliches Gespräch oder öffentlicher Disput eracheine, wenn nur sonst logisch gestritten wird.

Anmerkung 2.

Wenn die Urtheile der Unterredenden stets einhellig wären, so würden die Unterredungen höchst langwellig seyn und bald aufhören. Nur der Widerstreit der Urtheile belebt den Geist und lockt gleichsam Funken aus demselben hervor. Daher ist es selbst zur Belebung der gewöhnlichen Unterhaltungen gut, zuweilen irgend einen paradoxen Satz als einen logischen Zankapfel hinzuwerfen. Denn paradox ist, was gegen die gemeine Meynung (*contra sensum*) verstößt, ohne darum gerade falsch zu seyn. *) Der logische Streit (*pugna intellectualis s. disputatio sensu latiori*) ist also von dem physischen Kampfe (*pugna corporalis s. bellum*) wesentlich ver-

*) Paradoxien sind oft keines wichtiger und neuer Einsichten. Es ist daher kleinlich und erbärmlich, vor jeder Paradoxie als vor einem Verbrechen zurückzubeugen. Aber nach Paradoxien haechen, um sich vielleicht das Ansehen eines Genies zu geben, ist narisch und gesuchhaft. Denn oft sind Paradoxien auch nichts andere als — glänzende Seifenblasen, die sich sehr bald in Nichts auflösen. Paradoxien-sucht ist daher nicht minder als Paradoxien-furcht zu vermeiden.

schieden, obgleich dieser oft aus jenem entsteht. Man streitet aber nicht, um zu streiten, wiewohl Manche daran ein großes Vergnügen zu finden scheinen, sondern Friede ist das Ziel des Streits. Man kann vernünftiger Weise bloß Einstimmung der Urtheile dadurch bewirken wollen (§. 5. Anm. 2.). Die Dissonanzen des Erkenntnisvermögens in verschiedenen Subjekten sollen dadurch in Harmonie aufgelöst werden. Es ist also nicht hinlänglich, bloße Einwürfe gegen die Behauptung eines Gegners vorzubringen; denn dadurch wird sie zwar bestritten (*oppugnatur*), aber nicht widerlegt (*non refutatur*). Hierzu gehört, daß die Ungültigkeit derselben erwiesen werde, damit der Gegner die Falschheit seines Urtheils einsehe. Denn ein wahres Urtheil kann nur bestritten, aber nie widerlegt werden. Soll aber die Widerlegung selbst gründlich seyn, so muß sie nicht bloß aus gewissen vom Gegner zwar für wahr gehaltenen und bis dahin zugestandenen Sätzen (*ex concessis*), die aber an sich betrachtet ungültig sind, geführt werden — denn alsdann ist die Widerlegung nur scheinbar, bewirkt bloße Ueberredung, mithin keinen dauerhaften Beyfall — sondern aus allgemeingültigen Gründen, wodurch der Gegner wirklich widerlegt und Ueberzeugung bewirkt wird (Fund. §. 87 — 94.). Eine Widerlegung der ersten Art heißt *refutatio non arguens*, der zweyten — *refutatio arguens* (§. 131.).

Anmerkung 2.

Die anderweiten Regeln, des logischen Streitens sind folgende:

1.) Man bestimme vor allen Dingen den Streitpunkt (*status controversiae*) genau und weiche nicht von demselben ab. Denn durch eine solche Abweichung (*paraphrasis seu alius verus*) wird es unmöglich gemacht, über das Objekt des Streits zur Einbelligkeit des Urtheils zu gelangen. Hat man aber dieses Objekt selbst gar nicht genau bestimmt, so fügt es sich oft, daß man streitet, ohne wirklich uneinig zu seyn, mithin einen bloßen Wortstreit (*logomachia*) führt (§. 157. Anm.) oder über Dinge streitet, die entweder des Streits nicht werth sind oder gar nicht ausgemacht werden können (*de lana caprina*).

2.) Man suche sich über die Prinzipien zu vereinigen, aus welchen der Streit geführt werden soll. Denn wenn die streitenden Parteyen noch nicht wissen, was bey ihrem Streit als ausgemacht oder unausgemacht, als unmittelbar oder mittelbar gewiß angesehen werden soll — wenn sie nicht wissen, ob die Sache durch objektive oder subjektive, rationale oder empirische Gründe entschieden werden müsse, so muß der Streit ewig dauern. Längeres aber jemand die Prinzipien selbst, aus welchen allein die Sache entschieden werden könnte, so kann man sich mit ihm in einen Streit gar nicht einlassen, bevor nicht jene Prinzipien selbst als gültig erwiesen sind. *Contra principia negantem disputari non potest.*

3.) Man

3.) Man prüfe die Beweise des Gegners zuerst in Ansehung der Form, dann in Rücksicht der Materie. Denn wenn auch jene richtig wäre, so könnte doch in dieser ein Fehler verborgen liegen, durch dessen Entdeckung der Streit vielleicht auf einmal beendet ist.

4.) Man halte indessen die Widerlegung eines Beweises, den der Gegner für seinen Satz anführt, nicht sogleich für eine Widerlegung des Satzes selbst. Denn dieser könnte auch wohl auf andern und gültigern Gründen beruhen (§. 80. Anm. 4.). So wenig derjenige, welcher einen Beweis verwirft (z. B. den ontologischen fürs Daseyn Gottes), die Sache selbst verneint (ein Gottesläugner ist): so wenig hat derjenige, welcher einen Satz als ungültig darthun, mithin die Sache selbst verneinen will, schon gewonnen Spiel, wenn er einen angeblichen Beweis dafür widerlegt hat.

5.) Ist es möglich, so widerlege man nicht bloß, sondern suche auch die Quelle zu entdecken, aus welcher der Irrthum des Gegners entsprungen ist. Denn dadurch wird der Gegner am sichersten überführt und man verhütet dadurch eine Menge andrer falschen Behauptungen, die vielleicht aus derselben Quelle hervorgehen möchten.

6.) Man streite mit Humanität. Diefs ist nicht bloß eine ethische Regel, sondern sie gilt auch in logischer Hinsicht. Denn die Unbefangenheit des Geistes im Urtheilen und das Anerkenntniß der Wahrheit wird durch nichts mehr gehindert, als durch

Inhumanität im Streite. Es ist aber hier unter Humanität nicht jene falsche Nachgiebigkeit zu verstehen, die aus lauter Höflichkeit nicht zu widersprechen wagt und jedem Recht giebt, der es übel nehmen möchte, wenn man ihm widerspricht — denn dadurch hört alle Erforschung der Wahrheit auf und man beweist eben dadurch keine Humanität, weil man sich an der Wahrheit selbst versündigt, die dem Menschen über alles theuer seyn soll — sondern die Achtung der Vernunft im Gegner als Menschen, wodurch er mit jedem, der ihm an Talent und Kenntniss auch noch so sehr überlegen wäre, auf gleichem Fusse steht. Jeder Vernünftige kann fodern, daß er im Streite vernünftig behandelt werde, daß man ihn also nur durch Gründe zu widerlegen suche. Wer daher seinen Gegner im Streite nur lächerlich zu machen oder gar zu beschimpfen sucht, der macht im Grunde sich selbst verächtlich. Das Lächerliche ist kein Probirstein der Wahrheit — denn ein witziger Kopf kann alles von einer Seite darstellen, die Lachen erregt. Durch Schimpfworte aber wird noch weniger entschieden — denn schimpfen kann jeder Straßebube. Sehr treffend sagt daher KANT in seiner Tugendlehre (S. 141.), wo er von der dem Menschen überhaupt schuldigen Achtung handelt: „Hier, „auf gründet sich eine Pflicht der Achtung für den „Menschen selbst im logischen Gebrauche „seiner Vernunft: die Fehltritte derselben nicht „unter dem Namen der Ungereimtheit, des abge- „schmackten Urtheils u. dg. zu rügen, sondern viel

„mehr vorauszusetzen, daß in demselben doch etwas
 „Wahres seyn müsse, und dieses heraus zu suchen;
 „dabey aber auch den trüglichen Schein aufzudecken
 „und so, indem man die Möglichkeit zu irren erklärt,
 „ihm noch die Achtung für seinen Verstand zu er-
 „halten. Denn spricht man seinem Gegner in einem
 „gewissen Urtheile durch jene Ausdrücke allen Ver-
 „stand ab, wie will man ihn denn darüber verstän-
 „digen, daß er geirrt habe?“

Anmerkung 3.

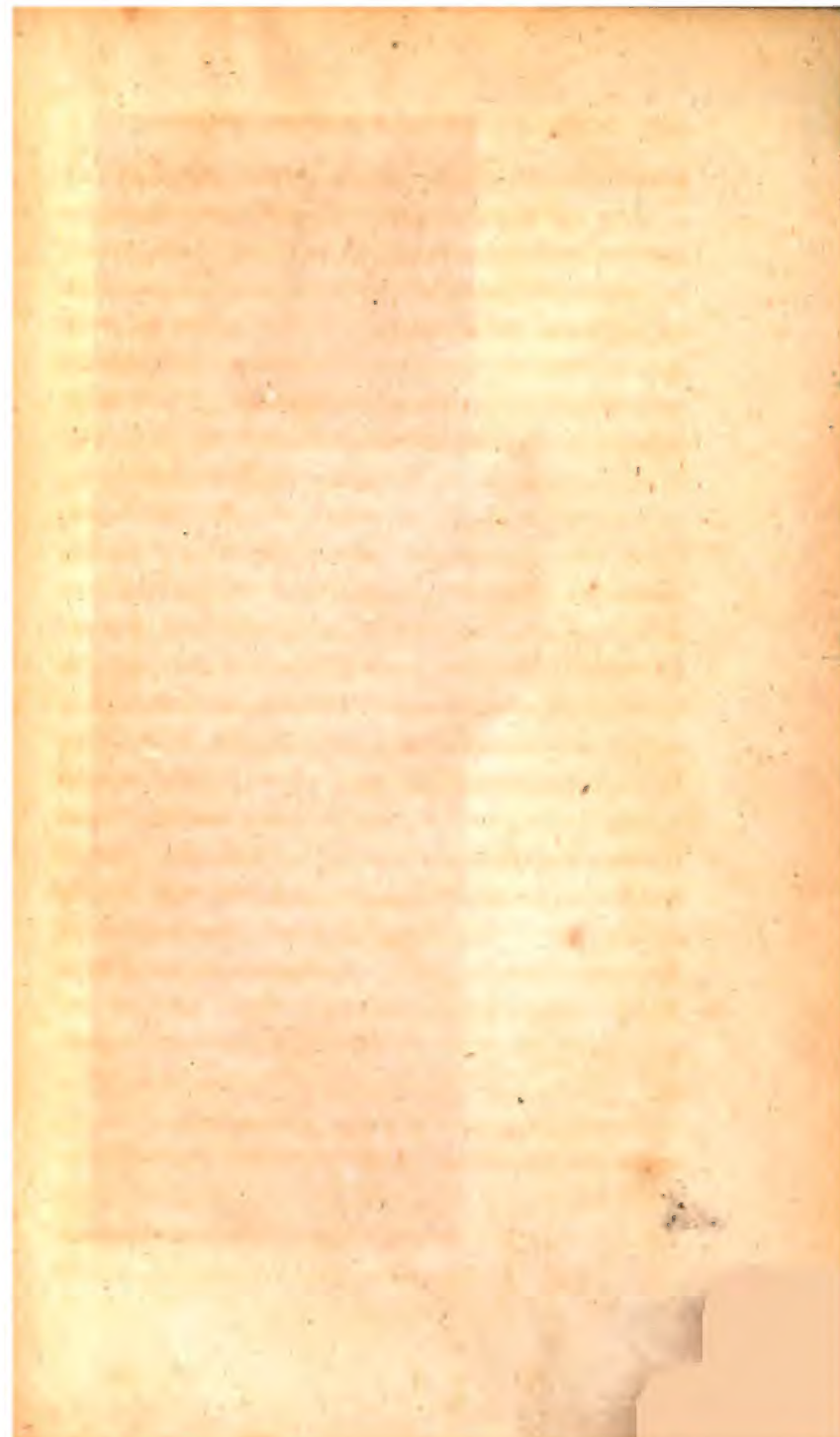
Der logische Streit kann entweder als vertrau-
 liches Gespräch (*colloquium privatum* s. *familia-*
re) oder als öffentlicher Disput (*colloquium*
sollemne disputandi causa *) s. *disputatio sensu stricti-*
ori) geführt werden. Zur Entdeckung der Wahr-
 heit und zur Vervollkommnung der Erkenntniß ist
 wohl jenes dienlicher als dieses, weil hier Eitelkeit
 und Ehrgeitz sich oft ins Spiel mischen und thöricht
 genug gefodert wird, daß der Respondent allemal
 Recht behalten, und im Fall er selbst sein Recht
 nicht behaupten könnte, der Präsident es gegen den
 Opponenten durchfechten solle. Wenn indessen der-
 gleichen Disputationen nicht bloß zum Schein, um
 einer akademischen Formalität zu huldigen, angestellt
 werden, oder zur Schlichtung solcher Streithändel,
 welche bereits weit um, sich gegriffen und die Ge-

*) Die *Colloquia explorandi causa* sind mehr *Examina*
honoris causa ita dicta, und gehören nicht hieher.

müther in heftige Bewegung gesetzt haben *) — sondern zur Uebung, um Gegenwart des Geistes im Denken *pro* und *contra* und Fertigkeit im Sprechen zu befördern: so sind sie keineswegs unnütz und sollten daher auf den höheren Lehranstalten nicht so sehr vernachlässigt werden. Nur muß man dabey auch wirklich logisch verfahren, d. h. nicht bloß hin und her reden, sondern es muß der Opponent die Einwürfe in ordentlicher syllogistischer Form vortragen und der Respondent auf jeden Theil des vorgelegten Syllogismes in der gehörigen Ordnung antworten. Die übrigen dabey zu beobachtenden Regeln muß man durch den Gebrauch (*ex usu*) lernen. Im vertraulichen Gespräche bindet man sich freylich nicht an eine so strenge Methode; nur muß man sich in Acht nehmen, daß der freyere Gedankengang keine Veranlassung zu Ab- und Ausschweifungen gebe und Dinge, die gar nicht zur Sache gehören (*aliena*) eingemischt werden. Bey jedem Streite aber, er sey vertrauliches Gespräch oder öffentlicher Disput, ist nichts sorgfältiger als leidenschaftliche Hitze zu vermeiden; weil diese allemal vom rechten Wege abführt.

*) Die Disputationen zur Zeit der Reformation über allgemeine Kontroversien in der Religion hatten gewöhnlich den Erfolg, daß die Disputanten erbitterter aus einander gingen und wohl gar neue Parteyen entstanden.

Ende der Denklehre als ersten Theils der theoretischen Philosophie.



ULATION DEPARTMENT

Main Library

2	3
5	6

RECALLED AFTER 7 DAYS

LETTERS BE MADE 4 DAYS PRIOR TO DUE DATE.

1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 2680, 26

AS STAMPED BELOW

[illegible]

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY

m, 1/83 BERKELEY, CA 94720



YBC78823

U.C. BERKELEY LIBRARIES



C021117930

35263

BC 73

K78

